

Dezember 4/99

E 1459



Sch Re Hr Bw  
Ob Ma

# Bayerische Heimat

Zeitschrift für  
Landes- und  
Völk Kunde  
Natur-, Umwelt-  
und Denkmalschutz

317 3 0. 12. 99

# Wir machen den Weg frei

*...für Ihre berufliche Unabhängigkeit*



**Die freundlichen  
Banken mit  
Kompetenz vor Ort**  
<http://www.vrnet.de>

Sie möchten in die Selbständigkeit starten.

Den nötigen Schub bekommen Ihre Pläne mit unserer kompetenten Beratung. Wir helfen Ihnen bei der Existenzgründung, damit es von Anfang an schnell aufwärts geht.

**Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken**

Unser Finanzverbund:

									
Karlsruhe, Frankfurt	Braunfels, Bielefeld, Gelnhausen	Bielefeld, Münster	Essen, Köln, Düsseldorf	Düsseldorf, Bonn, Köln, Frankfurt	Hannover, Göttingen, Kassel	Düsseldorf, Köln, Bonn, Frankfurt	Frankfurt, Kassel	Frankfurt, Kassel	Frankfurt, Kassel



# Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde  
Natur-, Umwelt und Denkmalschutz

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e. V.

Für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land  
Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium  
Freiburg, unterstützt.

Landesvorsitzender:

Adolf Schmid, Freiburg

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Tel.: 07 21-75 43 45

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,

Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg

Tel. (07 61) 7 37 24,

Fax (07 61) 7 07 55 06

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00–18.00 Uhr, Di 8.00–12.00 Uhr, Do 8.00–12.00 Uhr

Internet: <http://www.badische-heimat.de>

e-mail: [info@badische-heimat.de](mailto:info@badische-heimat.de)

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 50,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 14,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

**Zahlstellen des Landesvereins:**

Postbank Karlsruhe,

Kto.-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75

Sparkasse Freiburg - Nördl. Breisgau

Kto.-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01

Spenden bitte an das

Kto. der Stadt Freiburg

Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg

Vermerk: „Spende Badische Heimat“

bitte nicht vergessen

**Gesamtherstellung:**

G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG, G. Braun : Verleger Services

Karl Friedrich Str. 14-18,

76133 Karlsruhe

Anzeigenverwaltung: Daniela Kleinhans

Tel. (07 21) 1 65-3 77,

Fax (07 21) 1 65-2 27

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig

Reproduktionen:

G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG, G. Braun : Verleger Services

*Titelbild: Max Köhler, Rauhreif bei Mühlenbach*

*(Aus: Max Köhler, Tradition und Moderne, Reiff Schwarzwaldverlag Offenburg)*

# Inhalt

## I. Landesverein

- Geburtstagsfeier in Freiburg*  
Adolf Schmid, Freiburg ..... 712
- Badische Identität*  
Prof. Dr. Helmut Engler, Freiburg ..... 714
- Grußwort von Prof. Dr. Wolfgang Jäger,  
Universität Freiburg* ..... 721

## II. Goethe

- Die Quadratur des Goethe? –  
Der Dichter und Mannheim*  
Hanspeter Rings, Mannheim ..... 724

## III. 48er Revolution

- Die Spannungen zwischen Reform und  
Restauration im deutschen Vormärz und das  
Ringeln um Glaubens- und Gewissensfreiheit  
am Vorabend der badischen Revolution*  
Robert Albiez, Ettlingen ..... 739
- Aus dem Rhein-Neckar-Dreieck in die  
Republik: der „ZeitZug 1848“*  
Horst Steffens u. Roland Kress, Mannheim ..... 754
- Der Streit um die Zukunft – Religion und  
Revolution in Baden 1848/49*  
Thomas K. Kuhn, Kandern ..... 762

- „Das Grab ist die Wiege der Freiheit“ –  
Gedenktafel zur Erinnerung in  
Neulußheim (Zeitungsnotiz)* ..... 770
- Die Spottkreuze auf Großherzog Leopold*  
Jürgen Blum, Bretten ..... 772

## IV. Vorderösterreich

- Die (alt-) vorderösterreichischen Lande*  
Dieter Speck, Bad Krozingen ..... 779
- Ferdinand Fechtig (1756–1837) –  
Krenkinger Bauersohn wurde  
österreichischer Staatsminister*  
Konrad Sutter, Waldshut ..... 792

## V. Baden-Baden

- Fürstenglanz und Türkenhaß – Das Grabmonument  
des Türkenlouis in der Stiftskirche Baden-Baden*  
Hansjörg Schmid, Freiburg ..... 798

## VI. Bildende Kunst

- Auf dem Weg zu einer Hauptstadt der Skulptur.  
Freiburgs Kunst unter freiem Himmel*  
Michael Klant, Freiburg ..... 815
- Tiroler Barockkünstler und Bauleute in  
Freiburg im Breisgau*  
Hermann Brommer, Merdingen ..... 832

## VII. Literatur

- Stationen einer Schicksalsreise – Vom ruhelosen  
Lebensweg Alfred Döblins*  
Reiner Haehling von Lanzenauer, Baden-Baden... 854

## VIII. Persönlichkeiten

- Erinnerungen an Hans Thoma*  
Franz Hilger, Pfaffenweiler ..... 870
- Der Kupferstecher Christian Haldenwang (1770-1831)*  
Adolf Schmid, Freiburg ..... 876
- Max Köhler – Landschaften im Ortenaukreis*  
Heinrich Hauß, Karlsruhe ..... 878
- Franke mit Formwillen ohne Publikums-Fortune  
– Zum 50. Todestag Wilhelm Weigands*  
Carlheinz Gräter, Würzburg ..... 883

## IX. Journalismus

- Ein Freiburger als Pionier des modernen  
Bildjournalismus: Felix H. Mann (1893–1985)*  
Werner Klipfel, Gundelfingen ..... 886

## X. Aktuelles Thema

- Ein Wunderwerk der Technik verfällt. Gesamtkunst-  
werk Schloßgarten Schwetzingen lebt vom Wasser*  
Traudl Schuker, Karlsruhe ..... 896

## XI. Ehrungen

- Preis der Stadt Baden-Baden für Dr. Reiner  
Haehling von Lanzenauer*  
Ludwig Vögely, Karlsruhe ..... 903
- Eine Ära ging zu Ende – Bürgermeister  
Karl Heinz Vogt, Hausen i. W. in den Ruhestand  
verabschiedet*  
Ludwig Vögely, Karlsruhe ..... 916
- Abschied vom Badischen Landesmuseum –  
Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler*  
Ludwig Vögely, Karlsruhe ..... 921
- Zum Gedenken an Christian Friedrich Schönbein,  
einem der bedeutendsten Chemiker des 19. Jahrh.*  
Elmar Vogt, Hausen i. W. .... 928
- Bundesverdienstkreuz für Heimatforscher  
Konrad Sutter, Waldshut*  
Frank Joachim Ebner, Waldshut-Tiengen ..... 929
- Abschied: Rolf Dambach*  
Heinrich Hauß, Karlsruhe ..... 931

## XII. Gedenktag

- Adelheid/Adélaïde – Kaiserin und Heilige –  
Zum Todestag am 17. 12. 1999*  
Heinrich Hauß, Karlsruhe ..... 932

## XIII. Buchbesprechungen ..... 934



Wir wünschen unseren  
Mitgliedern und Freunden  
- in Baden und in aller Welt -  
ein gutes Jahr

2000

Landesvorstand, Beirat  
und Regionalvertreter der  
„Badischen Heimat“

# Geburtstagsfeier in Freiburg

Unsere Familienfeier zum 90. Geburtstag der *Badischen Heimat* ist gut gelungen. Herzlichen Dank an alle, die bei der Vorbereitung tätig waren, vor allem in der Geschäftsstelle!

Die Wahl des Veranstaltungsortes war unbestritten, das Historische Kaufhaus in Freiburg gab schon 1909 und 1949 den guten Rahmen ab. Unter den Gästen, die der Landesvorsitzende begrüßen konnte, war viel politische Prominenz, waren viele Persönlichkeiten, die mit der Geschichte des Landesvereins direkt zu tun hatten (u. a. waren die beiden Töchter von Paul Schwörer dabei, Landesvorsitzender von 1927 bis 1945). Insgesamt war die Resonanz auf die Einladung so gut, daß wir in das nächste Jahrzehnt bis zur 100-Jahrfeier voll Zuversicht gehen, weil und wie unser Programm es will.

Großes Gewicht gaben der Veranstaltung die Grußworte:

- Gerhard Stratthaus, Finanzminister und Vertreter der Landesregierung, sparte dabei nicht mit anerkennenden Worten für unseren Landesverein, der das badische Element im großen Bundesland mit klarem Konzept vertrete;



▲ Großes Interesse für das „Grußwort“ von Finanzminister Gerhard Stratthaus

Fotos: Karl-Heinz Schillinger

◀ Prof. Dr. Helmut Engler beim Festvortrag über „Badische Identität“





Der Landesvorsitzende im Gespräch mit Louis Schlaefli aus dem Elsaß (Mitte) und Martin Blümcke, dem Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes (rechts)

- Dr. Rolf Böhme zeigte sich sehr zufrieden, daß seine Stadt zum wiederholten Male den Rahmen abgeben durfte für ein großes Treffen der Badener; im übrigen ermunterte er dazu, den Dialog über die Rheingrenze hinweg zu intensivieren und am Oberrhein ein europäisches Kernland lebendig zu gestalten (Gäste aus dem Elsaß und der Schweiz waren natürlich auch in Freiburg dabei);
- Prof. Dr. Jäger, Rektor der Universität Freiburg, wies auf die vielfältigen Kontakte hin, auf gemeinsame Zielsetzungen, wie sie durch Vertreter der Hochschule und Wissenschaft seit der Gründung der Badischen Heimat selbstverständlich gewesen seien, ein konstruktives Miteinander sicherte er auch für die Zukunft zu.

Der Festvortrag von Prof. Dr. H. Engler, dem früheren Wissenschaftsminister, stand im Zentrum der Veranstaltung. *Badische Identität* sieht Prof. Engler eng verbunden mit der Entstehung und der Geschichte Badens, die ein natürliches Zusammengehörigkeitsgefühl

gefördert und gestärkt habe, das auch heute noch ungebrochen sei, vor allem auch Dank des ungewöhnlich großen kulturellen Erbes.

Die Veranstaltung wurde umrahmt durch die große Kapelle des Musikvereins Ebnet unter der Leitung von Frieder Stoll; durch das Blockflötenkonzert *In Pro*, das im Frühjahr den ersten Preis im Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ gewonnen hat (Verena Fütterer, Ivo Berg, Isabelle Gichtbrok, Menno Koller), und Constanze von Baußnern (Querflöte) und Johannes Knapp (Piano), die vor allem mit der *Sonata concertante* des badischen (!) Komponisten Conradin Kreuzer aus Meßkirch einen großartigen Schlußpunkt setzte. Die *Landfrauen* aus St. Peter, die anschließend in ihren schönen Trachten ihre Schwarzwälder Spezia-



Dr. Volker Kronemayer, stellvertretender Landesvorsitzender der „Badischen Heimat“, beim Schlußwort

Fotos: Karl-Heinz Schillingner

litäten servierten, brachten den fröhlichen, geselligen, familiären Charakter dieser Geburtstagsfeier in besonders sympathischer Weise zum Ausdruck.

Adolf Schmid

## Badische Identität

Schon vor fünf Jahren hatte ich die Ehre, bei der Festveranstaltung des Landesvereins Badische Heimat – es war in Karlsruhe – zu sprechen, und es ging auch damals um Fragen, die dem Verein und seinen Mitgliedern am Herzen liegen: Was bedeutet uns Baden, wofür setzen wir uns ein, wenn wir die Tätigkeit des Landesvereins unterstützen, wenn wir dazu beitragen, daß die badische Geschichte erforscht wird, die hier erbrachten kulturellen Leistungen auch in Gegenwart und Zukunft nicht vergessen werden und die Erinnerung an bedeutende Menschen, die aus dem Lande stammen oder im Lande gelebt und gewirkt haben, wachgehalten wird?

Vor 90 Jahren wurde der Landesverein Badische Heimat gegründet; daran erinnert die heutige Veranstaltung. Der Name „Badische Heimat“ drückt aus – kürzer, prägnanter geht es nicht –, was das Programm des Vereins ist, was seine Mitglieder wollen. Die Satzung sagt es etwas ausführlicher. Sie zählt als Vereinszwecke die Erhaltung, Pflege und wissenschaftliche Erforschung des heimatlichen Kulturguts auf, die Förderung des Natur- und Denkmalschutzes, und schließlich werden Volks-, Heimat- und Landeskunde, die Anregung genealogischer Forschungen und die Erhaltung der einheimischen Mundart ausdrücklich genannt.

Wir wissen es aber alle: Baden hat als mehr oder weniger selbständiges Land in einem staatsrechtlichen Sinn nur von 1806 bis 1945 existiert; sein Gebiet ist seit 1952 in das Land Baden-Württemberg eingegliedert; und die auch in Baden geltenden Gesetze, für die nach der Verfassung der Bundesrepublik Deutschland die Länder zuständig sind, werden seither vom Landtag in Stuttgart beschlossen und von

der gleichfalls in Stuttgart residierenden Landesregierung ausgeführt. Einen Menschen, der in Baden aufgewachsen ist, und auch manche, die erst im Lauf ihres Lebens hergezogen sind, hindert das aber nicht, sich als Badener zu fühlen und auf Badisches stolz zu sein. Es gibt auch heute ein Selbstbewußtsein und ein Gemeinschaftsgefühl der Badener, und hier wird das sichtbar, was man als badische Identität bezeichnen kann. Daß sie nicht nur in der Erinnerung fortlebt, kann man schon daran erkennen, daß wir auch heute noch im Telefonbuch beispielsweise die Badische Beamtensbank, den Badischen Landwirtschaftlichen Hauptverband, den Badischen Gemeindeversicherungsverband, den Badischen Sportbund und den Badischen Weinbauverband finden, und auch die Badischen Neuesten Nachrichten und die Badische Zeitung wollen wir nicht vergessen.

Weil es ja nicht darum geht, daß ich in meinem Vortrag eine spannende Handlung entwickle und Sie dann mit einem unerwarteten Ergebnis überrasche, scheue ich mich nicht, heute vorweg das zu sagen, was ich auch schon 1994 zusammenfassend festgehalten habe:

Erstens: Nachdem das Großherzogtum Baden als ein durchaus künstliches Gebilde von Napoleons Gnaden geschaffen worden war, entstand in verhältnismäßig kurzer Zeit ein Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Badenern. Dies wird als Tatsache allgemein anerkannt; es ist aber schwerlich möglich, die Ursachen exakt nachzuweisen.

Zweitens: Die Verfassung von 1818 war eine gute Basis, auf der sich ein solches Einheitsbewußtsein, eine „badische Identität“ entwickeln konnte. Sie war zwar die Verfassung einer kon-



stitutionellen Monarchie, gab aber Raum für ein hohes Maß an persönlicher Freiheit des Einzelnen und bekannte sich zur Gleichstellung der gesellschaftlichen Gruppen; sie war die Grundlage der schon im 19. Jahrhundert sprichwörtlich gewordenen badischen Liberalität.

Drittens: Die spätere Entwicklung trug zwar zur Festigung des Bewußtseins von der Einheit Badens bei; sie baute auf der Basis auf, die die Verfassung von 1818 geschaffen hatte. Mit der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 schwächte sich aber die Funktion der Länder als Träger der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung naturgemäß ab. Auch die immer größere Mobilität der Menschen ließ die Bedeutung eines Gebiets von der Größe Badens zurücktreten, und seit dem Ende der zuletzt nur noch sehr eingeschränkt bestehenden staatsrechtlichen Selbständigkeit gibt es eine förmliche Repräsentation Badens nicht mehr.

Und viertens: Auch wenn es keinen badischen Staat mehr gibt, lebt Baden fort im Bewußtsein der Menschen, die hier leben, denen die Pflege der kulturellen Überlieferung in ihrer großen Vielfalt am Herzen liegt, die sich aber auch zur badischen Liberalität, zu einer am Grundsatz „Leben und leben lassen“ orientierten Lebensart bekennen.

An das vom Landesvorsitzenden vorgeschlagene Thema „Badische Identität“ bin ich nur mit Zögern herangegangen. Das Wort erinnert an den modischen Begriff der „Corporate Identity“, mit dem ich, wenn es um Baden geht, nichts zu tun haben will. Ich will ja Baden nicht – um ein weiteres Modewort zu verwenden – „vermarkten“, mich also bemühen, mein Objekt beim Publikum besser, schöner und nützlicher erscheinen zu lassen, besser als das, was die Konkurrenz anbietet, oder gar besser, als es der Wirklichkeit entspricht. Auch das in den letzten Jahren gleichfalls von Politikern gern gebrauchte Wort „Standort“ paßt nicht recht zu dem, was wir uns unter Baden vorstellen. Ich will aber auch nicht versuchen, den Begriff der badischen Identität objektiv zu bestimmen, also anhand bestimmter Merkmale festzulegen, was badisch oder wer ein Badener oder eine Badenerin ist. Wenn wir heute von badischer Identität sprechen, meinen wir vielmehr das Bewußtsein und Gefühl der Zugehörigkeit des Einzelnen zur

Kategorie der Badener, also der Zusammengehörigkeit, die subjektive Vorstellung: Ich bin ein Badener, Baden ist meine Heimat.

Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl, die Vorstellung, Badener zu sein, ist – das habe ich vorhin als erstes gesagt – schon verhältnismäßig bald nach der Zusammenfassung der vielen Einzelterritorien zum Großherzogtum entstanden. Und dies ist einigermäßen verwunderlich.

Das Land ist ja nicht in einem auf dem Willen seiner Bewohner beruhenden Geschehen, sozusagen „auf natürliche Weise“ entstanden, also etwa durch Zusammenschluß benachbarter und Zuerwerb angrenzender Gebiete. Das Großherzogtum Baden war vielmehr ein Ergebnis der Machtpolitik Napoleons, wobei die Verhandlungsgeschick des badischen Gesandten Sigismund von Reitzenstein eine wesentliche Rolle spielte. Die badischen linksrheinischen Besitzungen waren schon 1796 an Frankreich gelangt. Im Frieden von Lunéville von 1801 war bestimmt, daß die Reichsfürsten für ihre Verluste auf der linken Rheinseite im Reich zu entschädigen waren. Baden kam dabei außerordentlich gut weg. Der Zuwachs an Fläche betrug fast das Siebenfache der verlorenen linksrheinischen Gebiete.

So entstand ein Land, das schon durch seine äußere Gestalt auffällt. Das Rheinische Conversations-Lexikon von 1837 lobt das Land Baden als „eines der schönsten Deutschlands“, nachdem es – ein wenig herablassend – von seiner „ansehnlichen Länge, aber wenig beträchtlichen Breite“ gesprochen hat. Das ist in unserer überaus mobilen Gesellschaft nichts Besonderes; man muß sich aber einmal vorstellen, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts lange unterwegs war, wer von Konstanz, Lörrach oder Tauberbischofsheim in die Hauptstadt Karlsruhe oder gar ans andere Ende des langgezogenen Territoriums reisen wollte. Unterschiede bestanden (und bestehen vielfach heute noch) in der Mundart, der Religion, dem Brauchtum und der wirtschaftlichen Lage der Bewohner der einzelnen Landesteile, aber auch in den geographischen Gegebenheiten, der geschichtlichen Vergangenheit und der Verwaltungsorganisation. So klagt schon der Historiker Joseph Bader im Jahr 1834 über eine „besondere Schwierigkeit, die dem Bearbeiter der



badischen Landesgeschichte im Wege liegt: Unser Großherzogthum ist kein Staat, der, wie etwa Hessen oder Baiern, einen besondern deutschen Volksstamm umfaßt, sondern seine Bevölkerung besteht aus Abkömmlingen theils der Allemannen oder Schwaben, theils der Franken. Ferner ist es ein ganz neuer Staat, zusammengesetzt aus drei Hauptbestandtheilen, aus dem ehemaligen Vorderösterreich, aus der Markgrafschaft Baden und der Pfalz. Diese Fürstenthümer aber selbst haben eine überaus dunkle und verwirrte Bildungsgeschichte, und mitten unter ihnen lag außerdem eine Menge bald reichsstädtischer, bald geistlicher, bald adeliger Territorien. Man sieht also, wie schwer es halten müsse, in ein so buntes Gemengsel denjenigen Zusammenhang zu bringen, welchen die Darstellung einer Gesamtgeschichte erfordert.“

In den ersten Jahren lief es in Baden noch nicht immer und überall gut. Das verwundert schon deshalb nicht, weil die neue Herrschaft den Untertanen auch neue Lasten auferlegte und ihnen zumutete, sich einer neuen, vielfach strengeren Ordnung zu unterwerfen. Es klingt beschönigend, wenn der Freiburger Professor Weick in seinem 1838 erschienenen Buch „Freiburg im Breisgau und seine Umgebungen“ schreibt: „Der Übertritt aus alten, lange gewohnten Verhältnissen und Formen in neue hat fast immer seine Unannehmlichkeiten, und man darf sich gar nicht wundern, wenn bei öfterem Regentenwechsel in der Bevölkerung mitunter Unzufriedenheit entsteht, welche weniger dem Fürsten selbst oder seiner Regierung, als vielmehr den störenden Veränderungen alter Gewohnheiten gelten.“ In den ersten Jahren machte sich vor allem die schlechte finanzielle Lage des Großherzogtums bemerkbar, das unter der Last der Abgaben an Frankreich litt. Außenpolitische Schwierigkeiten bis hin zu der Sorge um die Erhaltung der territorialen Integrität kamen hinzu, und erst nach dem Wiener Kongreß, wo vor allem der russische Zar Alexander I. und Fürst Metternich für die uneingeschränkte Erhaltung des – besonders von Württemberg und Bayern bedrängten – Großherzogtums eintraten, konnte dessen Bestand als gesichert betrachtet werden.

„Ein badisches Volk existierte 1815 noch nicht, nur ein badischer Staat“, schreibt Wolf-

gang Hug in seiner Geschichte Badens; er meint aber immerhin, daß die rund zehnjährige Zugehörigkeit zum badischen Großherzogtum bei den Untertanen „eine zumindest passive Integration bewirkt“ habe.

Eine Schlüsselfunktion bei der Integration des Badnerlandes, wie wir es heute vor Augen haben, kam der Verfassung vom 22. August 1818 zu. Schon Karl von Rotteck, der Freiburger Professor und liberale Abgeordnete – er lebte von 1775 bis 1840 –, hat diese Verfassung als „die Geburtsurkunde des badischen Volkes“ bezeichnet, und zwar eines Volkes im Sinne einer neuen und höheren politischen Einheit, als sie Breisgauer, Durlacher und Markgräfler je dargestellt hätten. Daß eine – nicht etwa vom Volk beschlossene, sondern ihm vom Fürsten gegebene – Verfassung eine so starke integrierende Wirkung haben konnte, will uns heute bemerkenswert vorkommen. Die Verfassung von 1818 war ja keine demokratische und liberale in dem Sinn, daß sie dem Volk wesentliche Rechte der Mitwirkung an der Staatsverwaltung, daß sie ihm durchsetzbare Selbstbestimmung eingeräumt hätte. Wohl enthielten die §§ 7 bis 25 die Zusage von Rechten und Regelungen, die den in modernen Verfassungen enthaltenen Katalogen von Grundrechten und rechtsstaatlichen Garantien entsprechen: Gleichheit vor dem Gesetz, Freizügigkeit, Schutz des Eigentums, Unabhängigkeit der Gerichte, Pressefreiheit, Religions- und Gewissensfreiheit. Das wesentliche Ziel der Verfassung war aber die Festigung der staatlichen Einheit, die auch nach 1806 noch keineswegs gesichert war. Die Verfassung hat – wie Lothar Gall es in dem Sammelband „Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart“ (1979) ausdrückt – „den Untertanen des bisher ganz absolutistisch regierten Großherzogtums binnen kürzester Zeit ein Einheitsgefühl und eine Form des Staatsbewußtseins, ja, so etwas wie ein Nationalgefühl vermittelt, wie es sonst nur sehr alte Staaten kannten; Preußen etwa gelang die Integration der wenig später erworbenen Rheinlande über Jahrzehnte hin nicht annähernd im gleichen Maße.“ Und ganz ähnlich schrieb der Historiker Friedrich von Weech schon 1868 in seiner Geschichte der badischen Verfassung: „Allgemeiner Jubel begrüßte in dem Gebiete zwischen Bodensee



und Main das lang ersehnte Verfassungswerk, welches mehr als alle vorausgegangenen Organisationen dazu beitrug, die verschiedenartigen Bestandteile, die aus dem Großherzogtum zusammengesetzt war, zu einem staatlichen Ganzen zu vereinigen.

Ob die damaligen Badener wirklich Grund zum Jubel hatten, wollen wir offenlassen; wer diese Frage beantworten will, darf die Verfassung sicherlich nicht an heutigen Maßstäben messen. Die Zeugnisse aus den frühen wie aus späteren Jahrzehnten stimmen aber jedenfalls darin überein, daß die Verfassung von 1818 allgemein begrüßt wurde, sieht man einmal von einzelnen Personen oder Gruppen ab, deren Rechte eingeschränkt oder deren weitergehende Erwartungen nicht erfüllt worden waren. So schrieb Weick in dem schon erwähnten Buch „Freiburg im Breisgau und seine Umgebungen“: „Die Erfüllung des 13ten Artikels der Bundesakte, wodurch (Großherzog) Karl seinem Volke eine landständische Verfassung gab, haben ihm den Segen und die dankbare Erinnerung aller Badener erworben . . . Von nun an umschloß ein festes Band alle Landestheile; Oberländer und Unterländer, Altbadische und Neubadische bildeten ein einiges, unter dem Schutze derselben freisinnigen Verfassung lebendes Volk.“ Und in Heinrich Hansjakobs 1878 erschienenem Buch „Aus der Residenz“, das die Erinnerungen des aus Haslach im Kinzigtal stammenden Pfarrers und Volksschriftstellers an seine Zeit als Landtagsabgeordneter enthält, heißt es zwar weit weniger respektvoll, aber ohne Widerspruch in der Sache: „Was war das anno 1818 für ein Jubel, als der junge, in jeder Hinsicht schwache und kranke Großherzog Karl sich endlich wider Willen hatte drängen lassen, eine Verfassung zu geben, nachdem bislang, wie der damalige preußische Geschäftsträger in Karlsruhe, Varnhagen von Ense, schreibt, am Hof das Wort Verfassung ein Greuel gewesen war! . . . Man kann es den guten Untertanen, die bisher lediglich nach dem absoluten Willen des Landesfürsten regiert wurden, nicht verübeln, daß sie jubelten und dankten und segneten. Ebenso wenig kann man es aber den damaligen Fürsten verargen, daß ihnen diese Verfassungen nicht von Herzen gingen. Für sie war die Sache aber lange nicht so gefährlich, wie sie glaubten, und für das Volk nicht so heil-

bringend, als es meinte. Im Grunde genommen“ – fährt Hansjakob fort – „stehen die Volksrechte nur auf dem Papier, während die Fürsten fast in gar nichts zu kurz kamen. Schon den Nachfolger Karls in Baden, Ludwig, genierte die Verfassung wenig in seinem autokratischen Regiment.“ Diese Bemerkungen werden sicherlich durch manche Vorgänge in den folgenden drei Jahrzehnten bestätigt. Die im wesentlichen von Karl Friedrich Nebenius formulierte Verfassung wurde zwar zu Recht als die in ihrer Zeit liberalste Verfassung Deutschlands angesehen; man kann sie aber – das weist Lothar Gall überzeugend nach – nicht als einen Triumph der politischen Grundsätze des Liberalismus, der neuen bürgerlich-liberalen Bewegung, interpretieren. „Ihr Ziel“ – sagt Gall – „war die Sicherung der Einheit und Macht des Staates in seiner bestehenden Form, nicht etwa die Idee fortschreitender Selbstbestimmung seiner Untertanen im Interesse politischer Mündigkeit und möglichst weitgehender Autonomie des Einzelnen und der sozialen Gruppen . . . Die Untertanen sollten stärker als bisher in den Staat integriert, auch innerlich zu einem Teil dieses Staates werden, sich mit ihm identifizieren. Nicht aber sollte sich der Staat, der monarchisch-bürokratische Anstaltsstaat des aufgeklärten Absolutismus, gewissermaßen in der Gesellschaft auflösen, zu einem bloßen Organ dieser Gesellschaft werden – ganz gleich, welche Gesellschaft der Einzelne dabei vor Augen hatte, ob die traditionelle, ständisch gegliederte und in den alten Privilegienordnungen verhaftete Gesellschaft, die in wesentlichen Bereichen immer noch fortbestand, oder die sich eben herausbildende bürgerliche Gesellschaft, wie sie Nebenius und seinen recht zahlreichen Gesinnungsfreunden innerhalb des Staatsapparats als soziale Zielvorstellung vorschwebte. Der Staat sollte der Herr, das im Entscheidenden autonome Steuerungsorgan der Gesellschaft bleiben und nicht zur bloßen Funktion ihrer jeweils vorherrschenden Kräfte werden. Das hat die Verfassung in den einzelnen Punkten stark bestimmt und damit auch die weitere Entwicklung bis zur Revolution von 1848 sehr entscheidend beeinflusst.“

Wahrscheinlich ist es nicht möglich, die Ursachen der Entstehung und des Fortbestehens eines badischen Nationalgefühls exakt



festzustellen. Ein wichtiges Element der Integration, die auch die Identifizierung der Badener mit ihrem Land, die Festigung der badischen Identität zur Folge hatte, kann man aber – auch wenn das zunächst paradox klingt – darin sehen, daß die innere Ordnung des Landes, etwa die Gliederung der Verwaltung, der Justiz, des Schulwesens, nicht zum Ziel hatte, die real bestehenden Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen der Bevölkerung einzu-ebnen. Baden war kein Schmelztiegel, in dem die Eigenart der einzelnen Volksstämme und ihrer Untergruppen hätte beseitigt oder auch nur beeinträchtigt werden können oder gar sollen. Kaiserstühler, Markgräfler, Schwarzwälder und die Leute von der Baar, vom Hegau und vom Bodensee haben ihre Sprache und ihre Bräuche beibehalten, und Entsprechendes gilt für die Ortenau, das Ried, das Hanauerland und die einzelnen Regionen im Unterland; sie sprechen ihre Sprache – zumindest in der Klangfarbe deutlich unterscheidbar – bis zum heutigen Tag, auch wenn das Fernsehen im Pflege der Mundart nicht gerade förderlich ist. Und es hat immer zur badischen Identität gehört, daß sich die Badener in allen Teilen des Landes dieser reichen Vielfalt von Landschaft, Brauchtum und Kunst und ihrer Erhaltungswürdigkeit bewußt sind.

Wenn wir die Ereignisse im 19. Jahrhundert betrachten, so sehen wir manches, was einer positiven Einstellung der Bürger zu ihrem Staat nicht gerade zugutekam: Mißernten führten in vielen Gebieten zur Hungersnot, Armut breitete sich aus und trieb viele zur Auswanderung, vor allem nach Amerika. Unzufriedenheit nahm an vielen Orten zu, und es kam 1848 zur Revolution, die immerhin eine Zeitlang erfolgreich zu sein schien, dann aber im Juli 1849 ein nicht sehr ruhmreiches Ende fand.

Alle Not und alle Lasten haben aber die im Ganzen positive Einstellung der Bewohner zu ihrem Land nicht auf Dauer beeinträchtigt. Dazu trug eine Entwicklung bei, die dazu führte, daß sich in den deutschen Landen mit dem Großherzogtum Baden der Begriff des liberalen Musterlandes verband. In der sogenannten Neuen Ära – von 1860 bis 1866 – wurden wichtige Gesetze erlassen, die die Rechts-, Wirtschafts- und Sozialordnung umgestalteten. Zu nennen sind insbesondere die Durchsetzung

der Gewerbefreiheit durch Abschaffung des Zunftzwanges, das Gesetz über die Gleichberechtigung der Juden, die Einsetzung des Oberschulrats, dem die staatliche Aufsicht über das Schulwesen oblag, und die Umgestaltung der inneren Verwaltung durch das Organisationsgesetz vom 5. Oktober 1863. Baden schuf als erstes deutsches Land eine eigenständige Verwaltungsgerichtsbarkeit, die die Bürger anrufen konnten, um die Rechtmäßigkeit sie belastender Verwaltungsakte nachprüfen zu lassen. Auch das Gerichtsverfassungsgesetz vom 15. September 1864 war ein den Rechtsstaatsgedanken verkörperndes Vorbild für andere Länder.

Freiheitlichkeit und Rechtsstaatlichkeit, das sind in meinen Augen die wichtigsten Voraussetzungen für ein Klima, in dem die Bürger des Landes sich wohl fühlen können, in dem sie bereit sind, sich mit diesem Land zu identifizieren. Der badische Staat des 19. Jahrhunderts, in dem das hier badische Nationalbewußtsein entstanden ist, erfüllte diese Voraussetzungen in hohem Maß. Die Identifikation einer Bevölkerung mit ihrem Land wird aber auch durch vorbildliche Persönlichkeiten gefördert, die man dem Land zurechnet, sei es, daß sie aus dem Land stammen, oder daß sie hier gewirkt haben. Solche Persönlichkeiten, die hoch angesehen waren, gab es in Baden in großer Zahl: Männer der Wissenschaft, die an den alten Universitäten Heidelberg und Freiburg und an der Technischen Hochschule Karlsruhe, der ältesten in Deutschland, forschten und lehrten, Dichter und Maler, Musiker und Schauspieler, Erfinder, Techniker und Baumeister, Industrieunternehmer und Kaufleute, Beamte und viele untadelige Politiker, die im Volk anerkannt und beliebt waren.

Welchen Sinn kann es haben, daß wir uns auch heute noch nicht nur als Deutsche, daneben als Karlsruher, Mannheimer oder Freiburger, Kaiserstühler oder Schwarzwälder, sondern gleichzeitig auch als Badener fühlen und dies noch mit dem Bekenntnis zu einem Verein namens „Badische Heimat“ betonen? Ich meine, wenn man sich der Zugehörigkeit zu Baden bewußt ist, so hat dies einen eigenen Wert. Die Zusammenfassung der vielen Teilgebiete mit eigener Vorgeschichte, deren jeweilige Bevölkerung sich von der anderer Gebiete innerhalb



des Landes in vielen Beziehungen – nicht nur in der Mundart – ganz wesentlich unterschied, war gerade ein kennzeichnendes Merkmal des alten Landes Baden. Diese Vielfalt hinderte nicht, sondern förderte eher die Entstehung eines gemeinsamen Landesbewußtseins. Der Landesverein, der sich von Anfang an die Pflege heimatlicher Werte im ganzen Land Baden – und damit ihrer Verbreitung in allen Landes- teilen – vorgenommen hatte, trug seit seiner Gründung auch wesentlich zur Integration des Landes bei. Heute, da Baden nicht mehr ein staatsrechtlicher, wohl aber noch ein geographischer Begriff ist, liegt die Bedeutung des Vereins aber nicht nur darin, daß er in Vorträgen und vor allem in seiner Zeitschrift die verschiedenen Disziplinen der Landeskunde zu Wort kommen läßt; das ist in hohem Maß verdienstvoll. Was der Verein tut, fördert auch die Erhaltung kultureller und damit humaner Werte, die durch die technische und gesellschaftliche Entwicklung gefährdet sind.

Das Tempo der technischen Entwicklung hat in den letzten Jahrzehnten ungeheuer zugenommen, und der Mensch ist kaum mehr in der Lage, alle Auswirkungen dieser Entwicklung zu erfassen und zu kontrollieren. Die Mobilität der Menschen hat sich in einer vor kurzer Zeit noch nicht vorstellbaren Weise gesteigert, übrigens nicht nur, weil immer mehr und immer leistungsfähigere Fortbewegungsmittel vorhanden sind, sondern vor allem auch deshalb, weil immer mehr Menschen sich die Benutzung dieser Verkehrsmittel leisten können: Wer hatte vor dem letzten Krieg ein Auto, wer konnte sich vorstellen, daß er je eine Flugreise unternemen würde, und wie sieht es in dieser Beziehung heute aus?

Fast noch spektakulärer haben sich die Möglichkeiten der Kommunikation entwickelt, und die weltpolitische Entwicklung, insbesondere die Öffnung der Grenzen nicht nur im westlichen Europa und die Beseitigung der einst unüberwindlich erscheinenden Schranken zwischen Ost und West, haben dazu geführt, daß die Welt immer kleiner geworden ist, daß die Grenzen zwischen den selbständigen Staaten ihre Bedeutung zu einem großen Teil verloren haben. Über allem steht das Wort Globalisierung, das seit ein paar Jahren in aller Munde ist. Sie erleichtert den Umgang der Men-

schen miteinander, zumindest äußerlich auf den ersten Blick. Sie kann aber auch schädlich sein und einen bedenklichen Verlust an Wärme und Humanität zur Folge haben. Daß die sich wie eine ansteckende Krankheit verbreitende Neigung zur Fusion großer und größter Industrie- und Dienstleistungsunternehmen neben den erhofften höheren Gewinnen der Unternehmen gleichfalls für viele im Einzelfall Betroffene, aber ebenso für die ganze Wirtschaftswelt, speziell für den Arbeitsmarkt, auch große Nachteile mit sich bringen kann, ist wohl ebensowenig zu bestreiten. Das gilt übrigens auch für den Zusammenschluß staatlicher, kommunaler oder dem Staat oder Gemeinden gehörender in private Rechtsformen übergeführter Einrichtungen. Ich weiß, daß man das schwerlich aufhalten oder rückgängig machen kann. Ich meine aber, daß diese Entwicklung, bei der dann noch die Kommunikationstechnik die unmittelbare Begegnung der Menschen mehr und mehr überflüssig macht, uns geradezu nötigt, Gegengewichte zu stärken, zu denen die Besinnung auf kulturelle und menschliche Werte gehört. Und wenn sich das badische Wesen nicht nur durch Liberalität und Toleranz, sondern auch dadurch auszeichnet, daß man hier gerade nicht von vornherein auffallen will, daß man sich nicht durch grelle Farben und laute Töne bemerkbar macht, ist es umso erfreulicher und wichtiger, daß es immer noch so viele Menschen gibt, die sich zur badischen Identität bekennen und sie hochschätzen.

Es geht uns um diese badische Kultur und Lebensart, wenn wir heute das Bestehen des Landesvereins Badische Heimat seit 90 Jahren, seine Wiedergründung vor 50 Jahren feiern. Wir wollen auch das Bewußtsein von der Bedeutung des früheren Landes Baden wachhalten, auch wenn und gerade weil wir damit kein politisches Ziel im engeren Sinne verfolgen. Ich kann deshalb auch von hier aus die beruhigen, die sich in Stuttgart vielleicht Sorgen machen, wenn sie hören, daß der Landesverein Badische Heimat wieder einmal Geburtstag feiert. Sicher ist die Nachricht von der Tätigkeit einer Vereinigung in Karlsruhe, die die Gründung einer Baden-Partei nicht ausschließen will, auch in die Landeshauptstadt gedrungen. Niemand ist in unserem Land gehindert, seine Unzufriedenheit mit bestimm-



ten Maßnahmen der Landesregierung öffentlich zu äußern, und Artikel 9 des Grundgesetzes garantiert auch denen, die sich zu diesem Zweck zusammenschließen, Vereinigungsfreiheit. Der Landesverein Badische Heimat hat sich aber in einem offenen Brief seines Vorsitzenden von dieser Aktion distanziert, und unser Verein war und ist von allem, was man als Anflug von Separatismus betrachten könnte, weit entfernt. Wir sind aber davon überzeugt, daß es auch heute unerlässlich ist, dafür zu sorgen, daß sich die Menschen, die hier leben, ihrer Herkunft bewußt sind, zumal uns das, was wir als typisch badisch betrachten, in einer Welt, die immer mehr dazu neigt, alles mit ökonomischen Maßstäben zu messen, besonders erhaltenswert erscheint. Schlimm wäre es, wenn auch der Staat immer mehr dieser Versuchung erlänge, weil auch unter Politikern die Vorstellung umgehen mag, Erfolg sei in erster Linie am finanziellen Ergebnis und wirtschaftlichen Nutzen einer Tätigkeit zu messen. Derlei Tendenzen gefallen mir nicht, wenn es um wissenschaftliche Einrichtungen und die Tätigkeit von Hochschullehrern geht, und es freut mich auch nicht, wenn ich erfahre – und damit will ich rasch wieder konkret zum Thema zurückkehren –, daß der Landesrechnungshof neuerdings die im Rahmen der Landesarchivverwaltung betriebene Landesforschung in Frage stellt. Die Landesforschung ist zwar ein Gebiet, dessen verschiedenen Themengruppen sich mit großem Eifer nun schon seit 90 Jahren der Landesverein Badische Heimat widmet; es wäre aber bedauerlich, wenn sich das Land aus finanziellen Gründen aus diesem Feld zurückzöge.

Von geringerer Bedeutung ist dagegen ein Punkt, auf den ich nur noch ganz kurz eingehen will. Vor einiger Zeit war zu hören, daß in Kreisen der Landesregierung der Gedanke aufgekomen ist, man könnte oder sollte den Bindestrich zwischen den Wörtern Baden und Württemberg im Namen unseres Landes beseitigen. Das wäre schon sprachlich verkehrt, weil bei einer solchen Wortverbindung der zweite Teil wie ein Oberbegriff des ersten aussieht, und ich halte es in der Sache – und damit übernehme ich den Stil eines Dementis, das man kürzlich aus dem Mund eines Mannes der Wirtschaft unseres (hoffentlich auch in Zukunft

noch unseres!) Landes hören konnte – für Unsinn.

Wenn wir von badischer Identität sprechen, wenn wir – und das soll ja auch durch die heutige Veranstaltung zum Ausdruck kommen – für den Bestand und das Gedeihen des Landesvereins eintreten und ihm erfolgreiches Wirken auch in der Zukunft wünschen, so liegt dies – das ist meine feste Überzeugung – letztlich auch im wohlverstandenen Interesse des Landes Baden-Württemberg.

Zum Schluß will ich noch etwas zum Beitrag unseres Freundes Hans-Martin Gauger im Jubiläumsheft der „Badischen Heimat“ sagen, den ich mit großer Freude gelesen habe. Er bekennt sich zwar mutig zu seiner schwäbischen Abstammung, zeigt dann aber ein solches Maß an Verständnis für die Badener und Toleranz, daß man ihn ohne weiteres für einen Badener halten könnte, wenn er nicht so viele Einzelheiten aufzählte, die dem entgegenstehen. Nur in zwei Punkten kann ich mich ihm nicht anschließen: Was er als die letzte Strophe des Badnerliedes bezeichnet – leider kann ich mir denken, welchen Text er meint –, das kann, das sollte jedenfalls ein Badener nicht, auch nicht mit Schmunzeln, singen; die darin enthaltene grobe Beschimpfung unserer schwäbischen Schwestern und Brüder ist gänzlich unbadisch. Und in einem Fall – dem einzigen, den ich mir vorstellen kann – sind Badener ganz und gar intolerant: Man kann für uns auch einmal harte Worte finden; wir versuchen es auch zu ertragen, wenn jemand wirkliche Schimpfworte gebraucht. Wenn man aber Badenser sagt, werden wir ungemütlich! Und wenn wirklich einmal ein alter Römer auftaucht, soll er nicht pseudobadisch radebrechen, sondern gefälligst, was er zu sagen hat, in anständigem Latein sagen!

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich danke Ihnen sehr für die Geduld, mit der Sie mir zugehört haben.

Anschrift des Autors:  
Prof. Dr. Helmut Engler  
Neumattenstraße 5  
79117 Freiburg



# Grußwort von Prof. Dr. Jäger, Rektor der Universität Freiburg

Es ist für mich heute eine große Freude, mit Ihnen zusammen den Geburtstag Ihres Landesvereins zu feiern. Freiburg ist die Geburtsstätte der „Badischen Heimat“ – Namen wie Lorenz Werthmann und Konrad Günther und Heinrich Hansjakob, die zur Gründergeneration gehörten, sprechen allein schon für das selbstgesteckte, klare, anspruchsvolle Programm. Der erste Landesvorsitzende war ein Mann der Wissenschaft, unser Kollege Prof. Friedrich Pfaff. Und auch sein Nachfolger Eugen Fischer war Professor an der Albert-Ludwig-Universität. Es wären hier noch viele Kolleginnen und Kollegen zu nennen, die mit großem Interesse und sehr bewußt mitgearbeitet haben – und mitarbeiten in dieser großartigen Bürgerinitiative „Badische Heimat“, die Volks- und Landeskunde, Natur- und Denkmalschutz in diesen langen und so wechselhaften neun Jahrzehnten engagiert und erfolgreich betrieben haben. Die Zeitschrift des Landesvereins dokumentiert die Vielfalt, ist eine außergewöhnliche Fundgrube. Die Tatsache, daß heute mein Vorgänger im Rektorat, Prof. Helmut Engler, die Festansprache hält – und er hat dies ja auch schon bei früheren „Geburtstagen“ getan, spricht für sich. Ich weiß auch, daß Prof. Volker Schupp, ebenfalls früher Rektor der Universität, Sie in Ihrem Beirat lebhaft unterstützt. Und wie vielschichtig und vielgleisig die „Badische Heimat“ öffentliches Bewußtsein mitzugestalten versucht, dafür ist der regionalpatriotische Diskurs von Hans-Martin Gauger, der als Württemberger in Freiburg seine Heimat gefunden hat, ein besonders gelungenes und köstliches Beispiel.

Es gab und gibt also personell und ideell so viele Kontakte und Gemeinsamkeiten, daß ich mich heute sehr glücklich schätzen kann, in

einer festen Tradition zu stehen, wenn ich Ihnen meine Glückwünsche, den Dank und die Anerkennung der Universität übermittle und Ihnen weiterhin eine gute Zusammenarbeit zusichere.

Was der Landesverein „Badische Heimat“ seit seinem Bestehen bewahrt und erhalten, abgewehrt und angestoßen, bisweilen auch mutig befördert hat, ist schwer zu ermessen; die Liebe zur Heimat ist eben nicht zu bilanzieren. Aber sie ist gewiß die Quelle, aus der dieser bürgerschaftliche Geist erwachsen kann. Es ist für die Wissenschaft gut zu wissen, daß Vereine wie die „Badische Heimat“ wichtige Entwicklungen und Ergebnisse kompetent und verständlich weitertragen: Nehmen wir als Beispiel die Bildung konkreter historischer Vorstellungen in der Gesellschaft, das Erinnern als fundamentales Element von Geschichtsbewußtsein, die historische Erinnerung zur Identitätsbildung – Wissenschaftlichkeit und Heimatliebe finden leicht einen gemeinsamen Weg.

90 Jahre sind eine lange Zeit – 1909 vom Kaiserreich und Großherzogtum, über die Weimarer Zeit und das III. Reich bis zur Wiedegründung 1949, mit der Auseinandersetzung um neue föderale Strukturen im deutschen Südwesten; es war ein langer Weg von der Arbeitswelt der Agrar- und Industriegesellschaft zur Kulturgesellschaft und dem modernen Erwerbsleben, den der Heimatverein begleitet hat und der seine eigene Entwicklung geprägt hat. Die Aufbauphase bis 1914 war sehr begünstigt; das Kriegsende brachte dann einen Wechsel der Staatsform, Baden wurde Republik, die Ziele der „Badischen Heimat“ verloren aber nichts an Aktualität, es gab freilich dann bald „zeitbedingte Veränderungen“, Heimat-

liebe wurde mißbraucht. Es ist gut und wichtig, daß sich die „Badische Heimat“ auch mit jener Zeit auseinandersetzt; sie ist nicht allein mit ihren Erklärungsnotén, auch die Rolle der Wissenschaften muß uns zu denken geben.

Aber ich will hier bewußt an eine Persönlichkeit erinnern, die für die Universität *und* für die Arbeit der „Badischen Heimat“ von eminenter Bedeutung war: Professor Prälat Dr. Joseph Sauer, Rektor der Universität Freiburg 1926 und 1932, gestorben am 13. April 1949. Im mittelbadischen Unzhurst war er 1872 geboren, seiner Heimat blieb er zeitlebens verbunden. In Freiburg wurde er als Archäologe und Kunsthistoriker der wissenschaftliche Erbe seines großen Lehrers Franz Xaver Kraus. Schon bald nach der Priesterweihe habilitierte sich Sauer, wurde 1909 – welche ein Zufall! – Großherzoglich Badischer Konservator, eine Amtstätigkeit, die Prof. Sauer bis 1948 wahrnahm: „Konservator der kirchlichen Denkmäler der Kunst und des Altertums“. Sauer war ganz der Mann der Wissenschaft, wie u. a. seine beiden Rektoratsreden „Wesen und Wollen der christlichen Kunst“ (1926) und „Orient und altchristliche Kunst“ (1932) beweisen. Aber er war auch ganz der Mann der „Badischen Heimat“, nachzuweisen in einer immensen Fülle von Publikationen, wie z. B. „Die christliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahr-

hunderts in Baden“. Sein Ansehen unter Denkmalflegern wuchs, ist heute noch ungetrübt. Sein unermüdlicher Einsatz ist belegt durch Vorträge, Briefe, Gutachten. 1949 starb dieser Gelehrte von europäischem Ruf, der immer über den Tag und den direkten Nutzen hinauszudenken vermochte, ein hervorragender Repräsentant bester deutscher Wissenschaft, der wissenschaftliche Kompetenz auch mit Weltläufigkeit und Liberalität verband, ein großer badischer Landsmann und Freund seiner „Badischen Heimat“.

In Joseph Sauer sehe ich ein Vorbild in vielfacher Weise. Heute will ich sagen: Es sollte unser gemeinsames Anliegen bleiben, durch Information und Wissensaustausch Wissenschaft und Lebenskultur stärker zu verbinden, zu vermitteln. Ich wünsche der „Badischen Heimat“ weiterhin Ideenreichtum, ein konstruktives Miteinander auf vielen Gebieten und viel Erfolg; ich sehe gute Perspektiven für Ihre Arbeit.

Anschrift des Autors:  
Prof. Dr. Wolfgang Jäger  
Universität Freiburg  
Fahnenbergplatz  
79098 Freiburg





*Liebe Mitglieder  
der Badischen Heimat!*

Haben Sie dem Landesverein Badische Heimat in diesem Jahr schon ein neues Mitglied zugeführt?

Denken Sie bitte daran und stiften Sie eine Mitgliedschaft als Weihnachtsgeschenk!

Je größer die Mitgliederzahl, desto stärker unsere Leistung.

Mit herzlichem Dank und guten Wünschen  
Landesverein Badische Heimat e. V.

Ihr Adolf Schmid

# Die Quadratur des Goethe? Der Dichter und Mannheim<sup>1</sup>

Zum 250. Geburtstag von J. W. v. Goethe

## EINLEITUNG

Nehmen wir einmal an, wir müßten solange in der Hölle schmoren, bis unser Name auf Erden endgültig erloschen ist. - Zumindest behauptet solches der 1979 verstorbene Schriftsteller Arno Schmidt, und zwar in seiner Erzählung „Tina oder über die Unsterblichkeit“: „Jeder ist so lange zum Leben hier unten verdammt, wie sein Name noch akustisch oder optisch auf Erden oben erscheint“, heißt es dort. Sollte es die Schriftsteller-Hölle des Arno Schmidt also tatsächlich geben, jene Unterwelt, in der man so lange zu verweilen hat, bis in der Oberwelt, in unserer Welt, der Name endgültig verstummt ist - der gute alte Goethe könnte sich wohl schwerlich an den Festivitäten zu seinem 250. Geburtstag erfreuen. Denn zu oft gerät derzeit sein Name in die Schlagzeilen. Kaum ein Theater, kaum ein Museum, kaum ein germanistisches Seminar, kaum eine Zeitung und Zeitschrift, ja kaum eine Stadt, die zum Goethe-Jahr nicht aktiv würde, ja kaum ein Archiv.

Die nächsten Äonen Höllenleben werden dem Geheimrat nach 1999 also sicher sein. Sie wird er abzusitzen haben, bevor - wenn denn sein Name eines Tags auf der Erdenwelt erloschen ist - er sich, gemäß zitierter Kurzgeschichte Arno Schmidts, endlich ins Nichts auflösen darf. -

*Eure Exzellenz, bitte verzeihen Sie, daß ich Sie so despektierlich anspreche, aber schon im Voraus sei um Verständnis geworben für die nachfolgenden Sätze in Erinnerung an Sie. Haben Sie doch bitte Nachsicht dafür, daß*

*Mannheim samt Stadtarchiv hinter anderen Städten und Institutionen unmöglich zurückstehen kann - ja selbst, wenn dafür ein Dichterfürst zur Hölle geschickt werden müßte. Wie bitte, eine so enge Beziehung hätten Sie zu Mannheim ja nun auch nicht gehabt. Aber Herr von Goethe: Für einen Vortrag reicht durchaus. Und außerdem, wie hieß es doch Anfang dieses Jahres in der Zeitschrift „Der Literat“<sup>2</sup>? „Keine Stätte, in die Goethe je einen Fuß gesetzt hat, verpaßt jetzt die Chance, den Ort mit Schleifchen zu verzieren.“*

*Allerdings wollen wir für Mannheim darauf achten, daß dieses Schleifchen nicht allzu rosarot gerät. Denn, Herr Geheimrat, Ihr Leben war ohne Zweifel derart gehaltvoll, daß im folgenden, daß für Mannheim allerhöchstens so etwas wie eine Facette Ihres Daseins aufgerufen werden kann. Die Quadratur des Kreises, gar des Goethe werden wir also nicht leisten können, dies sei vorab verraten, allerhöchsten wird es gelingen, den Dichterfürsten ein wenig ins Quadrat, in die Quadratestadt einzupassen.*

*Zwanzig Jahre alt waren Sie, als Sie Mannheim 1769 das erste Mal besuchten und sechsundsechzig Jahre zählten Sie bei Ihrem letzten Aufenthalt in der Stadt im Jahr 1815. Dazwischen liegen mindestens weitere sechs Besuche, macht zusammen - rund acht Mal in Mannheim gewesen.*

*Unter dem Leitthema „Goethes Mannheim“ wird im folgenden ersten Teil - insbesondere auf Quellenbasis Ihres autobiographischen Werks - gefragt: Welche Beziehungen hatten Sie zu der Stadt, wen haben Sie hier*



*kontaktiert, was haben Sie von Mannheim gesehen? Dabei soll stets mitgedacht werden, welche wichtigen Werke Sie bereits geschrieben hatten, an welchen Sie gerade arbeiteten, was Sie also sozusagen in Ihrem geistigen Gepäck bei sich trugen, wenn Sie hier einkehrten. Im Anschluß an diesen ersten Teil folgt ein kurzes musikalisches Intermezzo, das selbstredend auch mit Ihnen, Eure Exzellenz, zu tun haben wird und überdies zum zweiten Teil „Mannheims Goethe“ überleitet.*

## ERSTER TEIL: GOETHES MANNHEIM

Wäre aus Goethe je Goethe geworden, wenn er im Jahr 1769 nicht den Mannheimer Antikensaal besucht hätte – jenen Saal, prall angefüllt mit Gipsabgüssen antiker Skulpturen?<sup>3</sup> Fast sollte man es annehmen. Denn, läßt man man die lokale Presse und Geschichtsschreibung zu dem Thema „Goethe und Mannheim“ an sich vorbeidefilieren, so taucht stets aufs Neue die Behauptung auf: daß der Besuch im Antikensaal von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sei für die weitere Entwicklung des Dichters. Als Indiz hierfür werden dann stets einige literarische Splitter aus dem Riesenopus des reifen Goethe herbeizitiert: wenige Worte, mit denen er sich günstig an sein Erlebnis unter den Gestalten und Köpfen Mannheimer Gipses erinnert, so vor allem in seiner literarischen Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit“. Wohlthätig hätte die „große ideale Volksgesellschaft“ in ihm sein ganzes Leben hindurch nachgewirkt, jene Volksgemeinschaft bestehend aus Herkules, Apoll und anderen mehr, aber auch aus dem noch im Todeskampf klassisch tief und ruhig atmenden trojanischen Priester Laokoon.<sup>4</sup> In Mannheim ist hieraus geradezu ein Mythos erwachsen, der Mythos von „Goethe und dem Antikensaal“.

Den wollen wir nicht weiterspinnen, eher schon aufs Faktische herunterkühlen. Goethe hat diese Ausstellungsstätte antiker Kultur besucht, sie hat ihn beeindruckt, und dies nicht zuletzt aufgrund eines Irrtums, hierzu gleich mehr.

Zunächst: Wo befand sich der Antikensaal, diese Ausstellungshalle antiken Wesens? Zur Beantwortung der Frage lenken wir den Schritt

Richtung Quadrat F 6,1, hin zur Zeichnungsakademie, in deren Gebäude sich der Saal hoheitlich – mit Nordfenstern ausgestattet – befand. Heute gibt es an diesem Ort einzig noch schmucklose Nachkriegsbauten zu besichtigen. Seinerzeit aber lernten dort die jungen pfälzischen Hoffnungen der schönen Künste Zeichnen, Stechen, Modellieren, was auch immer. Unisono dienten Zeichnungsakademie und Skulpturensaal – unter der Leitung von Peter Anton von Verschaffelt<sup>5</sup> – vornehmlich der Ausbildung des pfälzischen Künstlernachwuchses.

Treten wir für einen Moment in den Saal ein, wenngleich keine Innenansichten, Beschreibungen aber wohl überliefert sind. Von hohen Fenstern ins rechte Licht gestellt und auf drehbaren Podesten plaziert, türmt sich vor uns ein Wald überlebensgroßer gipsweißer Figuren auf, Abgüsse antiker Originale.<sup>6</sup> Sämtlich sind sie heute verloren und nicht identisch mit den Stücken, die es in der Abguß-Sammlung des archäologischen Seminars der Universität Mannheim im Schloß zu bestaunen gibt.<sup>7</sup>

Auch in Mannheim war die Antike also in die Vorbildfunktion eines Ideals erhoben worden, eine Zeittendenz des 18. Jahrhunderts. Die stummen Zeitgenossen des Antikensaals geben hiervon beredtes Zeugnis. Aber etwas verschweigen sie, diese still-weißen Gipsabgüsse, daß sie nämlich in gewisser Weise nackt dastehen. Erstrahlten doch, wie wir heute wissen, die Originale einst in prall-bunter Angemaltheit. Dem 18. Jahrhundert war dies unbekannt, dessen Altertumsgelehrter schlechthin, Johann Joachim Winckelmann, vertrat daher – kurz gesagt – die Formel von der „edlen Einfalt und stillen Größe“.<sup>8</sup> Dies war offensichtlich ein Irrtum! Doch auch Irrtümer können bisweilen förderlich sein, zumindest unserem jungen Dichter. Denn man stelle sich vor, er hätte – ausgerechnet in Mannheim – keinen still-edlen Kunstraum, sondern ein Antikenkabinett voller bunter Gipspuppen aufgesucht. Des Nachts wären diese farbfreudigen Gespenster womöglich seinen Träumen entschlüpft und hätten sein Klassikideal grundstürzend ruiniert. Deutsche Klassik ade! Mit koketter Logik ließe sich schlußfolgern: In Mannheim, im Antikensaal wurde die Deutsche Klassik gerettet. Doch ich übertreibe hemmungslos. De facto wissen wir, Goethe bekam hier einen gleichsam vorbild-





Zeichnungsakademie mit hofseitig gelegenen Antikensaal in F 6,1. Vermutlich 1930er Jahre.

Stadtarchiv Mannheim

lichen Eindruck von der Antike, wie man sie seinerzeit vorstellte, und wie sie noch längst nicht überall in Bildpublikationen, Museen und ähnlichem mehr rezipiert werden konnte. Gerne hat er sich später an dieses spezielle Erlebnis in Mannheim zurückerinnert. Mit welchem Schweregrad es letztlich in ihm nachgewirkt, auf sein Schaffen Einfluß genommen hat, ist allerdings kaum sicher zu beurteilen; zumal sein Gesamtwerk derart prunk vor uns liegt, daß die klassische Periode – in der Goethe Prinzipien wie Maß, Ordnung, Klarheit nachhing – sich chirurgisch-sauber nur schwerlich wird heraustrennen lassen.<sup>9</sup>

Jedoch nicht nur diesen Skulpturensaal besichtigte Goethe während seines Besuchs 1769, sein Interesse fanden auch die naturgeschichtlichen Säle der Kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften, überdies die Gemäldegalerie im Ostflügel des Schlosses; und last not least besichtigte er das Opernhaus im Westflügel.<sup>10</sup> Schließlich drängte es den Dichter ja mit Siebenmeilenschritten auf die Bretter, die die

Welt bedeuten, allerdings als Schreiber. Mithin können jedoch auch Siebenmeilenläufer in Stollerschritt geraten, so einer namens Goethe, und zwar mit seinem 1769 verfaßten Lustspiel „Die Mitschuldigen“. Seinerzeit war es schon kein Erfolg – selbst die Mannheimer wollten es nicht haben –, und heute ist es so gut wie vergessen.<sup>11</sup> Auch ein Goethe kam also beileibe nicht einfach so auf die Bühne.

Leichter fiel da schon der Weg in die Quadratestadt. 1773 hatte der vierundzwanzigjährige Goethe brieflich Kontakt mit dem renommierten Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock aufgenommen.<sup>12</sup> Und im Oktober 1774 saß er bereits mit ihm in der Kutsche. Wohin führte die beiden von Frankfurt aus der Weg? Sie werden es ahnen, nach Mannheim, genauer: Klopstock reiste an den markgräflichen Hof in Karlsruhe und Goethe begleitete ihn bis in die Quadratestadt.<sup>13</sup> Was liest der junge Mann dem gestandenen, etwa doppelt so alten Dichter des „Messias“, dem Klopstock, in der Kutsche vor? Vollständige Szenen soll es aus ihm heraus-



gesprudelt haben, und zwar solche aus seiner bereits begonnenen Faustdichtung<sup>14</sup>, Szenen aus jenem so schalkhaften wie mystik-schwangeren Werk, das ihn sein ganzes Leben nicht mehr loslassen sollte. Erst im Sommer 1831 siegelt in Weimar ein Greis den „Faust. Zweiter Teil“ ein und bestimmt das Stück zum Druck nach seinem Ableben. Ein Jahr später stirbt er – Goethe – 82jährig. Sein „Faust II“ erscheint 1833, doch wir greifen voraus.

Zunächst einmal hatte 1773 jenes Stück – übrigens sozusagen im gesponserten Eigenverlag<sup>15</sup> – den Schauplatz der Literatur betreten, dessen Held die berüchtigten Worte vom „im Arsch lecken“ ausruft. Erstpremiere hatte der „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ 1774 in Berlin.<sup>16</sup> In Mannheim sollte die Figur ab 1786 ihre zornroten Worte gen Himmel schleudern.

Zurück in die Kutsche. Was könnten Klopstock und Goethe während ihrer gemeinsamen Fahrt 1774 ansonsten verhandelt haben? Wir wissen es nicht. Möglicherweise sind dem jungen Dichter aber auch Herz und Lippen übergegangen ob seines Anfang des Jahres in einem Zug hingeschriebenen Briefromans „Die Leiden des jungen Werthers“.<sup>17</sup> Was denn auch Gegenstand des Gesprächs war, beide wußten noch nicht: Mit dem „Werther“ sollte ein heller Stern namens Johann Wolfgang Goethe am literarischen Himmel aufgehen. Und dieser setzte kurz zuvor nochmals seinen Fuß – auf Mannheimer Erde.

Gleichsam im Sturm und Drang eroberte der „Werther“ die Herzen des Publikums. Allorts wurde das Buch zerlesen, von Napoleon gar siebenmal, wie man sagt. Aber sein Titel taucht auch in den Akten des Mannheimer Stadtarchivs auf, genauer: in einer Verlassenschaftsakte eines Dr. med. Leopold Frank von 1818. Der Faszikel listet die Hinterlassenschaft des verstorbenen Mediziners auf, unter anderem dessen umfangreiche Bibliothek, in der neben zahlreichen medizinischen Werken eben auch „Göthe Leiden Werthers“ stand.<sup>18</sup>

Überhaupt war 1774 mit „Werther“, „Clavigo“ und der Disposition zum „Egmont“ eine überaus produktive Zeit für den jungen, beim Frankfurter Schöffengericht zugelassenen Rechtsanwalt. Demgegenüber soll die Zahl der von ihm bearbeiteten juristischen Fälle eher abgenommen haben.<sup>19</sup>

Schon im Februar 1775 und ein weiteres Mal im Wonnemonat Mai dieses Jahres stand der Dichter abermals vor den Toren der Stadt. Im Februar trifft er hier einen Verleger und Buchhändler der Größe XXL, nämlich Christian Friedrich Schwann<sup>20</sup>, und im Mai durchreist er Mannheim Richtung Schweiz auf der Flucht vor einer Frau, seiner sechzehnjährigen Frankfurter Verlobten Lili Schönemann.

Aber kommen wir auf einen für unseren Studierplatz der Stadtgeschichte viel folgenreicheren Vorfall zu sprechen. Wäre aus dem Dichter des Faust doch tatsächlich um ein Haar ein „Mannemer Buu“ geworden. Einheiratung in die kurpfälzische Beamtenaristokratie hätte hierzu dienlich sein sollen.<sup>21</sup> Doch mit katastrophischer Dynamik nahm das Geschehen seinen Lauf. Ich berichte mit wenigen Strichen: Ein achtzehnjähriger Jüngling hatte im September des Jahres den Chefsessel eingenommen, exakter: Herzog Karl August im September 1775 in Weimar sein Regierungsamt angetreten. Er unterbreitete Goethe das Angebot, an seinen Hof, dort in Amt und Würden zu kommen. Süßlich dem jungen Dichter das Parfüm der Macht in die Nase.

Und tatsächlich – wir schreiben November 1775 – Goethes Weimarer Zeit beginnt, Mannheims Traum zerrinnt bzw. Stadthistoriker Friedrich Walter hierzu, leicht melancholisch: „Gleich einem flüchtigen Traumbild zerrann der Mannheimer Plan.“<sup>22</sup>

Der von dem Gelehrten Christoph Martin Wieland erzogene achtzehnjährige Weimarer Herzog Karl August dagegen sprach: „Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen . . .“<sup>23</sup>, sprach und machte den noch nicht einmal sechszwanzigjährigen Dr. Goethe kurzerhand zum Geheimen Legationsrat seines Geheimen Consiliums. Der gefiel sich in seiner Rolle, übernahm im Räderwerk der Realität zahlreiche administrative Geschäfte, vom Bergbau bis zur Rekrutenaushebung, ja bis zum Todesurteil. 1779 wird Goethe in den Stand eines Geheimen Rats erhoben.

Als solcher ging im September dieses Jahres wieder auf Reisen, und zwar zusammen mit seinem Herzog Karl August. Das Ziel: die Schweiz. Es wurde Goethes zweite Schweizer



Reise (September 79 bis Januar 80). Die Heimfahrt nach Weimar sollte die beiden, Sie wissen es schon, im Dezember über Mannheim führen. Das Mannheimer Theater spielte ihnen zu Ehren „Clavigo“ mit August Wilhelm Iffland in der Rolle des Carlos. Vermutlich besuchte Goethe während dieses Aufenthalts auch den Landschaftsmaler Ferdinand Kobell, den er sehr schätzte.<sup>24</sup> In diesem Zusammenhang sei darauf verwiesen, daß der Dichter und Staatsbeamte überdies enge Beziehungen zu dem Mannheimer Kunsthaus „Artaria“ pflegte, sowohl privat als auch im Auftrag des Weimarer Hofes. Daß er hierbei bisweilen als eisenharter Verhandlungspartner auftrat, soll nicht unerwähnt bleiben.<sup>25</sup>

Goethe 1779 also abermals in Mannheim. Und nun nahm sich die persönliche Beziehung zur Stadt für die nächsten 14 Jahre ein „Aus“, mußte sich der Dichter mit Erinnerungen an die Quadratestadt begnügen. Doch bei dem phänomenalen Reichtum seines Lebens, wird ihm dies so schwer nicht gefallen sein. Zumal er in der hiesigen „Kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft“, die sich um die Förderung deutschen Sprachguts, gerade auch die Pflege des deutschen Theaters bemühte, zumal er vor diesem erlesenen Kreis gewissermaßen durchgefallen war.

Der „Deutschen Gesellschaft“ gehörten die führenden Kulturköpfe der Stadt an: Ein Wolfgang Heribert von Dalberg, ein Stephan von Stengel, ein Anton von Klein, ein Christian Friedrich Schwan und andere mehr. Als Ehrenmitglieder verzeichnete die Vereinigung immerhin Namen wie Klopstock, Lessing und Wieland – nicht jedoch Goethe! Denn als Dalberg im Jahr 1783 die Verlesung eines Goethe-Textes vor der Gesellschaft initiiert, kann sich das Gremium, kann sich vor allem dessen Geschäftsverweser Anton von Klein kaum mit dem Geschriebenen anfreunden. Allerdings hatte der Theaterleiter mit Goethes „Die Natur. Ein Fragment“ auch nicht gerade dessen stärkstes Stück zu Gehör bringen lassen. Nun sind Sym- und Antipathie ja selten einseitig verteilt, so auch in diesem Fall. Der Großdichter seinerseits hielt vom literarischen Mannheim nicht übermäßig viel, verpaßte dem Heldengedicht „Athenor“ von Anton von Klein 1805 immerhin eine erbarmungslose Kritik.<sup>26</sup> Zumindest für diesen Fall

wird Heinrich Heine nicht vollends zu folgen sein, wenn er – journalistisch zugespitzt – eifert: „... Goethe hatte Angst vor jedem selbständigen Originalschriftsteller und lob und pries alle unbedeutenden Kleingeister; ja er trieb dieses so weit, daß es endlich für ein Brevet der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu sein.“<sup>27</sup>

Stichwort „erbarmungslos“. Erbarmen hieß die Parole auch nicht bei den Kämpfen um die Festung Mainz im Jahr 1793 – der Dichter mit-tendrin, zumindest fast. Bevor Goethe, nach Beendigung der Kämpfe, nach Weimar zurückkehrte, machte er – ganz Staatsbeamter – im August dem verwundeten – zur Genesung nach Mannheim verfrachteten – Prinzen Louis Ferdinand von Preußen in der Quadratestadt seine Aufwartung. Hier traf auf den Kämmerer des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, traf auf Johann Friedrich Rietz. Der schmeichelte, schon längst hätte er Goethes Bekanntschaft machen wollen, und bekundete im Parade-schritt, so aufgezeichnet in Goethes autobiographischer Schrift „Belagerung von Mainz“: „Man habe ihm bisher immer behauptet: schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermüßt aussehen... aber nun freue er sich, an mir [Goethe] einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas aussehe, und den man deshalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse.“<sup>28</sup> Indes, Goethe konnte – dreiundvierzigjährig – auf die zweite Gesamtausgabe seiner Werke verweisen, die Schriften des Herrn Rietz sind dagegen bislang wenig bekannt geworden. In Goethes zweiter Gesamtausgabe sollten dann auch seine neuen Stücke, der „Egmont“ von 1787 und „Torquato Tasso“ von 1789 zu finden sein.

Ein Wort noch zur stattlichen Figur Goethes: Gemäß Vermessung seines Skeletts war der Dichter bei seinem Tod, zweiundachtzigjährig, 1,69 Meter lang. Damit dürfte er – alterungsbedingten Schrumpfungsprozeß eingerechnet – für seine Zeit zu den Hochgewachsenen gezählt haben. Ein eher athletischer Typus wird ihm überdies attestiert.<sup>29</sup>

Mittlerweile sind wir mit dem Dichter an der Wende zum 19. Jahrhundert angelangt. In diesem Säkulum sollte der Dichterstern die Quadratestadt noch zweimal betreten, 1814 und 1815. Es wurden sein nachweisbar siebter und



achter Aufenthalt in der Stadt. Doch waren Dichter und Stadt noch dieselben? Einerseits ja, andererseits nein. Wie der Dichter sich – in Auseinandersetzung mit Isaak Newtons Farbenlehre – zunehmend in seinen eigenen farbtheoretischen Überlegungen „verfestigte“, so wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Stadt Mannheim „entfestigt“.

Mehr und mehr fühlte sich der Schöpfer des „Faust“, dessen ersten Teil er – gedrängt von seinem Brieffreund Friedrich Schiller – 1806 abschließen konnte, zum Naturforscher berufen. Mithin hielt er seine Farbenlehre sogar für das wichtigste Werk aus seiner Feder. Doch weder diese Selbsteinschätzung, und schon gar nicht Goethes verbale Ausfälle gegen den 1727 verstorbenen Newton und dessen Physik konnten etwas daran ändern, daß die Farbenlehre des Dichters bei ihrem Erscheinen 1810 in der Fachwelt so gut wie keine Beachtung fand. Dabei ist Nicht-Beachtung schließlich auch im Land der schreibenden Zunft eine Form der Beachtung, nicht die angenehmste. Eine anschauende, philosophisch motivierte Naturlehre, wie Goethe sie vertrat, war jedoch längst obsolet geworden. – Daß die qualitative Dimension heute in der Naturwissenschaft zunehmend wieder entdeckt wird, sei hier einzig als Fußnote vermerkt.

So trifft das von dem Dichter Jean Paul – in anderem Zusammenhang – geprägte Wort auf Goethe zweifellos nicht zu: „Er war nämlich ein schöner Geist, hatte aber keinen anderen.“<sup>30</sup>

Ergo bestiegen Schöngest samt Geist 1814 wieder einmal die Kutsche, die Pferde Richtung Rhein-Main-Neckar-Raum gerichtet. Es wurde Goethes sogenannte Erste Reise an Rhein, Main und Neckar (Juli bis Oktober). Fahrtziel war unter anderem die bedeutende Kunstsammlung der Gebrüder Sulpiz und Melchior Boisserée in Heidelberg. Der Rang dieser Galerie altdeutscher und niederländischer Meister läßt sich allein daran ermessen, daß sie später in die Alte Pinakothek in München Eingang gefunden hat. Nach gründlichem Studium der Werke begibt er sich in Begleitung von Sulpiz im Oktober 1814 nach dem nahen – „regelmäßigen“ – Mannheim, derart titulierte er die Stadt in einem Brief an seine Ehefrau, die Christiane Vulpius.

Sie haben es vernommen? Das Motiv vom „regelmäßigen“ Mannheim hat leise eingesetzt,

ihm versammeln sich nun die Figuren vom „freundlichen“ sowie „gleich und heiter gebauten“. Da diese Themen sich durch die einschlägigen Schriften zu „Goethe und Mannheim“ mit schöner Regelmäßigkeit und unvermeidlich hindurchziehen, so wollen auch wir ihnen knapp nachhören.

In „Hermann und Dorothea“ ergreift Hermanns Vater das Wort und deklamiert:

**„Darum hab' ich gewünscht,  
es solle sich Hermann auf Reisen  
Bald begeben und sehn zum  
wenigsten Straßburg und  
Frankfurt  
Und das freundliche Mannheim, das  
gleich und heiter gebaut ist.“<sup>31</sup>**

Was will uns der Dichter damit sprechen? Gibt er einzig eine poetisch-stadtgeographische Beschreibung oder spielt er noch auf etwas anderes, Tieferes an? Schließlich vermerkt Goethe selbst einmal, daß in „Hermann und Dorothea“ alles Symbol sei.<sup>32</sup> Nur, was könnte sich dann hinter dem Symbol vom „gleich und heiter gebauten“ Mannheim verbergen? Assoziiert der Dichter gar einen gleichmäßigen, heiter-schönen Geist, eben einen klassischen? So abwegig wäre dies nicht, schließlich stand Goethe ja einstens sogar im Mannheimer Antikensaal. Darüber hat er uns berichtet, ob er in Mannheim allerdings auf klassisch-schöne Geister traf, davon schweigt er.

Zurück von diesem tiefenpsychologischen Abstecher zur vollends irdisch befestigten Stadtgeographie. Von alters her war Mannheim in einen imposanten Festungsstern eingeschlossen, der allerdings am Übergang zum 19. Jahrhundert beseitigt wurde. Diese entfestigte Quadratesstadt sah unser Dichter wohl erstmals im Jahr 1814. Die Ära der Befestigung, aber auch die der pulsierenden Residenzstadt war abgetan. Das neue badische Mannheim war eher ein „stilles, verträumtes, in Anlagen gebettetes... Landstädtchen“<sup>33</sup>, allerdings mit attraktiver Theaterszene. Mithin ließ sich eine wachsende Zahl gutsituierter Pensionäre in der Stadt nieder; nicht zuletzt solche aus Weimar, darunter alte Bekannte des Geheimrats. Sie besuchte er 1814 während eines Tagesab-



stechers von Heidelberg nach Mannheim. Goethe spazierte im Schloßgarten, speiste im Gasthof „Zu den drei Königen“ in G 2,2 am Marktplatz, besuchte abends das Theater und kehrte noch in der Nacht wieder nach Heidelberg zurück.<sup>34</sup>

Vielleicht ging ihm während dieser nächtlichen Kutschfahrt ja persische Literatur im Kopf herum. Jedenfalls entstanden 1814 – angeregt durch Lektüre des persischen Dichters Hafis – die ersten Gedichte zu dem Zyklus „West-östlicher Divan“.

Ach, was wäre der Dichter ohne die Musen gewesen, wahrscheinlich noch weniger als ohne Mannheim. Derart erfuhren auch die Divan-Gedichte 1815 einen enormen Fortgang, diesmal war die Muse verheiratet und hieß Marianne von Willemer, eine Frankfurter Bankiersgattin. Der mittlerweile sechszwanzigjährige Goethe wich Komplikationen jedoch aus und floh zu den harmloseren Früchten, denen der Kunst, zu den Kunstschätzen der Boissérées in Heidelberg. Er befand sich alldieweil auf seiner sogenannten Zweiten Reise an Rhein, Main und Neckar (Mai bis Oktober).

Aber, weit gefehlt, vor Frauen war er auch dort nicht sicher. Im September 1815 eingetroffen, klingt es ihm aus dem „freundlichen“ Mannheim auch schon schrill herüber. Die bedeutende Weimarer Schauspielerin und Opernsängerin Karoline von Heygendorf, geb. Jagemann, war an den Ort ihrer frühen Lehrjahre, war für ein Gastspiel in die Quadratestadt zurückgekehrt. Der Weimarer Theaterleiter Goethe kannte sie nur allzu gut. Nicht selten schon hatte sie seine Weimarer Theaterarbeit aufs unfreundlichste in Frage gestellt, 1817 sollte sie ihn sogar noch die Theaterintendanz kosten. Was machte die Frau so mächtig? Neben Schönheit und hoher Kompetenz besaß sie noch zwei gewichtige Eigenschaften, sie war die Geliebte seines Dienstherrn, Großherzog Karl August, und die Mutter von dessen Kindern.

Mit Karl August war Goethe in Heidelberg verabredet. Als der dort eintrifft, begleitet ihn der Dichter Ende September 1815 notgedrungen nach Mannheim. Sie logieren im Gasthaus „Zu den drei Königen“ am Marktplatz, ihnen gegenüber im „Goldenen Schaf“ in R 1, 6 hat die Jagemann Domizil genommen. Goethe ver-

meidet den Kontakt zu der Frau und verabschiedet sich zum 1. Oktober bereits wieder nach Heidelberg.<sup>35</sup> Aber wir eilen voraus, bevor sich Goethe aus Mannheim entpflichtet, wartet er noch dem Königlich preußischen Freiherrn Strick von und zu Linschoten und dessen Familie im Bretzenheimschen Palais in A 2,1 auf. Dort glimmt unserem Dichter das Grün eines Smaragdes entgegen, am Finger eines halben Kindes, der 15jährigen Baronesse und Tochter des Hauses Elisabeth. „Soll ich von Smaragden reden, Die dein Finger niedlich zeigt?“ – so lauten die ersten Zeilen des Gedichts „Bedenklich“ aus dem „West-östlichen Divan“, zu denen sich der Dichter angesichts des grünen Zauberringers der Baronesse – von der kein Porträt bekannt ist – angeregt fühlte.<sup>36</sup> Sollte sich gar auch in Mannheim eine kleine Romanze angebahnt haben? Aufgrund des im Stadtarchiv Mannheim verwahrten Familienbogens des Königl. Preuß. Freiherrn Strick von und zu Linschoten<sup>37</sup> konnte die Baronesse, die Goethe zu dem Gedicht „Bedenklich“ aus dem „West-östlichen Divan“ inspirierte, eindeutig identifiziert, auch ihr Alter festgestellt werden. Der Eintrag auf dem Familienbogen des Freiherren lautet: „Elisabetha von Strick, dessen Tochter von Stuttgart, im Jahr 1811 angeblich 11 Jahre alt, Reformierter Religion.“

Zurück zur Frau Jagemann. Ab dem 1. Oktober befindet sich Goethe also wieder in Heidelberg, und als ihm wenige Tage später dort eine freundliche Botschaft der Jagemann ins Haus flattert, doch zu „Tableaux und Attitüden“, also Gastlichkeit und allerlei Unterhaltung, nach Mannheim herüber zu kommen, sucht er einzig noch die Kutsche mit den freundlichen Pferden gen Weimar. Unbeschadet dieses Abenteuers wird der mittlerweile siebenundzwanzigjährige Goethe im Dezember 1815 in Weimar freundlich zum Staatsminister ernannt. Das „freundliche Mannheim“ hat er wohl nicht mehr wiedergesehen.

## ZWISCHENWORT

Vielen Dank für die eingespielten Takte. Sie sind der so gut wie unbekanntenen „Faust-Ouvertüre“ von Richard Wagner entnommen.<sup>38</sup> Das Stück wurde während einer Feierstunde zur 200. Wiederkehr des Geburtstages des Dichters



1949 im Nationaltheater gespielt, wir kommen darauf zurück.

Da nun auf den Experimentiertisch eines richtigen Faust ja durchaus auch ein Totenschädel gehört, hier einer im Bild. Er stammt vom Meister selbst: Es ist Goethes Schädel! Die Aufnahme wurde im Zuge der geheimen Öffnung des Sarkophags des Dichters durch DDR-Wissenschaftler 1970 gemacht. Sie nahmen eine sogenannte Mazeration an dem Leichnam vor, d. h. legten – unter konservatorischen Gesichtspunkten – das Skelett frei von den übrigen sterblichen Resten. Erst zum Jubiläumsjahr 1999 wurde diese Aktion der Öffentlichkeit bekannt.<sup>39</sup>

Das Bild ist zugegebenermaßen etwas voyeuristisch-morbid, doch zu meiner Entlastung kann ich Ihnen anführen, daß Goethe selbst ein Faible für Totenschädel hatte. Schließlich bewahrte er bei sich zu Hause – unter einer Glasglocke – den Schädel seines Freundes Friedrich Schiller auf.<sup>40</sup>

## ZWEITER TEIL: MANNHEIMS GOETHE

Kommen wir zum zweiten Teil. Mannheims Goethe oder: Was bedeutet Goethe für Mannheim? Wie gedachte man des Dichters zu den verschiedenen Jubiläums- und Gedenkdaten, wie wurden seine Arbeiten hier rezipiert?

Blenden wir zurück in das Todesjahr des Dichtersfürsten, der am 22. März 1832 in Weimar verstarb. Eine Woche später hätte diese traurige Neuigkeit – die damalige Nachrichtenübermittlung in Rechnung gestellt – durchaus bis nach Mannheim gedrungen sein können. Blättern wir nun die entsprechenden Ausgaben der „Mannheimer Tageblätter“ durch – einen Hinweis auf Goethes Ableben suchen wir dort vergebens, gleichso wird die Beisetzung in der Weimarer Fürstengruft am 26. März nicht erwähnt. Entweder war die Nachricht vom Tod Goethes nicht bis nach Mannheim gelangt oder schlicht nicht für berichtenswert gehalten worden. Im letzteren Fall war Mannheim 1832 jedenfalls noch keine Gothestadt, hierzu später noch ein Wort.

Mehr oder minder an Altersschwäche verstarb er 1832, 82jährig, der Johann Wolfgang von Goethe. Aber auch der Seuchentod lag in

der Luft. Die Cholera griff gefährlich um sich. Nebenbei gesagt: Ihr fiel Ende 1831 der Philosoph Georg Friedrich Wilhelm Hegel in Berlin zum Opfer. Sein akademischer Kontrahent, Arthur Schopenhauer, dagegen flüchtete aus dem choleraverseuchten Berlin in das seuchenfreie Mannheim und lebte hier von Juli 1832 bis Juni 1833.

Hatte die Cholera 1832 noch einmal an der Stadt vorbeigetötet, so hielt sie 1849 schwarzen Einzug. Die Bedrohung für Leib und Leben durch die Seuchengeisel und die Wirren in der Stadt nach Niederwerfung der Deutschen Revolution ließen schwerlich festliche Stimmung aufkommen zur Feier des 100. Geburtstages Goethes. Preußische Truppen hatten in Mannheim Einzug gehalten, und das Standgericht lief auf Hochtouren. Um so höher ist anzurechnen, daß man es sich trotz solch widriger Umstände nicht nehmen ließ, der Geburt des Dichters mit einer Aufführung des „Faust I“ am 27. August 1849 zu gedenken. Die Vorstellung begann um 17.30 Uhr, was prinzipiell Gelegenheit gab, der um 16.15 Uhr anstehenden standgerichtlichen Erschießung eines wegen Meuterei verurteilten Soldaten namens Peter Lacher beizuwohnen. „Nun ist der Lümmel zahm!“, zischte es später auf den Mannheimer Bühnenbrettern aus den Lefzen des Mephisto. Hatte Faust doch gerade mit Teufels Hilfe den aufsässigen Bruder Gretchens, den Soldaten Valentin, niedergestreckt. Ob sich der eine oder andere im Publikum dabei etwas gedacht haben wird? – –

Nun ja, schreiten wir 50 Jahresringe voran, so gelangen wir zum 150. Geburtstag Goethes im Jahr 1899. Ohne Zweifel hatten die Mannheimer an der Jahrhundertwende zunächst einmal anderes im Sinn, als den alten Goethe. Wirtschaftlicher und technischer Aufbruch, Gründerstimmung beherrschte das Leben in der Stadt; Baulöcher allenthalben machten diese Entwicklung augenfällig.<sup>41</sup>

Ja, schon ließ der Aufbruch in ein neues Säkulum am Horizont einige Strahlen aufblitzen: Der elektrische Strom hielt in Mannheim Einzug. Noch bevor das Theaterhaus auf B 3 an das stadteigene E-Netz angeschlossen werden konnte, stellte man im Sommer 1899 von der brandträchtigen Gasbeleuchtung auf elektrische um. Als Kraftzentrale diente ein improvi-





Johann Wolfgang von Goethe, Kupferstich von Egid Verhelst. Um 1778.

Stadtarchiv Mannheim



sierter Generator, der vor dem Theaterhaus in B 3, auf dem „Schillerplatz“, zu stehen kam.<sup>42</sup> So konnte im Goethejahr 1899 – 150 Jahre wäre der Dichter alt geworden – die erste elektrisch illuminierte Goethe-Gedenkfeier ausgerichtet werden. Ende September dieses Jahres wurden neben einem feierlichen Rahmenprogramm eine festliche „Iphigenie auf Tauris“ und ein festlicher „Götz“ gegeben. Beide Stücke in der Regie des Interndanten August Bassermann.<sup>43</sup>

Obendrein ließ ein hoher Repräsentant der Stadt, der zweite Mann in der Stadtverwaltung, es sich nicht nehmen, im Vorfeld der Feier höchstpersönlich in der Presse das Wort zu ergreifen. Im Generalanzeiger vom 20. und 22. September 1899 veröffentlicht Bürgermeister Paul Martin eine Artikelfolge überschrieben mit „Goethe und Mannheim. Ein Beitrag zur Mannheimer Goethefeier“. Er kommt in seinen Ausführungen zu dem Schluß, „daß wir in Mannheim uns mit gleichem oder größerem Rechte als manche andere Stadt, in der Goethe sich zeitweilig aufgehalten, zu den sogenannten Goethestädten rechnen und deshalb für unsere Goethefeier außer ihrer allgemeinen auch eine gewisse lokale Berechtigung immerhin in Anspruch nehmen dürfen.“ Kaum wird die Recherchen für diesen Beitrag der Bürgermeister selbst geleistet haben. Es wäre nicht verwunderlich, wenn er hierzu einen Ghostwriter namens Friedrich Walter, den später namhaften Stadthistoriker, verpflichtet hätte – war dieser schließlich seit 1896 von der Stadt mit der Ordnung und Verzeichnung des Theaterarchivs beauftragt, und sein Buch „Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hof“, das die Thematik durchaus aufgreift, lag ja bereits vor. Anlässlich des 100. Todestages Goethes 1932 sollte Walter dann einen Aufsatz „Goethe und Mannheim“ für die „Mannheimer Geschichtsblätter“ verfassen. In ihm gelangt er zu der identischen Schlußfolgerung wie Bürgermeister Paul Martin 33 Jahre zuvor: Im Falle Mannheims handle es sich durchaus um eine Goethestadt. Wie dem auch sei, wir werden dieses Thema nochmals aufgreifen.

Bevor wir in der Chronologie der Festivitäten nun weiterschreiten, sei noch ein Blick hinter verschlossene Türen, hinter die des Mannheimer Stadtrats gestattet: Hierzu das im

Magazin des Stadtarchivs sicher verwahrte voluminöse, immerhin rd. 18 Kilogramm schwere Ratsprotokoll aufgeschlagen. Was erfahren wir aus ihm zur Goethefeier 1899?

Am 28. August jährte sich der 150. Geburtstag des Dichters, also wird man sich rechtzeitig Gedanken darüber gemacht haben, wie mit dem Ereignis umzugehen sei. Doch keinesfalls war dem so, ja ein wenig hat es den Anschein, daß der Geburtstag des Großdichters dem Mannheimer Stadtrat erst so recht in den Sinn kam, als er schon so gut wie verstrichen war.

Folglich findet sich der früheste Tagesordnungspunkt zur Goethefeier im Protokoll vom 1. September 1899, also vier Tage nach Goethes Geburtstag. Betr. Goethejubiläum wurde in dieser Sitzung u. a. verhandelt: Eine Goethebüste solle in Auftrag gegeben werden! Und wäre sie – ausgeführt in Marmor – bis zu den Festtagen vom 22. bis 24. des Monats nicht mehr zu haben, so solle sie doch zumindest als Gipsstück feierlich zur Aufstellung kommen.<sup>44</sup> Indes, auch für diese Minimallösung, die Gipslösung war man im Jahr bereits zu weit fortgeschritten. Mit gelockertem Willen einigte man sich dann in der Sitzung am 15. September, daß die Büste, und zwar die Marmorbüste, erst im nachhinein, zu Goethes Todestag im nächsten Jahr, also am 22. März 1900, enthüllt werden solle.

Überdies wurde man sich in der Sitzung am 15. September 1899 einig, die seitherige Parkstraße und den seitherigen Parkplatz in Goethestraße bzw. Goetheplatz umzubenennen. Auf dem Goetheplatz sollte in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts das heutige Nationaltheater zu stehen kommen. Die zwischen den Quadraten C 7 und C 8 bereits bestehende – heute in Vergessenheit geratene – Goethestraße wurde kurzerhand umbenannt in „Kurze Straße“.<sup>45</sup>

Doch wie ging es mit der Büste des Dichters weiter? In der Tat laufen die stadträtlichen Beratungen im März 1900 in Sachen Goethebüste auf Hochtouren. Dabei fällt allerdings ein riesiger Schatten auf unseren Dichter – nämlich der des imposanten Bismarckdenkmals, das am 31. März 1900 zur Prachtenthüllung ansteht. Im Stadtratsgremium hält man es daher nicht für ratsam, kurz vor diesem Großereignis noch feierlich eine Goethebüste auf-



zustellen. Folglich mußte sich der Dichter mit einem versteckten Fünfzeiler im Generalanzeiger vom 12. April 1900 begnügen. Im Telegrammstil heißt es dort, daß eine Goethebüste gestern im Beisein von Oberbürgermeister Otto Beck, Bürgermeister Paul Martin, Intendant August Bassermann und Stadtbaurat Uhlmann im Foyer des Hof- und Nationaltheaters aufgestellt wurde. Punctum. Öffentlichkeit war keine geladen. Demgegenüber fand die Enthüllung des Bismarckdenkmals in Stadt und Presse Königsbeachtung, Gesamt-Mannheim war auf den Beinen, und der Generalanzeiger frohlockte ganzseitig.<sup>46</sup> –

Nun, Todestage geben nicht recht Anlaß zum Frohlocken, aber zum Gedenken allemal – und schon befinden wir uns im Jahr 1932 (100 Jahre nach Goethes Tod).

Schon ab Januar tritt die Neue Badische Landeszeitung hervor mit einer Artikelserie „Auf Goethes Spuren in Mannheim. Zum Goethejahr“. Verfasser war kein Geringerer als der Direktor des städtischen Schloßmuseums und Städtischen Archivs Friedrich Walter. Die Beiträge sind zusammengenommen durchweg identisch mit dem schon erwähnten Aufsatz „Mannheim und Goethe“ desselben Autors. In der Sonntagsausgabe der Neuen Mannheimer Zeitung blättern wir dann am 20. März, zwei Tage vor Goethes Todestag, eine umfangreiche Reminiszenz auf. Sie umfaßt besinnliche Texte zu dem sich rundenden Jahrestag, präsentiert Lebensweisheiten Goethes und, wie kann es anders sein, einen Beitrag mit dem Titel „Goethe preist unsere kurpfälzische Heimat“. Programatisch ruft die Zeitung aus: „Mannheim ist, was vielen unbekannt sein dürfte, nicht nur eine Schiller-, sondern auch eine Goethestadt.“ Nun ja, zumindest trug hierzu Willy Birgel sein Bestes bei als Mephisto im „Faust I“, der am 27. März 1932 Premiere hatte.<sup>47</sup>

Hierzu ein Zwischenwort. Erstmals wurde der „Faust I“ rund zwei Jahre nach Goethes Tod, also im Jahr 1834 in Mannheim aufgeführt; an den „Faust II“ sollte man sich erst 1882, also zum 50jährigen Todestag des Dichters, wagen. – Das erste Goethe-Stück, das in Mannheim überhaupt gespielt wurde, war – kurz nach der offiziellen Eröffnung der Nationalbühne auf dem Quadrat B 3 1779 – im Dezember desselben Jahres der „Clavigo“. Der

„Götz“ folgte 1786, und erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts kamen der „Egmont“ 1806 und die „Iphigenie“ 1820 auf den Spielplan.<sup>48</sup> Aus statistischen Quellen wissen wir, daß Goethe durchweg weniger gespielt wurde als Autoren, die heute womöglich in glücklicher Vergessenheit ruhen. Vergleichen wir mit dem Großdichter einen der noch prominenteren Autoren, den Vielschreiber August von Kotzebue. Der wurde zwischen 1788 und etwa 1889 rund 1700 mal gespielt, Goethestücke dagegen fanden in diesem Zeitraum nur rund 230 mal den Weg auf die Bühne.<sup>49</sup> Allerdings konnte sich Goethe kontinuierlich im Spielplan halten, die Popularität Kotzebues dagegen ließ ab 1840 abrupt nach. Dennoch hatte dieser Autor über viele Jahre ein Bedürfnis des Publikums gestillt, das vom Theater nicht nur Belehrung, Tiefsinn oder ähnliches einforderte, sondern schlicht Unterhaltung und Kurzweil. Trotz dieser Erwartungshaltung eines großen Teils der Theatergänger, für Goethe war Mannheim sicher auch wegen seiner Bühne attraktiv; hatte sich das Mannheimer Theater doch allemal zum Ziel gesetzt, nicht einzig dem billigen Publikumsgeschmack zu huldigen, sondern ebenso einen Schiller, ja Goethe zu spielen.

Kommen wir zum Gedenkjahr 1932 – 100 Jahre nach dem Tod des Dichters – zurück. Krass billigen Publikumsgeschmack ließ die Zeit vorschmecken, und zwar auf der politischen Bühne. Dieses Goethejahr zeichnet am Vorabend der Diktatur. Hierzu äußert sich der Journalist und Autor Fritz Droop<sup>50</sup> eindringlich in seiner Rede „Goethe und wir“, gehalten vor dem humanitär ausgerichteten Odd-Fellow-Orden in Mannheim am 1. Mai 1932: „Was die Deutschen heute von Goethe trennt, ist der vernichtende Haß, der die Parteien gegeneinander hetzt. Wohin kam Duldsamkeit und Menschentum? ... Vor uns das Chaos neuer Barbarei.“ – Es dümmerten herauf Naziterror, Vernichtungshass und der Zweite Weltkrieg.

Der Krieg war aus, doch die Not noch immer groß, gerade auch die von den Bomben hinterlassene Wohnungsnot. So wärmte sich im Jubiläumsjahr 1949 (200 Jahre nach Goethes Geburt) ja vielleicht der eine oder andere in den Buchläden auf; Goethe-Fans hatten es dabei ohne Zweifel um einiges besser. Der Mannheimer Morgen vom 12. Januar 1949: „Der Buch-



handel zeigt Lebensbeschreibungen und allerlei Beschäftigungen mit Goethe an. Ein Wall von Schriften will sich wieder zwischen Goethe und uns schieben.“ Der Verfasser des Artikels, Dr. Koch, schlußfolgert: „Wer mit Goethe durch das Goethejahr will, findet bei Reclam den nackten Text.“ Dem ist auch aus heutiger Sicht nichts hinzuzufügen.

Trotz allerlei Widrigkeiten, man feierte 1949 seinen Goethe, auch in Mannheim. Der Vorschlag, den der parteilose Beigeordnete – heute würden wir Dezernent sagen – Hans Langer Oberbürgermeister Hermann Heimerich unterbreitete, wurde allerdings nicht realisiert: „Wir sollten eine gewaltige Betriebsfeier veranstalten mit dem Motto: ‚Herr von Goethe, haben Sie uns beschissenen Arbeitern überhaupt etwas zu sagen?‘ Und auch hier müßten Sie, Herr Oberbürgermeister, ... unterstützt vom Theater, im Stadion die Rede halten, eine Sammlung unter den Arbeitern veranstalten und im Namen Goethes ein Stipendium für einen oder zwei aus dem Arbeiterstand kommende hochbegabte Studenten (Studentinnen) als Goethe-Stipendium der Stadt Mannheim eröffnen.“<sup>51</sup> Hierzu kam es, wie gesagt, nicht. De facto gestaltete sich auch dieses Jubiläum gediegen. Den „Götz“ gab’s zum Spielzeitauftakt, und zwar in der Schauburg in K 1, dem Ausweichquartier nach Zerstörung des alten Nationaltheaters in B 3. Am 2. Oktober folgte dann eine Feierstunde, deren Programm sie hier im Bild haben. Dort wird auch die Musik der Faust-Ouvertüre angesagt, aus der wir vorhin einen Ausschnitt hörten!

Die Festrede hielt der 37jährige Literat Rudolf Hagelstange. Die Rhein-Neckar-Zeitung vom 4. Oktober 1949 berichtet: „Hagelstange begann mit kritischen Worten gegenüber der enthusiastischen Goethe-Preisung sowohl 1932 (als ungeachtet der Hymnen auf den Genius [Goethe] Hitler bereits seine geistesfremden Scharen formierte) wie auch in diesem Jahr, in dem Atom- und Bakterienbomben regieren an Stelle der Vernunft und des Gemeinsinns.“<sup>52</sup>

In der Tat, über den Zenit des Falls hinaus, bestand Grund genug, auf die jüngste Geschichte kritisch zurückzublicken und Deutsches wieder ins rechte Licht zu stellen. Goethe kam hierzu gerade recht. „Mit Goethe zum Rhein“ titelt eine Werbebroschüre, in der

1949 sämtliche dem Rhein anliegenden Verkehrsverbände gemeinsam um Touristen werben. Das Heft wurde in deutscher, englischer und französischer Sprache ausgeliefert. Eine in ihm enthaltene Mannheim-Ansicht wird von Worten flankiert, die Goethe seinem studierenden Sohn August 1808 nach Heidelberg sandte: „Dabei empfehle ich Euch, ja ich trage es Euch auf, zusammen nach Mannheim zu fahren, damit die Mutter die Stadt sehe, dergleichen sie noch nicht gesehen hat.“ Geschickt machte sich Nachkriegsdeutschland mit dieser Werbeschrift zweierlei zunutze: Einerseits den Rhein als zugkräftigen Werbeträger, andererseits den guten Namen Goethes. Hierzu der Vertreter des Badischen Landesverkehrsverbandes e. V. (US.Zone), Dr. Funk, in einem Schreiben vom 12. November 1948 an den Mannheimer Oberbürgermeister Fritz Cahn-Garnier: „Die internationale Anerkennung dieses großen Deutschen bietet eine neutrale Möglichkeit . . ., die durch den Krieg hervorgerufene Ächtung alles Deutschen wirksam wieder wettzumachen.“<sup>53</sup>

Und wir erhalten damit Gelegenheit, uns nun an der Traditionslinie dieses „großen Deutschen“ noch ein Stückchen weiter, hin in den März des Jahres 1982 zu hangeln. Angekommen, besorgen wir uns sogleich einen Spielplan des Nationaltheaters, und unser Suchfinger verharrt auf dem 22. des Monats. Dort wird zum Datum des 150. Todestages des Dichters keinesfalls, wie vielleicht zu erwarten, ein Goethe-Stück angezeigt, dafür im Großen Haus „Porgy and Bess“ und im Kleinen Haus immerhin „Jagdscenen aus Niederbayern“.<sup>54</sup> Am selben Abend tritt im Rosengarten – zum Entzücken aller Freunde deutscher Dichtung, allerdings in Form von Schlagertexten – Roland Kaiser auf.<sup>55</sup> Folglich trifft es sich nicht schlecht, wenn der Ordinarius für Neuere deutsche Literatur, Horst Meixner, seinen Essay im Mannheimer Morgen vom 20./21. März 1982 mit folgendem Nietzsche-Wort überschreibt: „Goethe – ein Zwischenfall ohne Folgen?“

## SCHLUSS

Kommen wir zum Schluß. Vorab aber noch ein Wort des Dankes an alle Kolleginnen und Kollegen, die mich bei der Vorbereitung des



Abends in der einen oder anderen Weise unterstützt haben.

Zum Schluß. Bürgermeister Paul Martin und Stadthistoriker Friedrich Walter reklamierten Mannheim als Goethestadt, Susanne Räuchle dagegen formuliert im Mannheimer Morgen vom 22. März 1982 halbernst: „Mit Mannheim hatte Deutschlands größter Dichter aller Zeiten nicht viel am Schlapphut, keinen ‚Bettschatz‘ hatte er hier sitzen, keine Seelenfreundin ließ er hier abblitzen . . . keine Spur von J. W. G.“

Nun, einige Spuren finden sich durchaus, ihnen sind wir mit großem Schuh nachgeschritten, doch ist Mannheim deshalb bereits eine Goethestadt? Was überhaupt ist eine Goethestadt? Die, in der er geboren wurde, die, in der er lebte und agierte, oder gar die, in der er hin und wieder zu Besuch war? Schwierig zu sagen, doch ein äußeres, quantitatives Kriterium soll hier gar nicht gegeben werden. Vielleicht wäre ja auch ein innerer, qualitativer Prüfstein der viel interessantere?

Einem solchen wollen wir für einen Moment noch nachspüren. Zuvörderst würde dann in einer sogenannten Goethestadt, – fernab allen Kulturredens – etwas vom Geist des Dichters wehen. Der kommt vielleicht am schönsten – lassen Sie mich dies schlicht behaupten – in den inspirierten letzten Worten des sterbenden Faust zum Vorschein:

**„Zum Augenblicke dürft' ich sagen:  
Verweile doch, du bist so schön!  
Es kann die Spur von meinen  
Erdentagen  
Nicht in Äonen untergehn. –  
Im Vorgefühl von solchem hohen  
Glück  
Genieß' ich jetzt den höchsten  
Augenblick.“<sup>56</sup>**

Wie diese Verse angefüllter Gegenwart, so ist der Dichter derart weit und tief, facettenreich und bisweilen widersprüchlich, daß ihn keiner, auch keine Stadt je in toto erfassen wird; selbst wenn Thomas Mann – Goethes Schwächen im Blick – sagt: „Er ist sehr groß, aber er ist wie wir alle.“<sup>57</sup> Trotzdem und gerade deshalb wird es – den inneren Maßstab angelegt allemal – sowenig einen Goethemenschen

wie eine Goethestadt geben. Allenfalls wird man sich dem Dichterstürzen anzunähern versuchen können. Somit sollte das einzige Prädikat sein, das es auf dem – geistigen – Städtetag in dieser Hinsicht zu verleihen gibt, wenn man es sich denn anheften will: „Auf dem Weg zur Goethestadt“. Alles andere wäre ja auch gleichsam die „Quadratur des Goethe“ – und die ist nicht mal einer Quadratestadt möglich.

*Doch was stöhnt denn dort so fürchterlich, mein Gott, der Herr mit dem Lorbeerkranz in seinem Höllenkerker. – Oh je, dieses Jubiläumsjahr bringe ihn noch um; überall höre er seinen Namen, und jetzt auch noch in diesem Vortragsrede. All das koste ihn mindestens ein halbes Äon weitere Höllenjahre, der alte Mephisto hätte ihm solche Hadesqual seinerzeit ja ganz schön verschwiegen.*

*Aber Herr von Goethe, Sie beziehen sich auf die eingangs erwähnte Kurzgeschichte des Arno Schmidt, daß Literaten so lange in der Hölle schmoren müßten, bis ihr Name auf Erden erloschen sei. Aber Herr von Goethe, das war doch ein verzettelter Scherz. Wenn sie denn überhaupt in der Hölle schmoren müssen, die Literatinnen und Literaten, dann zu Lebzeiten – und zwar weil unzitiiert.*

*Wie's auch sei, verehrter Herr Geheimrat, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, und mach mich nun – frei nach Mephisto – beizeiten fort! Die hielten wohl den Teufel selbst beim Wort.<sup>58</sup>*

#### Anmerkungen

- 1 Vortrag anlässlich des 250. Geburtstages von J. W. v. Goethe, gehalten von Dr. Hanspeter Rings am 25. 8. 1999, 20.00 Uhr, im Friedrich-Walter-Saal des Stadtarchivs, Collini-Center, Erdgeschoß. Zwei der im Vortrag gezeigten Dias sind hier in Abbildung wiedergegeben. Für kritische Durchsicht des Manuskripts danke ich insbesondere meinen Kollegen Herrn Michael Caroli und Herrn Dieter Wolf. Am 28. 8. führte Verfasser „Auf den Spuren Goethes durch Mannheim“.
- 2 Ausgabe Januar/Februar 1999.
- 3 Aufgrund eines Briefes an den Wolfenbütteler Bibliothekar Ernst Theodor Langer ist anzunehmen, daß Goethe Mannheim erstmals im Jahr 1769 besuchte. (Vgl. Friedrich Walter: Goethe und Mannheim. In: Mannheimer Geschichtsblätter 1932, Sp. 109–150, hier: Sp. 111.) Möglicherweise hat Goethe den Antikensaal im Jahr 1771 ein zweites



- Mal aufgesucht. Vermutlich ist aber der Auffassung zu folgen, daß Goethe seinen Antikensaal-Besuch von 1769 in „Dichtung und Wahrheit“ ins Jahr 1771 verlegt. (Vgl. Anmerkungen zu „Über Laokoon“. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. München 1998, Bd. 12, S. 595; Karl Otto Conrady: Goethe. Leben und Werk. München 1994, S. 89).
- 4 Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, 11. Buch. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 9 S. 501 f.; Conrady (wie Anm. 3) S. 89 f. Überdies bemerkt Goethe im April 1788 während seiner zweiten Italienreise „in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten“, daß ihm in seiner frühesten Jugend nichts Plastisches in Frankfurt/M. gewahrt worden und wie er auf einmal „in das volle Meer gestürzt [ward]“, als er sich „von der Mannheimer Sammlung in dem von oben wohlbeleuchteten Saale plötzlich umgeben sah.“ (Vgl. „Zweiter römischer Aufenthalt“. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 11 S. 545 ff.) Vgl. auch Goethe und Heidelberg, hg. von der Direktion des Kurpfälzischen Museums. Heidelberg 1949, S. 61 f.; Conrady (wie Anm. 3) S. 89 f., 718. Im Jahr 1767 war Lessings kunsttheoretische Schrift über Laokoon erschienen. Goethe beabsichtigte, unmittelbar im Anschluß an seinen Antikensaalbesuch ebenfalls eine Schrift zur Laokoon-Gruppe zu verfassen, die jedoch erst 1798 erschien. (Vgl. Anmerkungen zu „Über Laokoon“. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 12 S. 595 ff.) Vgl. auch „Der Mannheimer Antikensaal“. In: Mannheimer Geschichtsblätter 1925, Sp. 18/19, hier: Sp. 18.
- 5 Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, 11. Buch. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 9 S. 501.
- 6 Vgl. Der Mannheimer Antikensaal (wie Anm. 4) Sp. 18.
- 7 Vgl. zum heutigen Antikensaal Wolfgang Schiering, Horst Meixner, Claudia Braun u. a.: Zum Mannheimer Antikensaal und ein Katalog der Antikensaal-Galerie im Schloß. In: Mannheimer Geschichtsblätter, Neue Folge 2/1995. Sigmaringen 1995: S. 115-184.
- 8 Vgl. Conrady (wie Anm. 3) S. 88.
- 9 Vgl. ebd. S. 711, 719.
- 10 Vgl. F. Walter (wie Anm. 3) Sp. 112 und Anm. 4. Das ehemalige Portal zum kurfürstlichen Opernhaus ist heute Eingang zur juristischen Fakultät.
- 11 Vgl. Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 4 S. 474 ff. 1780 bot Goethe „Die Mitschuldigen“ dem Mannheimer Theaterleiter Wolfgang Heribert von Dalberg an, brachte dabei sogar seine guten Beziehungen zu dessen Bruder Carl von Dalberg, dem kurmainzischen Statthalter von Erfurt, ins Spiel. Doch auch W. H. von Dalberg sah von einer Aufführung ab. (Vgl. F. Walter (wie Anm. 3) Sp. 118 ff.; „Dichtung und Wahrheit“, 7. Buch. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 9 S. 286).
- 12 Vgl. Zeittafel. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 14 S. 397.
- 13 Vgl. F. Walter (wie Anm. 3) Sp. 115; Zeittafel. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 14 S. 400.
- 14 Vgl. F. Walter (wie Anm. 3) Sp. 115.
- 15 Vgl. Nachwort zu „Götz von Berlichingen“. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 4 S. 505.
- 16 Vgl. ebd. S. 514 f.
- 17 Vgl. Nachwort zu „Die Leiden des jungen Werthers“. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 6 S. 564.
- 18 Vgl. Stadtarchiv Mannheim, Verlassenschaftsakten, Zug. -/1911 - Frank, Leopold.
- 19 Vgl. Peter Boerner: Johann Wolfgang von Goethe (Rowohlts Monographien). Hamburg 1964, S. 37.
- 20 Schwan lebte mit seiner Familie und betrieb sein Geschäft im Haus D 2, 14 des Zuckerbäckers (Konditors) Georg Schäffer. Später befand sich die Buchhandlung in dem Fuchsschen Haus in H 1,12 am Marktplatz. (Vgl. Christian Friedrich Schwans Selbstbiographie, hg. von Julius Dieffenbacher. In: Mannheimer Geschichtsblätter 1901 (6 Fortsetzungen), Teil VI Sp. 227-235, hier: Sp. 227 Anm. 44; Ludwig W. Böhm: Christian Friedrich Schwan 1733-1815. In: ders.: Mannheim und der Rhein-Neckar-Raum. Studien zu Kunst und Geschichte der Pfalz. Hg. von Erich Gropengießer und Herbert Meyer. (Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz. Neue Folge, Bd. 4) Mannheim 1965; Helmut Tenner: Mannheimer Kunstsammler und Kunsthändler bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Heidelberg 1966, S. 167).
- 21 Vgl. „Dichtung und Wahrheit“, 17. Buch. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 10 S. 108 ff., 184 ff.; F. Walter (wie Anm. 3) Sp. 116 f.
- 22 F. Walter (wie Anm. 3) Sp. 117.
- 23 Zit. n. P. Boerner (wie Anm. 19) S. 56 f.
- 24 Vgl. F. Walter (wie Anm. 3) Sp. 121, 128.
- 25 Vgl. Johann Wolfgang von Goethe: Briefe - Tagebücher - Gespräche (hier: Betreffende zu Artaria). CD-ROM (Digitale Bibliothek).
- 26 Vgl. F. Walter (wie Anm. 3) Sp. 125.
- 27 Romantische Schule. Erstes Buch.
- 28 „Belagerung von Mainz“. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 10 S. 398; F. Walter (wie Anm. 3) Sp. 130 f.
- 29 Vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 18. 3. 1999.
- 30 Die unsichtbare Loge. Eine Lebensbeschreibung. München 1986, S. 206.
- 31 Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 2 S. 456.
- 32 Vgl. Nachwort zu „Hermann und Dorothea“. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 2 S. 747.
- 33 F. Walter (wie Anm. 3) Sp. 133.
- 34 Vgl. ebd. Sp. 132 f.; Goethe und Heidelberg. Ausstellung der Goethe-Gesellschaft Heidelberg in der Universitätsbibliothek vom 23. April bis 28. August 1999. Einrichtung und Texte: Prof. Dr. Günther Debon. Heidelberg 1999, S. 30 ff.
- 35 Vgl. ebd. Sp. 134-138; Goethe und Heidelberg (wie Anm. 34) S. 37 f.; Heide Koch: Von weiblicher Anmut und männlichem Geist. Frauen am Mannheimer Nationaltheater. In: Mannheim und sein Nationaltheater. Menschen - Geschichte(n) - Perspektiven. Hg. von Liselotte Homering und Karin v. Welck. (Schriften zur Mannheimer Theater- und

- Musikgeschichte Bd. 1, hg. von Karin v. Welck) Mannheim 1998: S. 438–459, hier: S. 445 f.
- 36 Vgl. „West-östlicher Divan“. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 2 S. 29 f., ebd. Anmerkungen S. 595 f.
- 37 Stadtarchiv Mannheim, Polizeipräsidium, Zug. -/1962–Strick, Freiherr von. Vgl. auch Rudolf Haas: Goethe als Gast im Palais Brezenheim. In: Mannheimer Geschichtsblätter 1975/2, S. 102–104.
- 38 Ca. 1 1/2 Min. wurden während der Veranstaltung vom Band eingespült.
- 39 Vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 18. 3. 1999.
- 40 Vgl. Manfred Schneider: Ein Geistergespräch der Klassik. In: Neue Rundschau 110. Jg. 1999, H. 1, S. 94–99, hier: S. 94.
- 41 Vgl. Michael Caroli: Fin de siècle oder Aufbruch zu neuen Ufern? Mannheim an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. In: Michael Caroli, Friedrich Teutsch: Mannheim im Aufbruch. Die Stadt an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim Nr. 13). Mannheim 1999: S. 11–63.
- 42 Vgl. Ernst Leopold Stahl: Das Mannheimer Nationaltheater. Ein Jahrhundert Deutscher Theaterkultur im Reich. Mannheim/Berlin/Leipzig 1929, S. 215. „Schillerplatz“ seit 1859 (vorher „Theaterplatz“).
- 43 Vgl. Chronik der Hauptstadt Mannheim für das Jahr 1900, I. Jahrgang. Mannheim 1901, S. 194; Theaterzettel (Reiß-Museum Mannheim).
- 44 Vgl. Stadtarchiv Mannheim, Ratsprotokoll v. 7. 9. 1899.
- 45 Vgl. Stadtarchiv Mannheim, Ratsprotokoll v. 13. 10. 1899.
- 46 Vgl. Mannheimer Generalanzeiger v. 30. 3. 1900.
- 47 Vgl. Herbert Meyer: Das Nationaltheater Mannheim. 1929–1979. Mannheim 1979, S. 49.
- 48 Vgl. Übersicht sämtlicher dramatischer Werke welche vom 7. October 1779 bis 30. September 1889 im Mannheimer Hoftheater zur Aufführung gelangten (StadtA Mannheim, Bibliothek, A 10/25).
- 49 Vgl. ebd.
- 50 Ab 1914 Leiter des Feuilletons und Theaterkritiker des „Mannheimer Tageblatts“.
- 51 Schreiben vom 27. 1. 1949, Stadtarchiv Mannheim Hauptregistratur, Zug. 29/1970, Nr. 174.
- 52 Zeitungsausschnitt. In: Stadtarchiv Mannheim, Hauptregistratur, Zug 29/1970, Nr. 174.
- 53 Stadtarchiv Mannheim, Hauptregistratur, Zug. 29/1970, Nr. 1045.
- 54 Vgl. Mannheimer Morgen v. 20./21. 3. 1982, S. 69.
- 55 Vgl. ebd. S. 67.
- 56 „Faust. Zweiter Teil“. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 3 S. 348 (Zeilen 11 581–11 586).
- 57 Zit. n. Kanzler Friedrich Müller, Marcel Reich-Ranicki: Betrifft Goethe. Rede (1832) und Gegenrede (1982). Frankfurt/M. 1995, S. 66.
- 58 Vgl. „Faust. Erster Teil“. In: Johann Wolfgang von Goethe. Werke (wie Anm. 3), Bd. 3 S. 96 (Zeilen 3004/5).

Anschrift des Autors:  
 Dr. Hanspeter Rings  
 Stadtarchiv Mannheim  
 Postfach 10 00 35  
 68133 Mannheim



# Die Spannung zwischen Reform und Restauration im deutschen Vormärz und das Ringen um Glaubens- und Gewissensfreiheit am Vorabend der badischen Revolution 1848/49

## I. DIE GEISTIGEN UND RELIGIÖSEN GRUNDLAGEN DER REFORMEN IM 18. JAHRHUNDERT UND DIE ÜBERSCHÄTZUNG DER MENSCHLICHEN VERNUNFT WÄHREND DER FRANZ. REVOLUTION

In der Einleitung zu der Schrift „Die politischen Parteien in Baden“, die 1847 von dem evangelischen Pfarrer Karl Zittel kurz vor seiner Versetzung von Bahlingen im Kaiserstuhl nach Heidelberg verfaßt wurde, beschreibt er:

„Die lebhafteste politische Bewegung, welche in Baden besonders seit dem Jahre 1831 herrscht, hat die entgegengesetztesten Erwartungen und Besorgnisse rege gemacht und dem kleinen Lande eine Aufmerksamkeit zugezogen, wie sie verhältnismäßig keinem anderen deutschen Staate zu Theil wird. Alle Partheien haben hier einen Kampfplatz gefunden, und nirgends anderes in Deutschland ist ihr Zusammentreffen härter, nachhaltiger und folgenreicher geworden.“<sup>1</sup>

Es erhebt sich also die Frage, weshalb das alles so entstehen konnte. Zittel versucht in der oben zitierten Schrift selbst eine Antwort: „Der Grund jener lebhaften Theilnahme an den politischen Ereignissen in Baden selbst muß daher in den eigenthümlichen Verhältnissen des Lan-

des, welche einer politischen Anregung und Entwicklung besonders günstig sind, und in einer schon seit lange her gepflegten Reife des Volkes gesucht werden“.<sup>1</sup> Zittel nennt als weitere Gründe die Lage des Landes, an der schweizerischen und französischen Grenze gelegen, ist damit zum unmittelbaren Zeuge der dortigen Bewegungen geworden, die Wohlhabenheit und Selbständigkeit des Bürgerstand, der große und schnelle Verkehr im Lande (Eisenbahnlinie Heidelberg bis kurz vor Basel schon ab 1840), seit mehreren Jahrzehnten besonders in den altbadischen Landesteilen eine sorgfältige Volkserziehung, die humanen bürgerlichen Institutionen, ab 1831 eine sehr freisinnige Gemeindeverfassung und vielfache Gelegenheit, sich mit den Vorgängen auf dem Gebiet der Politik bekannt zu machen.

Zittel kennt Dörfer im badischen Oberland, in denen 20 und mehr Zeitungen gehalten wurden. Er stellt besonders die so oft veranstalteten Landtagswahlen heraus. Das alles – so Zittel – wird es begreiflich machen, warum das Volk an den politischen Bewegungen im Lande so lebhaften Anteil nimmt und der Parteikampf selbst mit solcher Energie geführt wird.

### DIE AUFKLÄRUNG UND IHRE GRUNDÜBERZEUGUNGEN:

Die Autonomie der menschlichen Vernunft Für unser Thema, das Ringen um Glaubens- und Gewissensfreiheit, soll die geistige Ent-

wicklung von nach göttlicher Ordnung bestimmten Untertanen zum eigenverantwortlichen Bürger untersucht werden. Denn daraus entstand die Spannung zwischen dem einzelnen Individuum und der Gemeinschaft in Staat und Kirche. Der im 17. und 18. Jahrhundert aufkommende Begriff Aufklärung zielt auf einen Erkenntnisprozeß, der auf die Befreiung von Traditionen, Institutionen, Konventionen und Normen gerichtet ist, die nicht vernunftmäßig d. h. allgemein überprüfbar begründet werden können. Als die Grundüberzeugung gilt die Autonomie der menschlichen Vernunft, die instrumentalisiert wird durch Kritik und Gegenkritik prinzipiell in einer öffentlichen Diskussion bei möglichst voller Tolerierung anderer Meinungen. Der englische Empirismus (Erfahrungswissenschaft) und die französischen Elemente der Rationalismus stehen miteinander im Spannungsfeld. Erst durch Kant gewinnt die Aufklärung in Deutschland Profil. Seine kritische Philosophie weist in der Kritik der praktischen und theoretischen Vernunft auf die Möglichkeiten, Bedingungen und Grenzen von Empirismus und Rationalismus hinaus und bestimmt als Ziel der Aufklärung den Ausgang des Menschen aus selbstverschuldeter Unmündigkeit. Für die Theologie wird die Auseinandersetzung zwischen Vernunft und Offenbarung zu einem beherrschenden Thema, das bis heute nicht abgeschlossen ist. Das Ringen zwischen alten und neuen Formen des Glaubens führt zu Erweckungsbewegungen im englischen und deutschen Protestantismus (Methodismus und Pietismus) und in der katholischen Kirche zu Ansätzen eines Reformkatholizismus, in der Gegenwart zur historisch-kritischen Theologie bis zur Kirchenvolksbewegung, die sich auf die Ergebnisse des II. Vatikanums beruft.

In diese Reihe gehört auch das Denken eines Karl Zittel, Pfarrer und Abgeordneter der 2. Badischen Kammer, bei dem die Entwicklung der damalige politischen Erkenntnisse sichtbar werden.

Wenn die Denkkraft der Vernunft zum Kriterium der Berechtigung alles Bestehenden erhoben wurde, mußten sich die damaligen sozialen, staatlichen und weltanschaulichen Verhältnisse und ihre vorgefundenen Wertvorstellungen ihrer Überprüfung stellen. Was bisher als von Gott gegeben hingenommen worden

war, wurde nun von den nach Emanzipation und Selbstbestimmung strebenden und auch aus den alten Bedingungen heraus drängenden Einzelnen in Anspruch genommen.

In Frankreich gelang es nicht, wie Montesquieu 1765 in seiner Schrift „L'Esprit des Lois“ forderte, die absolutistische Monarchie durch Zwischengewalten zu mäßigen oder nach Vorstellung der Physiokraten eine aufgeklärt-absolutistische Praxis zu schaffen.

„Die Gesetze, in der weitesten Bedeutung genommen, sind die notwendigen Beziehungen, die sich aus der Natur der Dinge ergeben . . . In einer Gesellschaft mit Gesetzen kann die Freiheit nur darin bestehen, daß man tun kann, was man wollen darf, und daß man nicht genötigt wird, zu tun, was man nicht wollen darf . . . Es ist daher seit ewigen Zeiten Erfahrungstatsache, daß jeder Mensch, der Macht hat, dazu neigt, sie zu mißbrauchen; er geht so weit, bis er Schranken vorfindet. Man möchte es kaum glauben, aber auch die Tugend braucht Schranken. Damit die Macht nicht mißbraucht wird, ist es erforderlich, daß die Dinge so geregelt werden, daß die Macht der Macht Einhalt gebietet.“<sup>2</sup>

Die Scheidung der Gewalten ist das unermessliche Merkmal eines Rechtsstaates. Dennoch kommt es zur Pervertierung aufklärerischer Ansätze bis hin zur terroristischen Gewalt nach Ausbruch der Revolution in Paris trotz der Erklärung der Menschenrechte am 27. 7. 1789.

Offenbar ist die menschliche Vernunft überschätzt worden.

## II. RESTAURATION ALS GEGENGEWICHT DER REVOLUTION UND DER AUSGLEICH DURCH DAS KONSTITUTIONELLE PRINZIP

Der Funke der Revolution löste in Frankreich im Verlauf weniger Jahre das Erproben aller möglicher Staatsformen aus. Der Krieg als Verteidigungskrieg gegen die Intervention der feudal-absolutistischen Mächte Preussen und Österreich begonnen, weitete sich nach seinen Erfolgen zum ideologischen Befreiungskrieg (Friede den Hütten, Krieg den Palästen) aus, um dann in einen nationalen Eroberungskrieg



umzuschlagen, der durch die Machtausdehnung Frankreichs zur Beherrschung des damaligen Europa geführt hatte. In wenigen Jahren durchlief das französische Nationalbewußtsein alle Stufen vom patriotischen Opfergeist in der Stunde der Gefahr über das Hochgefühl, eine patriotische Mission zu erfüllen, bis zum Genuß nationaler Macht und Überlegenheit. Die jeweiligen Machthaber verstanden es, diese Gefühlszustände ideologisch zu überhöhen und propagantistisch auszuwerten. Napoleon, von der Dämonie der Macht (G. Ritter) getrieben, nahm ab 1795 auf die politischen Bedürfnisse und das Selbstwertgefühl der besiegten Völker Europas im allgemeinen wenig Rücksicht und erweckte dadurch Widerstände, die die französische Vorherrschaft bedrohten und ab 1813 besiegten.

Es entstand aber ein allgemeiner Nationalismus, der auf die Einmaligkeit des eigenen Volkes ausgerichtet war und wenig Raum für allgemeine Menschheitsideale entwickelte. Er ließ sich in seiner Skepsis gegenüber den kosmopolitischen demokratischen Idealen der Revolution leicht konservativ-monarchischen Zielsetzungen dienstbar machen. Die Befreiungskriege gegen Napoleon (1813–15) gerieten bald unter die Kontrolle der alten monarchischen Staatsgewalten. Schließlich siegten fürstliche Truppen nicht Volksheere, wenn auch besonders in Preussen nach der Niederlage 1806/07 mutige Reformen einer „Revolution von oben“ eingeleitet worden waren, weil sich gezeigt hatte, daß ein moderner Staat nicht ohne die freie Teilnahme seiner Bürger gedeihen kann und dessen Führung durch Impulse aus der Mitte seiner Bevölkerung ergänzt werden muß. Doch, als die siegreichen Truppen aus Frankreich zurückgekehrt waren, wurde es um die weiteren Pläne merkwürdig still. Die preussischen Reformen blieben Stückwerk. Sie brachten die wirtschaftliche Modernisierung zwar ein gehöriges Stück voran, trugen zur Verankerung politischer Verantwortung der Staatsbürger aber wenig bei, ein Mißverhältnis, das die deutsche Entwicklung noch über ein Jahrhundert bestimmen sollte.

Der österreichische Staatskanzler Metternich wurde die beherrschende Figur des Wiener Kongresses (1814–15), auf dem Fürsten oder ihre Gesandten die Neuordnung Europas

aushandelten unter den Prinzipien: „Restauration–Legitimation–Solidarität der Throne“ Metternich verabscheute die Volkssouveränität als Wurzel der Anarchie oder der Diktatur. Er erwartete den gesellschaftlichen Fortschritt allein von der Autorität.

Was geschieht aber, wenn diese monarchische Autorität verkrustet ist in ebenso starrer Verteidigung ihrer Privilegien oder in der Bewahrung der früheren Verhältnisse ihre Aufgabe sieht?

In seiner Schrift „Betrachtungen der Revolution in Frankreich“, erschienen 1790, entwickelte der Engländer Edmund Burke das Verhältnis von Tradition und Reform an der Geschichte seines Landes. „Wenn ein Staat keine Wege für ein gewisses Maß an Wandlung findet, so hat er auch nicht die Erhaltung des Staatswesens in der Hand. Ohne solche Möglichkeiten kann er sogar den Teil seiner Verfassung verlieren, den er von ganzem Herzen erhalten will... Die beiden Prinzipien – Kon-servation und Reform – wirkten mächtig in den beiden kritischen Perioden der Restauration und Revolution, als England ohne König war (im 17. Jahrhundert). In diesen beiden Perioden verlor die Nation die Klammer um ihr altes Staatsgebäude. Aber sie warfen nicht den ganzen Bau über den Haufen. Sie ließen den unzureichenden Teil der alten Verfassung mit Hilfe der unangefochtenen Teile neu erstehen. Diese alten Elemente wurden unberührt gelassen, damit sich der wiederhergestellte Staat an ihnen entfalten könne... Extreme Neuerungs-sucht entspringt gewöhnlich einer selbstsüchtigen Haltung und einem beschränkten Geist. Menschen, die nie auf ihre Vorfahren zurückblicken, werden auch nie an ihre Nachkommen denken. Die Staatskunst ist eine an sich so praktische und auf praktische Zwecke ausgerichtete Wissenschaft, die Erfahrung voraussetzt und zwar mehr Erfahrung als ein Mensch in seinem ganzen Leben sammeln kann, möge er auch noch so scharfsinnig und klar im Beobachten sein. Daher sollte jemand nur mit unendlicher Behutsamkeit ein Staatsgebäude niederzureißen wagen, das jahrhundertlang – wenn auch nur leidlich – den Zwecken der Gesellschaft entsprochen hat, oder es neu zu bauen wagen, ohne Baumodell und Muster zweckmäßig befunden zu haben.“



Ebenso glaubt der badische Liberale Carl von Rottek 1837 in der Spannung zwischen starrer Bewahrung (Restauration) und stürmisch vorwärts strebender Reform (Revolution) das demokratische Prinzip einsetzen zu können:

„Nur aus der aufrichtigen Befreundung mit dem demokratischen Prinzip kann das Heil, können Versöhnung und Friede hervorgehen. Es will mehr nicht, als daß gegenüber der Regierung das Volk, für etwas zähle, d. h. auf einem eigenen, gesicherten Rechtsboden stehe . . .

Es ist hiernach in bezug auf die Staatsverfassung oder Regierungsform kein anderes als das konstitutionelle Prinzip, und in bezug auf die gesamte übrige Politik und Rechtgesetzgebung kein anderes als jene des Vernunftrechts“.

Und das schien ihm möglich zu sein innerhalb der 1818 verkündeten landständischen Verfassung im Bundesland Baden.

Zunächst gehörte Baden zu den Nutznießern der napoleonischen Epoche. Die kleine Markgrafschaft des 18. Jahrhunderts wuchs zu einem Flächenstaat und einer Mittelmacht im Deutschen Bund heran. Die Bevölkerung Badens versechsfachte sich bis 1810 auf eine Million Einwohner, sein Territorium vervierfachte sich. Nach dem noch rechtzeitigen Übertritt Badens bei der Niederlage des schon in Rußland geschwächten Korsen rettete der russische Zar Alexander I. auf dem Wiener Kongress 1815 den Bestand des Landes. (Die damalige Zarin war eine badische Prinzessin).

1818 erreichte man in Aachen wiederum diese Anerkennung und die umstrittene Erbfolge durch Österreich und Preußen.

Die beiden deutschen Großmächte empfahlen für die kleineren Bundesstaaten zur inneren Konsolidierung ihrer Länder die Gewährung von landständischen Verfassungen, weil erkannt worden war, daß die Treue der Untertanen zu ihren Herrschern seit 1789 nicht mehr selbstverständlich war. Um ihre Anhänglichkeit zu gewinnen, sollte man sie vor Willkür schützen.

„Das bedeutete, daß die Untertanen nur nach Recht und Gesetz regiert und gegebenenfalls abgeurteilt werden sollten. Damit war vor allem der Schutz vor willkürlichen Eingriffen in ihr Eigentum (vor einseitig auferlegten Steuern) gemeint.“<sup>4</sup>

Man belebte wieder die vorher vom Absolutismus beseitigten Landstände, deren oberstes Recht schon immer die Bewilligung der Steuererhebung gewesen war. 1815 sahen die Vertreter der Staaten des Deutschen Bundes eine Chance dem drohenden Staatsbankrott – durch die Kosten einer fast 25-jährigen Kriegszeit, oft durch harte französische Kontributionen verursacht – zu entgehen. Schon ab 1808 war eine nach französischem Vorbild entworfene Verfassung in Baden ausgearbeitet, aber nicht in Kraft gesetzt. Diese wurde auch 1815 wieder erneuert, dann vertagt, weil die Fürsten befürchteten, daß unerwünschte Erweiterungen ihre bisher uneingeschränkte Macht einschränken könnten. Als die oben angedeuteten Empfehlungen ein Eingreifen in die inneren Angelegenheiten der deutschen Großmächte drohten, handelten die deutschen Mittelmächte schnell. Dabei dachten diese Großmächte für ihre eigenen Territorien merkwürdigerweise nicht an solche Forderungen.

### III. DIE BADISCHE VERFASSUNG VON 1818 UND IHRE WEITERBILDUNG BIS 1842/43

Nach Bayern war Baden 1818 der zweite größere deutsche Staat, der eine Verfassung und darin eine Volksvertretung verkündete. Dabei ging es nicht um die Abtretung der politischen Macht an die Untertanen. Diesen sollte nur ein Einfluß auf die Politik, nämlich den bezüglich der Gesetzgebung gegeben werden. Aber es gehört zur „Doppelgesichtigkeit“ des 19. Jahrhunderts, daß der Geburtsadel beibehalten und seine privilegierte Stellung in den Rechtsschutz aller Bürger kommen sollte. Die vom revolutionären Frankreich 1789 verkündete Volkssouveränität und Gleichheit wurde in die deutschen Verfassungen des 19. Jahrhunderts nicht übernommen“.<sup>5</sup>

Daher bestanden die erste Kammer als Adelskammer und eine zweite als Bürgerkammer, die nur zusammen und dazu noch mit der vom Monarchen als Beamte bestimmte Regierung ein Gesetz verabschieden konnten. Die Regierungspartei besaß in der I. Kammer immer die Mehrheit und benutzte diese, wenn sie unliebsame Beschlüsse der II. Kammer



ablehnen, aber nicht selbst mit einer Ablehnung vor die Öffentlichkeit treten wollte.

Nur in Baden bestand diese II. Kammer allein aus gewählten Vertretern des Bürgertums.

Allerdings wurden gegen unliebsamen Entwicklungen eine Reihe von Sicherungen eingebaut:

1. Nicht alle Bürger waren wahlberechtigt. Das aktive Wahlrecht besaßen 1818 nur etwa 17% der Bevölkerung, für die damalige Zeit allerdings ein außerordentlich hoher Wert. Dieses Wahlrecht war gebunden an eine Mindeststeuersumme und das Bürgerrecht, was besonders auf dem Lande nur wenige erfüllen konnten. Deswegen war der ländliche Raum bei den Abgeordneten unterrepräsentiert.

2. Von diesen etwa 170 000 Urwählern wurden etwa 2500 Wahlmänner gewählt, davon in den Städten einer auf 500, auf dem Lande etwa einer auf 300 Einwohnern.

Diese Wahlmänner mußten das Bürgerrecht besitzen oder ein öffentliches Amt bekleiden.

3. Ein Abgeordneter mußte das 30. Lebensjahr erreicht haben, ein Vermögen von mindestens 10 000 Gulden oder eine Rente von mindestens 1500 Gulden jährlich beziehen. Ein gewählter Beamter mußte eine direkte Steuer aus seinem Eigentum entrichten. Er wurde auf 8 Jahre ernannt, die Kammer wurde immer nach zwei Jahren zu einem Viertel neu ergänzt. 1818 waren in Baden 6500 Bürger wählbar – 1849 jetzt bei 1,4 Millionen Einwohnern 230 000.

4. Der Großherzog ruft die Kammern zusammen, vertagt sie oder löst sie auf, bestätigt Gesetze oder lehnt sie ab. Entscheidend für die Weiterentwicklung der noch offenen Fragen war der Artikel 67 der Verfassung. Die Kammern haben nach diesem Artikel das Recht der Vorstellung der Beschwerde... Sie können den Großherzog unter Angabe der Gründe um den Vorschlag eines Gesetzes bitten. Sie haben das Recht, Mißbräuche in der Verwaltung der Regierung anzuzeigen... Aber keine Vorstellung oder Anklage kann an den Großherzog gebracht werden ohne Zustimmung der Mehrheit einer jeden der beiden Kammern.

5. Der Großherzog hatte zwar eine starke Stellung, aber die Kammern waren ebenfalls nicht schwach. Ohne ihre Zustimmung konnte nicht in die Verfassung eingegriffen oder sie auch nur verändert und es konnte keine einzige Steuer erhoben werden. „Der Staat war damit existentiell auf die Zusammenarbeit von Legislative und Exekutive angewiesen, das konstitutionelle System enthielt einen steten Zwang zum Kompromiß... es war keine Gegenlehre gegen die Gewaltenteilung, sondern ein Damm gegen einen Staatsaufbau nach den Prinzipien der Volkssouveränität, gegen eine konsequente Demokratisierung. Eine gewaltenteilende Staatsorganisation war durchaus zulässig und wurde in der badischen Verfassung auch klar durchgeführt, freilich in Verbindung mit der Fiktion, daß alle Teilgewalten aus der monarchischen Gewalt abgeleitet seien“.<sup>6</sup>

Von den 63 Abgeordneten der II. Kammer wurden 21 in den großen Städten gewählt, 42 in den bevölkerungsreichen Amtswahlkreisen. Dazu bevorzugte man als konservatives und staatstragendes Element die höheren Beamten, denen die Wählbarkeit ohne Vermögensnachweis zugesprochen wurde. Dies bedeutete, daß bis zu 300 Beamte als Staatsdiener wählbar waren.

Tatsächlich war ihr politisches Gewicht in der zweiten Kammer weit größer.

In dieser saßen bis 1860 mindestens ein Drittel Beamte, in den 30-er Jahren sogar über 50%, wobei es große Unterschiede gab. Professoren und die nur dem Gesetz verpflichteten Richter pflegten eine moderate Opposition gegen die Regierung. Aktive Verwaltungs- und Finanzbeamte bildeten den harten Kern der Regierungspartei.

Dennoch kam es oft zwischen Regierung und der Opposition zu harten Gegensätzen.

Träger dieser Opposition waren pensionierte Beamte wie Adam von Itzstein und die beiden Freiburger Professoren Karl von Rottek und Theodor Welker. Einigen anderen machte man ab 1842 sogar Schwierigkeiten beim Urlaub für die zweimaligen Sitzungsperioden im Jahresverlauf.

Das Recht, eine Gesetzesvorlage einzubringen (Gesetzesinitiative), stand nur der Regie-



rung zu, aber der Artikel 67 eröffnete das Recht, unter Angabe der Gründe um den Vorschlag eines Gesetzes zu bitten. Auch wenn ein Erfolg nicht erzwungen werden konnte, war dennoch der Weg frei, eine Diskussion auch über oppositionelle Themen zu entfesseln.

Bis 1849 wurden diese Reden, auch die der Opposition in den Protokollen des Parlaments veröffentlicht. „Während die Zensur seit 1819 die Presse und seit 1834 Vereinsverbote und damit alle Parteiorganisationen knebelte, hatten die Landstände die Möglichkeit, die politische Repression des Vormärzes zu durchbrechen.“<sup>7</sup>

Damit war eine öffentliche Meinungsbildung eingeleitet. Das war die folgenreichste Aktivität der II. Kammer und machte sie im ganzen Deutschen Bund bekannt.

Mit dem Streit um die Unabhängigkeit der Abgeordneten, soweit sie Beamte waren, hatte sich der Charakter der Wahlen verändert, denn jetzt wurden auch die Urwahlen politisiert.

Dazu benutzte ab 1842 eine junge Generation kompromißloser Abgeordneter, oft Advokaten, das Rednerpotest der II. Kammer ganz bewußt zur Politisierung der Bevölkerung.

„Die zweite Kammer beherrschte die öffentliche Meinung und das Land, die Regierung stützte sich dem Gegenüber auf die Beamten-schaft, die Gendarmerie und das Militär.“<sup>8</sup>

Zittel schreibt dazu:

„Es ist eine Tatsache, daß das politische Leben in Baden erst durch die Kammernauf-lösung von 1842 seinen breiten Boden gewonnen hat; durch diese ist erst der Kampf in die un-teren Schichten der Gesellschaft getreten. Früher wurden die Wahlmänner meistens ohne Rück-sicht auf ihre politische Gesinnung, wenn sie überhaupt eine hatten, von den Urwählern ernannt, gewöhnlich einige angesehene Bürger, Vorgesetzte oder auch Staatsbeamte, denen man gefällig sein wollte . . . und der Wahlkampf fand nur unter diesen statt. Seit 1842 ist er aber in die Urwahlen getreten; in diesen suchen seit-her die Parteien ihre Kandidaten durchzuset-zen, und man betrachtet jetzt nach Vollendung der Urwahlen die Deputiertenwahlen bereits als entschieden. Dadurch ist aber das badische Wahlsystem faktisch erst ein vollständig demo-kratisches geworden.“<sup>9</sup>

Ebenso aktivierten das politische Leben in Baden die mehrfachen Änderungen der Gemein-

deverfassung, die deren Selbständigkeit förder-ten. Größere Entscheidungsspielräume wurden für die Bürgerschaft ein politischer Wert, während die Regierung sie vor allem als Selb-ständigkeit der Verwaltung gewähren wollte, die aber der politischen Direktive untergeordnet sein sollte. Der Wunsch nach Eintracht im Innern betrog schon bald die Hoffnungen beider Seiten. Die daraus entstehende Konfliktlage berührte in einem tiefgreifenden Wandel das Selbstverständ-nis und die Legitimation der Gemeindepolitik und ihre neu geschaffenen Institutionen. Die Regierung stand nicht einzelnen Liberalen gegenüber, „sondern demokratisch legitimierten Gemeindebehörden, die ihre liberale Politik ver-folgt und zugleich die nicht - demokratische Legitimation des Zentralstaates zunehmend in Frage stellten.“<sup>10</sup>

Wenn die freie Gewissensentscheidung des Einzelnen so stark sein Leben in der staat-lichen Gemeinschaft bewegt, dann wundert es uns auch heute nicht, daß ein führender Libe-raler 1843 schreiben konnte: „Es ist eine unläugbare Tatsache: religiöse und politische Freiheit gehen Hand in Hand.“<sup>11</sup>

So muß auch der junge Vikar Karl Zittel gedacht haben, wenn sein Biograph Dieter Haas beschreibt: „Der junge Geistliche war nicht nur kirchlich sehr engagiert, sondern auch politisch. Der Liberalismus in der Süd-westecke des Badener Landes kam dem selb-stständig denkenden jungen Mann entgegen. Es ging ihm darum, ein weltoffenes Christen-tum zu vertreten, er sammelte andere junge Geistliche um sich, mit denen er seine Gedan-ken austauschte. Sie traten für einen Ausbau der konstitutionellen Monarchie und für eine presbyterale Kirchenreform, also für eine stär-kere Selbstverwaltung der Gemeinden ein. Auch die Gemeinde sollte an dem geistigen Geschehen mehr Anteil haben.“<sup>12</sup>

Schon 1832 wurde aus Karlsruhe vom Chef der Kirchensektion im Ministerium des Innern der Auftrag erteilt, über den Diakonus Zittel, der sich „dem Vernehmen nach zur der Partei Ultra-Liberalen bekenne“, Bericht zu erstatten. Schon im Herbst des nächsten Jahres, nach-dem Zittel eine Vortragsreihe über Religion und Kirchengeschichte angekündigt hatte und dafür ein Schulzimmer benutzen wollte, war dies vom Bezirksamt verboten worden. In sei-



nem Privatzimmer fanden dann einige Zusammenkünfte statt, man richtete dagegen schon Spitzeldienste ein, die Kirchenleitung verbot auch dies und verlangte eine „freiwillige Einstellung“.<sup>13</sup>

Zu Beginn des Jahres 1834 wurde ihm dann doch am Kaiserstuhl in Bahlingen die dortige Pfarrei übertragen. Der vielseitig tätige und beliebte Prediger versuchte in Leben und Tun die Beziehung Gott - Mensch als die eines Vaters zu seinem Kind darzustellen.

#### IV. POLITISCHE FREIHEIT UND RELIGIÖSE FREIHEIT

Die Zustände der evangelisch-protestantischen Kirche in Baden

Im Jahre 1843 faßte Karl Zittel, der sich schon öfter zu den Verhältnissen in der badischen Landeskirche auch schriftlich geäußert hatte, seine Überlegungen in einem aufsehenerregenden Buch zusammen.

1. Zur Struktur der Kirche:

Institution Kirche nur als äußere Ordnung. Ihr Reichtum liegt verteilt in ihren Gliedern. Die Kirche sorgt nur dafür, daß der Reichtum der Einzelnen soviel als möglich zum Segen für alle werde. Der Geist der Wahrheit spricht immer aus dem Munde des Einzelnen, aber die Kirche bereitet den Weg zur allgemeinen Anerkennung. Das Jesuswort: Wo zwei oder drei in meinem Namen zusammen sind, da bin ich mitten unter ihnen, sagt aus, was das Entscheidende ist, selbst bei Spendung der Sakramente. Die biblischen Verheißungen seien an die Gemeinschaft der Gläubigen gegangen. Der überhöhte Ordnungsgedanke, der einem zu starken hierarchischen Aufbau führt, wird ebenso wie ein überbetonter Subjektivismus abgelehnt. Beides führt zur Mitschuld am Indifferentismus der Zeit, auch zum Separatismus einzelner oder ganzer Gruppen. Die Landeskirche sei dem Staatsorganismus oft karrikaturmäßig nachgebildet.

2. Je nach Zeitverhältnissen hätte der Lehrstand, die Landsregierung oder die Gesamtgemeinde die Oberhand gewonnen. Die Landesregierung wurde ab dem 18. Jahrhundert zur Staatsanstalt mit positiven und

negativen Folgen. Nicht Überwachung der Lehre, sondern Pflege christlichen Lebens sei Aufgabe des Kirchenregiments. Hier sein Urteil über die verordnete kirchliche Union.<sup>14</sup>

Zittel mahnt für eine Synodalordnung mit stärkere Beteiligung der Basis wie in der Urkirche. Die Schule sei eigentlich kein religiöses Gebiet. Aber wenn nur der Pfarrer die Aufsicht über sie übernehmen kann, sollte er auch dafür pädagogisch vorbereitet werden. Für die Generalsynoden verlangte er die Parität von Geistlichen und Laien (damals noch zwei zu eins), dazu durchsichtiges Wahlverfahren und Öffentlichkeit der Sitzungen. Die Kirchenleitung könne nicht eine untergeordnete Staatsbehörde im Innenministerium, sondern unmittelbar dem Großherzog als dem Kirchenregenten untergeordnet sein. Keine erzwungene Kirchenmitgliedschaft. Ausführlich setzt Zittel sich mit der Gültigkeit von Symbolen in der protestantischen Kirche auseinander, wobei für ihn vorrangig Lehr- und Glaubensformen wie die Confessio Augustana, von Melanchthon für den Reichstag zu Augsburg 1513 verfasst, der Lutherische und der Heidelberger Katechismus die wichtigsten Symbole bedeuten. Er vertrat die Freiheit von Symbolen. Als Lehrnormen räumte er zwar eine gewisse dogmatische „Zerrissenheit“ ein, war aber der Ansicht, daß es seit der Reformation recht sei, die christliche Wahrheit selbständig und unabhängig von jeder menschlichen Autorität zu erforschen. Man wird jetzt kaum mehr bestreiten, daß der lebendige christliche Glaube, den das Evangelium forderte, nicht in der Approbation in einer Reihe von Lehrsätzen, sondern in das ganze Leben in Christo zu setzen sei. Dazu gehöre, daß man in Christo den Erlöser erkenne und verehere, „durch den allein man zu Gott kommen wolle und könne“.

3. Im dritten Teil seines Buches beschäftigt sich Zittel mit allem, was mit gottesdienstlichen Handlungen zusammenhängt wie Aktivität der Gemeinde beim Kirchengebet und Gesang, bei sinnfältigen Abendmahlsfeiern, sowie auf einem Gottesdienstraum, der in seiner symbolischen Ausgestaltung dem Festkreis des Kirchenjahres Rechnung tragen sollte.



4. Im letzten Teil seines Buches geht es um die Kirchengeschichte, die er als Begriff sehr weit faßt. An erster Stelle müsse die Sorge der Kirche um das Verhältnis des Einzelnen zu Gott stehen. Auf diesem Gebiet sei nur zu raten, nicht zu richten. Vermischung von Seelsorge mit eigentlicher Kirchengeschichte (sie sollte nur den einzelnen und die Gemeinde betreffen), sowie Vermischung des staatlichen und kirchlichen Prinzips seien die Gründe für die Erfolglosigkeit bisheriger Bemühungen. Kompetenzabgrenzung zwischen Staat und Kirche, gleichzeitig aber Anstrengungen beider auf bestimmten Gebieten würden den sittlichen Zustand des Volkes verbessern, der zur Grundlage des Gemeinwesens gehöre.

„Vielfache Zustimmung, aber auch heftige Kritik wurde hervorgerufen. Die Kirchenleitung, die sich durchaus angegriffen fühlen konnte, nahm keine Stellung zu der Veröffentlichung. Das war schade, denn das Buch hätte trotz mancher polemischer Züge eine Diskussion verdient.“<sup>15</sup>

Es hätte bestimmt zu Überlegungen für eine innerkirchliche Freiheit des einzelnen Christen führen können.

## V. KARL ZITTELS MOTION AUF GESTALTUNG EINER RELIGIONSFREIHEIT, WIE SIE DER GEGENWÄRTIGE RELIGIÖSE BILDUNGSZUSTAND UND DAS WOHLVERSTANDENE INTERESSE DES STAATES UND DER KIRCHE SELBST UNABWEISLICH FORDERN

Karl Zittels vielfältige Aktivitäten hatten ihn weit über die Region bekannt gemacht und in Verbindung zu liberalen Politikern gebracht. Daher wunderte es uns nicht, wenn gefragt wurde, ob er nicht für die Ständeverammlung kandidieren sollte. Das passive Wahlrecht schrieb vor, daß ein Kandidat über ein Mindestvermögen von 10 000 Gulden oder über ein regelmäßiges Einkommen von 1500 Gulden verfügen müsse. Beides brachte die Bahlinger Pfarrstelle natürlich nicht ein, aber wenn ein

Selbständiger ein Steuerkapital eintragen lassen konnte, wurde dies anerkannt. Da der Pfarrer in einer Weinbauerngemeinde einen Teil seines Gehaltes in Wein erhielt, erwarb er ein Weinhandelspatent und konnte so kandidieren. Schon im ersten Wahlgang stimmten im Wahlbezirk Ettenheim – einem überwiegend katholischen Bezirk – 24 von 39 Wahlmännern für ihn. Bei der nächsten Wahl 1846 wurde er in der Stadt Durlach wiedergewählt, bei beiden Wahlen als Opposition gegenüber der Regierung.<sup>16</sup>

Das liberale Lager zerfiel, was dann ab 1848 entscheidend werden sollte, im Laufe der Zeit in zwei Lager: in die gemäßigten „Konstitutionellen“, die an der konstitutionellen Monarchie festhalten wollten (später wurden diese von den Radikalen als die „Halben“ beschimpft) und in die „Demokraten“, die eine Republik anstrebten. Bei den Gemäßigten traf Zittel mit Männern wie Adam von Itzstein, Bassermann, Maty, Soiron und Welcker zusammen, deren Hochachtung er bald errang.

Weit über die Grenzen Badens hinaus, in das ganze Gebiet des damaligen Deutschen Bundes wurde Karl Zittel bekannt, als er 1845 einen aufsehenerregenden Antrag (Motion) auf Gleichberechtigung aller christlichen Religionsgemeinschaften stellte. Er war entstanden aus seiner liberalen Gedankenwelt, „wurde aber sofort als Angriff auf die rechtliche Vormachtstellung der beiden großen Kirchen angesehen.“<sup>17</sup>

Ausgangspunkt waren heftige Diskussionen um die Ausstellung des Heiligen Rockes in Trier:

„Denn wissen Sie nicht, als Bischof müssen Sie es wissen, daß der Stifter der christlichen Religion seinen Jüngern und Nachfolgern nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterließ? Sein Rock, Bischof Anoldi, gehört seinen Henkern.“<sup>18</sup>

Das schrieb am 13. 10. 1844 der römisch-katholische Priester Johannes Ronge gegen die Ausstellung und Verehrung des heiligen Rockes zu Trier in den von Robert Blum herausgegebenen „Sächsischen Vaterlandsblättern.“ Dazu hatte er den Bischof als den „Tetzel“ des 19. Jahrhunderts bezeichnet.<sup>18</sup>

Ronge war in den Gegensatz zu seiner Amtskirche geraten und 1843 vom Kirchendienst suspendiert worden, dann gründete er zusammen mit dem ebenfalls suspendierten Vikar Johannes Czarski die Deutschkatholische



Bewegung. Die im März 1845 proklamierte Unabhängigkeit von der Kirche in Rom führte zu Diskussionen um die Gewissens- und Religionsfreiheit sowie zu Repressionsmaßnahmen des Staates. Dennoch umfaßte diese Bewegung Ende 1845 bereits über 300 Gemeinden.

„In ihr war verwirklicht, wovon die Reformkatholiken im ganzen Reich träumten:

Messe in der Muttersprache, Austeilung des Abendmahles in Brot und Wein, Aufgabe der Heiligenverehrung und des Reliquienkultes, sowie die Beseitigung des Pflichtzölibates, ohne den dogmatischen Grundbestand der katholischen Kirche aufzugeben.“<sup>19</sup>

Sofort erhob sich gegen diese Erklärungen heftiger Widerspruch, besonders gegen deren politische Auswirkungen. Man meinte, wer der kirchlichen Hierarchie nicht mehr gehorche, wolle sicher auch die staatliche Ordnung umstürzen. Bestätigt wurden diese Befürchtungen, weil gerade in Baden, in Mannheim und Heidelberg, diese Gemeindebildungen einen starken politischen Zug zeigten, weil ihre Verbindungen zu Bassermann, Mathy, Hecker und Struve, zu Welcker, Gervinus und Knapp sofort die Einbindung in deren politischen Oppositionszirkel zeigten.

Eine ähnliche Entwicklung hatten die Liberalen auch im Gebiet des ehemaligen Bistums Konstanz erwartet, waren doch hier der hochangesehene ehemalige Bistumsverweser von Wessenberg und der bekannte Stadtpfarrer Kuenzer katholische Reformkräfte, deren Ziele in einigen Fällen denen der Deutschkatholiken nahe kamen oder sich mit diesen deckten. Dazu versuchte der Herausgeber der dortigen radikalen „Seebblätter“, Josef Fickler, eine Allianz beider herbeizuschreiben. Doch von Wessenberg und Kuenzer wollten eine Reform der katholischen Kirche nicht einen Bruch mit ihr. Sie fürchteten, daß eine Sekte den Zwiespalt nur noch vermehre.

Jeder, der aus Gewissensgründen aus einer der beiden großen Kirchen austrat und zu Deutschkatholiken übertrat, verlor nun einen Teil seiner bürgerlichen Rechte, das passive Wahlrecht für die zweite Kammer oder den gleichberechtigten Zugang zu staatlichen Ämtern in Zivil- und Militärverwaltung. Dazu verloren sie die Personenstandsdaten, weil Taufe und Ehe nicht anerkannt waren.

Dadurch war für die Opposition ein Anlaß gegeben, die ersehnte Religionsfreiheit öffentlich wirksam zu fordern, denn sie sah hier einen Rückfall in absolutistische Zeiten.

Man sah einmal das Vorrecht der beiden Großkirchen als Unrecht, „aber auch die Möglichkeit, die konservativen Kräfte durch eine Aktion zu Gunsten dieser Minderheit zu schwächen.

Religiöse und politische Motive waren wohl damals wie heute oft nicht zu trennen.“<sup>20</sup>

Die liberale Presse griff die Sache der Deutschkatholiken breit auf. Struve trat selbst zur neuen Gemeinschaft über und warb dafür in seinem „Mannheimer Journal“.

„Mit der Betonung der kirchlichen Gemeindeautonomie nach außen und Ablehnung hierarchischer Strukturen auch nach innen waren die Deutschkatholiken dem politischen Liberalismus sehr verwandt.“<sup>20</sup>

In der II. Kammer, in der öffentlichen Sitzung vom 15. 12. 1845, brachte Karl Zittel eine Motion ein: „Motion auf Gestaltung einer Religionsfreiheit wie sie der gegenwärtige religiöse Bildungszustand und das wohlverstandene Interesse des Staates und der Kirche selbst unabweislich fordern.“<sup>21</sup> Schon ihre Einleitungsgedanken lassen aufhorchen:

„Wenn eine Zeitbewegung sich kund gibt, welche auf das Volksleben einen nachhaltigen Einfluß auszuüben verspricht, so ist es eine ernste Pflicht dieses Hauses, derselben seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden.“

Er sieht, wenn dieser Satz „unbestritten“ auf dem Gebiet der Politik angewendet werden könne, dann müsse dieser sich auch auf die kirchlichen und religiösen Zustände auswirken, da sie „mit dem Staatsorganismus innig verwachsen sind, nie umgangen werden, zumal sie für den Einzelnen für seine Denk- und Handlungsweise, seine Sitten und Grundsätze den mächtigsten Einfluß“ ausübe. Daher glaube er, daß eine zeitgemäße Anregung viel stärkere Fortschritte machen werde als bisher die bürgerliche Freiheit.

Zittel überschätzte die oben beschriebene Deutschkatholische Bewegung, wenn er meint, daß durch Ronges Brief wegen der Reliquienverehrung in Trier „in Folge derselben Millionen (Menschen) zu dem Bewußtsein gekommen sind, daß sie mit ihrer religiösen Anschauungsweise und Überzeugung nicht mehr auf dem



Boden der Kirche stehen.“ Für die, deren religiöses Interesse noch nicht erstorben sei, erfülle dies mit Scham und Heuchelei, wenn sie sich nur in einer neuen Gemeinschaft ihre genaue Überzeugung bekennen und ihre Bedürfnisse befriedigen könnten.

Wenn sie diese Bedürfnisse auch nicht in der evangelischen Kirche finden können, „dann bleibe ihnen nur, in einer neuen kirchlichen Gemeinschaft zusammenzutreten.“<sup>22</sup>

Sobald in den einzelnen Staaten des Deutschen Bundes diese Gemeinden eine gewisse Bedeutung gewonnen hätten, würden auch wie in Baden Verbote „kleine Bedrückungen und Beschränkungen“ ausgeübt. Man gestattete nur Privatgottesdienste, fremden Predigern wurde der Zutritt verboten, Taufen und Trauungen verhindert mit den bürgerlichen Folgen und man stellte die staatsbürgerlichen Rechte der Mitglieder teilweise in Abrede.

„Was ist eine Gewissensfreiheit ohne das Recht, seine Überzeugung auch äußerlich im Kultus zu betätigen? Was ist eine Religionsfreiheit ohne das Recht des öffentlichen Bekenntnisses und der Assoziation?“

Zittel erinnert an die Zeit der Reformation mit der Beharrlichkeit unseres Volkes für Glaubens- und Gewissensfreiheit, „weil eben bei keinem anderen Volk die Innerlichkeit des religiösen Lebens so tief und charakteristisch liegt wie bei diesem. Aber der lange Kampf ist nicht ausgekämpft, sein Ziel noch nicht errungen.“ Das Recht auf Gründung der neuen Kirchen sei damals errungen worden, aber nicht das Bekenntnis des Volkes, denn das Landeskirchentum sei an die Stelle des Papsttums getreten, wie vorher die römische Kirche, so übten nun die Regierungen den selben Gewissenszwang. Durch deren Zerrissenheit fand der freie Geist bald da, bald dort einen Ausweg. Die Bewohner Deutschlands blieben nach dem Frieden von 1648 in den damals monopolisierten Kirchen verteilt. „Größere Eroberungen für die Freiheit als das Schwert hat nach und nach die Aufklärung gebracht.“

Auch wenn das Kirchenherrlichkeitsedikt von 1803 nicht über den Begriff „tolerierter Gesellschaften“ neben den monopolisierten Kirchen hinauskam, ließen immerhin die Artikel 18 und 19 der badischen Verfassung weitergehende Deutungen zu.<sup>23</sup> Doch in der Zeit der

religiösen und kirchlichen Gleichgültigkeit nahm niemand Anstoß, man mußte ja nur dem Namen nach einer der Landeskirchen angehören, „mag man auch noch so sehr mit ihren Lehren und Grundsätzen in Widerspruch stehen; eine ‚tief eindringende Heuchelei unseres öffentlichen Lebens.““

Nun hat dieses Verhältnis die neueste Zeit geändert, „weil der Mensch nicht dazu geschaffen ist, in dieser Beziehung eine allgemeine Öde und Leere auf die Dauer zu ertragen.“ Dieses neu erwachte Interesse hätte nach zwei entgegengesetzten Richtungen neue Impulse erbracht. Einmal versuchte die Hierarchie sich „mit fast mittelalterlichen Mitteln die kirchliche Einheit in längst überschrittenen Schranken wieder einzuschränken und Versuche, das Volk, mit maßlosen Schrecknissen zu erfüllen“ führte andererseits besonders in den Mittelklassen dazu, ein ‚neues religiöses Bedürfnis erwachen zu lassen.““

„Ein kirchliches Gemeindeleben wird nur von einem wirklichen religiösen Bedürfnis gefordert... ein solches... will man nun denen, welche dem Verbanne mit der römisch-katholischen Kirche entsagt haben... versagen.“ Denn zwar geduldet sein, aber nicht vollberechtigt sein, ist eine vernunftwidrige Halbheit. Religionsfreiheit ist der wahren Religiosität des Volkes so wenig zuwider, daß ich sie vielmehr auf einer höheren Stufe der Volksbildung geradezu für eine Grundbedingung derselben halte.“

Ablehnung des Religionsfanatismus und neu erwachte hierarchischer Bestrebungen führten zur Ablehnung und Gleichgültigkeit, ja zu religionsfeindlichen Bestrebungen.

„Trägt nicht daran die größte Schuld unser, wenn auch durch den Protestantismus gemilderter Kirchenzwang? ‚Wahre Religiosität wurzelt nur in dieser Freiheit. Wenn es auch bedenklich für die Kirche (er meint Zersplitterung) scheinen sollte,‘ die Religion geht über die Kirche, lieber keine Kirche als keine Religion.“

Eine erzwungene religiöse Gemeinschaft sei ein Widerspruch in sich selbst und sie würde eben dadurch den Keim der Auflösung in ihrem Herzen tragen. Man finde dafür die Bestätigung überall. Jeder Zwang, den eine Kirche selbst oder zu ihren Gunsten der Staat ausübe - durch Inquisition, durch Feuer und Schwert oder wie jetzt durch Entziehung von staats-



bürgerlichen Rechten, das Unrecht sei nur dem Grade nach verschieden, könne der Kirche selbst nur Haß und Feindschaft bereiten.

„Wer meint, der Religionsfreiheit widerstreben zu müssen, der befindet sich entweder in einem gewaltigen Irrtum, oder aber das Interesse der Kirche ist ihm gleichbedeutend mit der Hierarchie.“

Zittel greift dann das in Deutschland so weit verbreitete Bedürfnis nach Ruhe an.

„Ruhe verlangt man mit einer Leidenschaft, welche blind macht gegen alle Mängel des Bestehenden.“ Zittel unterscheidet dann zwischen der Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung im politischen Bereich und dem Druck im Religiösen. Dem tritt der „Deutsche erbittert und aufs Heftigste entgegen.“

Wenn Staatsmänner die Religion als ein Mittel zum Herrschen, die Kirche als moralische Zwangsanstalt gebrauchen, sei das der vollendete Triumph der alles umstrickenden Polizeigewalt.

Wenn der Staat einer Mitwirkung der Kirche für seine Zwecke bedürfe, so betrifft dies vorzugsweise die sittliche Wirksamkeit der Kirche. „Eine sittliche Volksbildung ist seine Grundlage, weil nur ein gesittetes Volk auch ein tatkräftiges ein freies und glückliches Volk sein kann.“ Zittel erklärt dann, nach dem das römisch-katholische Prinzip der kirchlichen Einheit durch Anerkennung der protestantischen Kirche vom Staat aufgegeben worden sei, sei es deshalb nicht einzusehen, weshalb er dann nicht auch eine weitere christliche Kirche anerkenne. Dann eine entscheidende Stelle: „Ich weiß wohl, wie auch der Protestantismus von Anfang an immer schwankte zwischen Religionsfreiheit und Religionszwang. Aus der ersteren ist er hervorgegangen, und sie ist in der Tat das Element seines Daseins. Aber der in ihm schnell unter dem Schutze der weltlichen Macht wieder emporgeschossene hierarchische Geist hing sich wie Blei an die Flügel, der Freiheit.. und der endlich zur Anerkennung gekommene neue Cäsaropapismus (Absolutismus) war ohnehin nicht geneigt, seine Herrschaft zu teilen, da er unbedingt die Macht besaß, sie auszuüben.“

Zittel weiß, daß seine Gegner die Zersplitterung als schreckliches Argument vorbringen.

Dagegen formuliert er, dies könnte gerade heute gesagt sein, „indessen bin ich vollkom-

men überzeugt, daß die ganze Besorgnis vor einem allgemeinen Zerfall in allerlei Sekten gänzlich unbegründet ist... die ganze religiöse Bewegung unserer Zeit... will ja offenbar das Gegenteil davon. Nicht Trennung, nicht Zersplitterung, sondern Einigung. Man will über die Scheidewand der Konfessionen hinüber sich die Hände bieten... wann sind je die Glaubensansichten so vielfach auseinandergelangen wie jetzt... Wo die Ansichten sich völlig unabhängig von der äußeren Form gemacht haben, da braucht es keine Sekten mehr. (Also die Einheit in der Vielfalt)“

Wohl könnte man fragen: „Haben wir durch diese Glaubenskämpfe und Glaubensspaltungen mehr verloren oder gewonnen? Gewonnen, meine Herren, wie haben unschätzbar viel gewonnen:

Der wohlgesinnte und einsichtsvolle Teil des deutschen Volkes ist zur Einsicht gelangt, daß die religiöse Überzeugung das unantastbare Eigentum jedes Einzelnen sei, daß ein religiöses Gemeindeleben nimmer mehr auf Kosten der unbedingten Glaubensfreiheit erstrebt werden dürfe, daß vielmehr dasselbe allein auf dem praktischen Gebiete des Lebens gesucht werden müsse, um es kurz zu sagen, daß die Liebe vereinen müsse, was der Glaube geschieden habe.

Das ist die Bedeutung der großen Bewegung in der Gegenwart, und der Deutschkatholizismus ist nur ein äußerliches Hervortreten derselben.“ Man könnte fast sagen, daß solche Gedanken und Ziele unter Weglassung des Nationalen die Grundlage für ein Weltkirchenkonzil zur Jahrtausendwende sein könnte.

Nachdem die Forderung eines freien kirchlichen Assoziationsrechts so eindringlich formuliert worden war, spürt Zittel, daß ein solcher Antrag allgemeine Ablehnung geradezu herausfordere. Daher schränkt er diesen Antrag ein, weil allgemeine Religionsfreiheit nur „Schritt für Schritt“ erreicht werden könne, zunächst auf die Bekenner der christlichen Religion ein. Aber wer sollte dies entscheiden? Etwa die Konfessionen selbst oder der Staat?

Das 19. Jahrhundert dulde keines mehr. Der Staat habe zuzusehen, daß nicht der Geist der Unsittlichkeit in einer Kirche Platz greife und nicht staatsgefährliche Grundsätze in ihr gepflegt werden. Manche meinten, man sollte nicht um einige hundert einer Verbindung



willen, die vielleicht nur einige Jahre dauere, die Staatsgrundsätze ändern. Als Antwort formuliert Zittel: „Tatsächlich stehe ein großer Teil des Volkes nicht mehr auf dem Boden der Kirche. Wenn dann eine religiöse Gemeinschaft zusammentreten wollte, die ihrer Bildung, ihrer Denkweise und ihrem religiösen Bedürfnis angemessen sei, müsse er an dem ganzen Charakter unserer Zeit verzweifeln, wenn er nicht mit Zuversicht glauben könnte, daß sie Wahrheit bringen werde in die heiligsten Verhältnisse des sozialen Lebens. Und wenn darin die Aussicht liege, daß einst die konfessionellen Schranken fallen werden, wer stimme denn nicht ein in diesen Wunsch? Verderblich aber und unheilvoll würde das Bemühen sein, den Strom der Zeit durch Dämme, von äußerer Gewalt erbaut, aufhalten zu wollen. Nach diesen Ausführungen ersuche ich Sie nun, meine Herren, zu beschließen:

1. Daß das Recht der freien Assoziation und der freien Ausübung des Kultus unter den gleichen Voraussetzungen wenigstens für die Bekenner der christlichen Religion festgesetzt werde.
2. Daß den Deutschkatholiken das Recht zugestanden werde, sich kirchlich zu organisieren, die freie und öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes gestattet werde, den Mitgliedern die selben staatsbürgerlichen Rechte wie den übrigen christlichen Konfessionsverwandten gegeben werden auch in Beziehung der Standesbeamtung und des Religionsunterrichts.

„Anderthalb Jahrtausende sucht die Christenheit vergeblich, zu ihrem religiösen Frieden, zur religiösen Freiheit zu gelangen auf dem Wege des Religionszwanges. Verlassen wir ihn. Nur ein Weg führt dahin, der der Religionsfreiheit, meine Herren, helfen sie ihn bahnen.“

## VI: DIE DEBATTE DER BADISCHEN II. KAMMER ÜBER DIE MOTION DES ABG. ZITTEL UND IHRE NACHWIRKUNGEN

Am gleichen Tage nahm die fast vollständig versammelte 2. Kammer nach der Verlesung der Motion, die durch ein „vielstimmiges Bravo“ beendet wurde, die Beratung über die

Frage auf, ob der Antrag des Motionstellers an die Abteilung zur Vorberatung gewiesen werden sollte. Der Abg. Bassermann stellte sofort den Antrag auf Überweisung und begründete dies:

Der Antragsteller habe sich nicht nur als Vertreter der Aufklärung, sondern auch als ein „wahrer postestantischer Geistlicher“ gezeigt.

Der Vergleich mit Tetzl und mit dem Schauspiel in Trier wird herangezogen, dann über die Gefahren durch neu zugelassene Orden – besonders des Jesuitenordens – berichtet. Lessings Ringparabel bezog er auf diese Motion.

Ministerialpräsident Nebenius wies auf die Pflicht der Regierung, die bisherigen Gesetze zu verteidigen und auf die Schwierigkeiten und Rücksichten, die eine Kirche zu fordern habe, welcher der größere Teil des Großherzogtums angehöre. (66% der Bewohner vornehmlich in Südbaden waren katholisch).

Der Abgeordnete Mathy entgegnete, daß der Gegenstand der Motion ein freies Kirchenrecht sei, unbeschadet der staatsbürgerlichen Rechte. Dies sei die Forderung unseres Jahrhunderts. Er will aber auch den Israeliten die volle Gleichberechtigung zugestehen. Der Abgeordnete Metz glaubt sogar, daß über die Brüderlichkeit der Deutschkatholiken die Bekenner der jüdischen Religion sich verbinden werden.

Ein anderer Abgeordneter wehrt sich gegen den Anschein, daß jeder, der „nicht bis auf das letzte Jota alles, was er durch seine Kirche anzunehmen hat, (und dennoch in ihr bleibt) mit dem Namen Heuchler bezeichnet werden könne.“

Der Abgeordnete Straub weist dem Staat nur das Recht zu, die praktische Seite des Glaubens – also nur Unterlassung von Rechtshandlungen – als seine Zuständigkeit zu sehen, sonst müsse es für den Staat ganz gleichgültig sein, „welche Vorstellung die Menschen von einem Gott und ihrem Zustand jenseits des Grabes haben.“

Der Abgeordnete Welcker, Freiburg, spricht als Vertreter „einer ganz katholischen Bevölkerung“: Geistliche und Weltliche hätten im Sinne von Neunzehnteilen ihm gedankt, daß der auch ferner diese Angelegenheit (Bitten der Deutschkatholiken) im Geiste der Freiheit, aber auch der Brüderlichkeit erledigt habe. „Wir werden sehen, wie weit die Menschheit des 19. Jahrhunderts kommt, wenn einmal alle jene Kräfte, die jetzt im



Schulstreit, in Dogmenstreitigkeiten und Ketzerverfolgungen vergeudet werden, in dem Streben brüderlicher Liebe und in dem Geist christlicher Religion sich vereinigen. Auch unsere postestantische Konfession . . . mag sie in diese Kirche eingehen oder nicht . . . wird das Beste in sich aufnehmen, wenn nicht durch absolute Einheit der Form, doch wenigstens durch völlige Einheit im christlichen Leben und ihren religiösen Bestrebungen . . . Eine solche Vereinigung ist auch nicht so ganz ein Phantom wie man denken mag. Wohl hat man einst das jüdische Volk das auserwählte Volk genannt, weil es ausgezeichnet war vor vielen anderen Völkern durch Reinheit in Beziehung auf religiöse Vorstellungen, und weil es auf einem im Ganzen höheren Standpunkt der Kultur für fähig gehalten wurde, die göttliche Offenbarung aufzunehmen. Aber der Geist Gottes wird fähig sein, eine neue Entwicklung des Menschengeschlechts an der Hand der Religion und der neuen Reformation aufzunehmen. Aus diesen Gründen unterstütze ich von ganzem Herzen die ganze Motion.“<sup>23a</sup>

Kurz vor Ende der Debatte griff der Abgeordnete Hecker ein:

„An dem Tag, wo sich die erste neukatholische Gemeinde bildete . . . trat da die Vernunft in ihre Berechtigung gegenüber von dem historischen Recht, und es kam die große Wahrheit zu Tag, daß mag auch durch Tradition von Jahrtausenden etwas hervorgebracht sein und mögen die großen Grundsätze der Freiheit noch sehr bekämpft werden, ein Aufhalten des Stromes nicht möglich ist . . . Die Geschichte kennt keine Gegenwart, keine Zukunft und keine Vergangenheit, sondern sie hat alles in ihren Händen . . . Der Deutschkatholizismus bedarf auch des Standpunkts der Konfession nicht, denn er steht über jeder Konfession, nämlich auf dem Boden der Freiheit . . . Ist es endlich die Pflicht, über denjenigen, der zu dem ewigen Gott beten will, die Polizeifahne zu halten und zu sagen, nur mit polizeilicher Erlaubnis darfst du beten?“

Dann weist er auf seine kurz vorher erschienenen Schrift.<sup>24</sup>

Sein Abschlusssatz lautet: „Ich will den Priesterstaat nicht und will auch den theokratischen Staat nicht, sondern will einzig die Vernunft, soweit sie ihr Ziel findet in dem Glauben.“

Der Ministerialpräsident Nebenius versuchte die jetzt hoch aufgeworfenen Wogen zu glät-

ten mit dem Hinweis, den künftigen Verhandlungen der Kammer über diese Fragen jetzt nicht auf nutzlose und zeitverschwendende Weise vorzugreifen. Nocheinmal stellte Zittel seinen Vorwurf - Heuchelei - klar: „Es war mir nie in den Sinn gekommen, diejenigen Heuchler zu nennen, die in der Kirche, der sie angehören, zu beharren. Auch ich bleibe in meiner Kirche und bin kein Heuchler. Ich habe von öffentlichen Zuständen gesprochen, in denen etwas Heuchlerisches liegt, insofern nämlich, als man sich eben gezwungen sieht, einer Kirche auch in dem Falle anzugehören, wenn man mit den Prinzipien derselben in Widerspruch gekommen ist, um nicht seine staatsbürgerlichen Recht zu verlieren . . . Ich wüßte nicht, wie ich für Religions- und Glaubensfreiheit sprechen könnte, wenn ich nicht mit Achtung jeder religiösen Überzeugung gegenüber treten wollte . . . Der Glaube und die religiöse Überzeugung ist das heilige und unantastbare Eigentum jedes Einzelnen, und dies will ich ihm lassen, gleich wie ich von jedem anderen verlange, daß er auch mir meine Überzeugung lasse . . . Nur, wenn dies geschehe, wird die Sache selbst zu einem erfreulichen Ziele führen.“

Das Protokoll vermerkt nüchtern: Der Präsident bringt nunmehr die Frage zur Abstimmung, ob der Antrag des Abg. Bassermann angenommen und hiernach die Motion des Abg. Zittel in die Abteilungen verwiesen und vorausgedruckt werden solle?

Dies Frage wird einstimmig bejaht und damit dieser Gegenstand verlassen.

Aber in der Öffentlichkeit erregte diese Motion ein großes Aufsehen und ergab Folgen, die Zittel wohl nicht voraussehen konnte. Die von zwei katholischen Abgeordneten, von Andlaw und von Buß, ins Leben gerufene Unterschriftenaktion als Petitionen wurde von fast 56 000 Badenern unterschrieben, dabei sprachen sich nur 5,4% für den Antrag, 94,6% der Unterzeichner dagegen, vorwiegend aus konservativ - katholischen Kreisen, oft gewonnen nach intensiver Behandlung von der Kanzel herab, konnten sich eine bürgerliche Gleichsetzung der „Sekte“ nicht vorstellen.

Dies wurde vielleicht zu einem wichtigen Meilenstein des sich nun neu formierenden strammen Katholizismus. In der Tat war die Motion eine Zeitbombe.



Hätte sie ein entsprechendes Gesetz bewirkt, hätten die großen Kirchen ihre Monopolstellung verloren. Die Machtkonstellation im Staat würde sich total verändert haben. Aus der Sicht der badischen Regierung war sie ein weiteres Symptom für die zeitbedingten politischen Spannungen, die auch in den religiösen Bereich hineinwirkten. Die Regierung glaubte nach Eingang der Petitionen, sie könne die liberale Mehrheit loswerden. Auch der Großherzog deutete das Ergebnis der Bitten als Votum gegen die II. Kammer und löste diese auf.

Er hatte sich aber getäuscht. Denn nach einem erbittert geführten Wahlkampf zwischen konservativ gegen liberal, wobei die Konservativen glaubten, die religiösgebundenen Kirchentreuen könnten ihr Stimmenpotential erweitern, war das ein Irrtum.

Das gelang erst, nachdem die Spannungen wegen der Schulaufsicht in Baden und später im Reich nach 1870 durch tragbare Lösungen nach einem noch weit erbittert geführten Kulturkampf abgeklungen waren. Ein solches Bündnis führte dann in der Weimarer Zeit durch die Entscheidung der bayrischen BVP 1925 zur Reichspräsidentenwahl von Hindenburg, nach dem zweiten Weltkrieg zur Epoche des ersten Kanzlers.

Damals in Baden führte 1846 die Wahl noch zur weiteren Stärkung der Liberalen.

Was sich aber schon ab 1843 bei diesen andeutete – eine Spaltung der Gemäßigten von den Radikalen, wurde ab 1846 zu einem Gegensatz, der 1848/49 für das Scheitern der Revolution sich verhängnisvoll auswirken sollte. Karl Zittel wurde für das Amt Durlach wiedergewählt, brachte aber seine Motion nicht wieder ein.

Veränderungen ergaben sich erst im März 1848, als die Revolution die Beschränkungen der Deutsch – Katholischen Religionsausübung hinwegfegte.

„Ob nun Gewissens- und Lehrfreiheit (Artikel 3 der Offenburger Forderungen von 12. 9. 1847) oder Religionsfreiheit zugestanden wurde, die Deutschkatholiken konnten die Märzrevolution als Befreiung aus obrigkeitlicher Enge und bürokratischer Behinderung empfinden.“<sup>25</sup>

Aber ihre führenden Köpfe mußten aufgrund ihres gleichzeitigen politischen Anliegens 1848/49 ihre Gemeindeaufgaben vernach-

lässigen, was dann gedeutet wurde, eben doch eine radikale politische Organisation zu sein.

Hatten die Deutschkatholiken mit Robert Blum schon seit November 1848 ihren ersten Märtyrer, so bedeutete die Niederlage der Revolution 1849 für die ins Revolutionsgeschehen eingebundene Elite Verurteilung oder Flucht. Staatliche Verbote trieben bis Sommer 1852 die Verbliebenen in die Arme der katholischen Kirche zurück. Ronge, in das Vorparlament und dann in die Nationalversammlung gewählt, floh 1849 nach England. In der Mitte der fünfziger Jahre ging seine Bewegung in den freireligiösen Gemeinden auf, für die er sich nach seiner Rückkehr nach Breslau einsetzte.

Karl Zittel lehnte die Wendung von den reformatorischen Maßnahmen hin zur Gewalt ab, auch übte er nicht von der Ferne Kritik aus oder ging außer Landes, sondern er blieb auf seinem Posten, auf seiner Predigtstelle ab 1848 in der Providenzkirche in Heidelberg. Er betete trotz Verbotes der provisorischen Regierung für den außerhalb des Landes weilenden Großherzog. Vorher wurde er für Karlsruhe in die Nationalversammlung in Frankfurt gewählt und schloß sich mit Bassermann, Mathy, Welker und Soiron im Casino, der größten politischen Gruppierung, mit gemäßigten liberalen Politikern zusammen. Im August 1848 hielt er dort eine grundlegende Rede. Er war der einzige evangelische Geistliche in der Versammlung und forderte auf dem Boden der Freiheit nach dem Geist der Zeit ein neues Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Im September wurde dann Artikel 14 der Paukskirchenverfassung beschlossen, der freie und selbständige Religionsgesellschaften (Kirchen) vorsah, die nur wie andere Gesellschaften den Staatsgesetzen unterworfen waren.

## VII. ZITTELS STELLUNG ZUR REVOLUTION 1849 IN BADEN, SEINE TÄTIGKEIT IN DER FRANKFURTER NATIONALVERSAMMLUNG BIS ZUM ENDE DER „ERFURTER UNION“

Nachdem der preußische König Friedrich Wilhelm IV., der mit 290 Stimmen bei 248 Enthaltungen gewählt worden war, diese „imaginä-



re“ Krone aber abgewählt hatte, nachdem auch die von einigen kleineren deutschen Staaten versuchte „Erfurter Union“<sup>26</sup> gescheitert war, zog sich Karl Zittel aus dem offiziellen politischen Leben zurück, blieb aber im evangelischen Kirchenbezirk Heidelberg ein geachteter Geistlicher.

Nachdem im Herbst 1860 im Zeichen der „neuen Ära“<sup>27</sup> unter dem jungen Großherzog Friedrich I. für die badische evangelische Kirche eine neue Ordnung gegeben war, wurde Zittel mit großer Stimmenzahl in ihre Generalsynode gewählt.

Das ist immerhin auch von der evangelischen Kirchenbehörde her ein Zeichen von echter badischer Liberalität.

#### Anmerkungen

- 1 Zittel, Karl, „Die politischen Parteien in Baden“, in Jahrbuch der Gegenwart, hg. von A. Schwegler, Tübingen 1847, S. 347/348.
- 2 Montesquieu, „L'Esprit des Lois“, Kap. I 1 u. XI 3 u. 4, aus „Denker über Staat und Politik“, W. Schwarz, Frankfurt, 1971, 8. Aufl. S. 34–36.
- 3 Burke, Edmund „Betrachtungen über die Revolution in Frankreich 1790“ Frankfurt 1971 S. 52–58.
- 4 Wunder, Bernd, „Staatsgründung und Konsolidierung Badens“, in Katalog Landesausstellung: 1848/49 Revolution der deutschen Demokraten in Baden, Nomos, Baden-Baden 1998, S. 52 5. siehe Anm. 4 „Parlament und Regierung“ S. 62.
- 5 siehe Anm. 4 „Parlament und Regierung“ S. 62.
- 6 Fenske, Hans, „175 Jahre Badische Verfassung“, Karlsruhe, 1993, S. 27.
- 7 Wunder, Bernd, siehe Anm. 4 „Parlament und Regierung“.
- 8 Wunder, Bernd siehe Anm. 7, S. 63.
- 9 Zittel, Karl, „Die politischen Parteien in Baden“, S. 351/352.
- 10 Nolte, Paul, „Gemeindebürgertum und Liberalismus in Baden 1800–1850“ Göttingen, 1994 S. 263.
- 11 v. Struve, Gustav, „Über die politischen Bestrebungen unserer Zeit“, in Konstitutionelle Jahrbücher, Stuttgart 1843, Heft 3 S. 124.
- 12 Haas Dieter, „Unbequemer Christ in revolutionärer Zeit“, Karlsruhe 1998, S. 22/23.
- 13 Zittel, Karl in Haas Dieter siehe Anm. 12 S. 35–43.
- 14 Die religiösen Verhältnisse: 66% Katholiken, 27% Protestanten und 7% Reformierte vor allem in den rechtsrheinischen kurpfälzischen Gebieten, führten dazu, daß der Großherzog eine Union, „von oben“ dekretierte und 1821 eine vereinigte evangelisch-protestantische Landeskirche einführte. Anmerkung 12 S. 37 (Zittel dazu) „Ich glaube, die Sache hätte sich durch einen bloßen Kabinettsbefehl in aller Kürze abtun lassen. Es würde allerdings unter den Geistlichen eine große Sensation, einigen Ärger und ziemlichen Lärm verursacht haben, aber es hätte keine Revolution gegeben.“

- 15 Haas, Dieter, siehe Anm. 12 S. 50 ff.
- 16 Anm. 12 S. 46.
- 17 Anm. 12 S. 50.
- 18 Rehm, Clemens, „Die Deutschkatholische Bewegung“ in Revolution der deutschen Demokraten in Baden“, Nomos, Baden-Baden 1998, S. 153. Die Tätigkeit des Ablaßpredigers Johann Tetzl hatte Martin Luther 1517 den äußeren Anlaß für seinen Thesenanschlag gegeben. Zit. Anm. S. 154.
- 19 Zitat, siehe Anm. 18 S. 153/154.
- 20 Beide Zitate, siehe Anm. 12 S. 51.
- 21 Protokolle der II. Kammer mit deren Beilagen i. Protokollheft, 1846, S. 33.
- 22 Zittel führt in seiner Motion S. 34 an: „Befriedigung ihrer Bedürfnisse war aber den meisten die evang. Kirche, so wie sie jetzt besteht, nicht entsprechend... der Kultus... die Kirchenverfassung... die Frage über die Verbindlichkeiten der Bekenntnisschriften, siehe Gedanken Anm. 13.“
- 23 Zittel bezieht sich auf Art. 18 der badischen Verfassung: „Jeder Landeseinwohner genießt der ungestörten Gewissensfreiheit und in Ansehung der Art seiner Gottesverehrung des gleichen Schutzes. Art. 19 „Die politischen Rechte der drei christlichen Religionsteile sind gleich.“
- 23a Es ist denkbar, daß die in dieser Debatte entstandenen Ausführungen über den jüdischen Glauben (Welcker) und dann von Zittel in der Paulskirche eingebrachte Religionsartikel (V-§147) fast 100 Jahre später bei einem durch die Zeit verwurzelten Verfassungsbewußtsein die Katastrophe des Holocaust mindestens hätte mildern können.
- 24 Diese hatte den Titel: „Die staatsrechtlichen Verhältnisse der Deutschkatholiken mit besonderem Hinblick auf Baden“. Heidelberg 1845; Ausführliche Untersuchungen des Verhältnisses Staat-Kirche, Religionsfreiheit-Gewissensfreiheit, Kirchengeschichte bis zum Investiturstreit, dabei Betrachtung der Artikel 9, 10, 19 u. 37 mit dem Ergebnis: Die Glaubens- und Religionsfreiheit sei dort schon gegeben. Daher sei die Motion gar nicht nötig, Hecker stimmte ihr dennoch zu.
- 25 Siehe Anm. 18 S. 154.
- 26 Erfurter Union: Nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch den preußischen König versuchte seine Regierung eine neue Initiative, die an die Paulskirchenverfassung angelehnt war, aber Staatspitze und Wahlrecht in konservativer Richtung veränderte. 1850 wurde dies von kleineren deutschen Bundesstaaten angenommen, aber unter dem Druck Österreichs und Russlands zurückgenommen.
- 27 Neue Ära: Der junge Großherzog Friedrich I bildete etwa ab 1860 eine neue Regierung mit gemäßigten Liberalen, deren Mehrheiten praktisch zu einer parlamentarischen Regierungsarbeit führte.

Anschrift des Autors:  
Robert Albiez  
Kapellenweg 60  
76275 Ettlingen

# Aus dem Rhein-Neckar-Dreieck in die Republik: der „ZeitZug 1848“

Landesmuseum Mannheim und Arbeitskreis der Archive im Rhein-Neckar-Dreieck stellen ein außergewöhnliches Ausstellungsprojekt vor

Sie ist sicher die bedeutendste Botschafterin der Revolution 1848/49 anlässlich deren 150. Jahrestages: die rollende Ausstellung „ZeitZug 1848 – Für die Freiheit streiten“, die seit dem 27. Februar 1998 durch die Bundesrepublik tourt und erst im Juli 1999 an ihrer 102. und letzten Station in Rastatt enden wird. Überall findet der „Revolutionszug“ große Aufmerksamkeit, wie Medienresonanz und Besucherfrequenz zeigen: Gut 450 Presseberichte und fast 90 000 Besucher waren in den ersten neun Monaten seiner Präsentation zu verzeichnen – für eine 150 qm-Ausstellung in zwei alten Paketwaggons ein außergewöhnlich gutes Ergebnis. Die Deutsche Bahn AG und die Badenia Bausparkasse AG präsentieren den „ZeitZug 1848“, konzipiert und erarbeitet aber haben ihn Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus Archiven im Rhein-Neckar-Dreieck sowie aus dem Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim. Über diese Kooperation und über die dabei gemachten Erfahrungen soll im folgenden berichtet werden. Und vor allem müssen daraus Perspektiven entwickelt werden, denn die Lage der Haushalte in den Kommunen wie in den Bundesländern, die zur stetigen Beschneidung der Handlungsfähigkeit einzelner kultureller Institutionen geführt hat und weiterhin führen wird, erfordert von allen „Kulturschaffenden“ nicht nur eine außerordentlich bewegliche Kooperationsbereitschaft, sondern auch die findige Suche nach neuen und möglicherweise gemeinsamen Präsentationsformen und Finanzquellen.

Die Initiative zu einer Wanderausstellung „Die Revolution 1848/49“ ging ursprünglich vom Arbeitskreis der Archive im Rhein-Neckar-Dreieck aus. Der Arbeitskreis hatte sich Anfang 1995 konstituiert, nachdem eine erste Zusammenarbeit während der Ausstellungs- und Veranstaltungsreihe „Widerstreit der Bilderwelten – Kunst und Kultur der 20er Jahre“ zu einer erfolgreichen Präsentation einer Fotoausstellung in verschiedenen Archiven des Rhein-Neckar-Raumes unter dem Titel „Zerrissene Lebenswelten“ geführt hatte. Als erfahrener Kooperationspartner wurde das Landesmuseum für Technik und Arbeit schnell gewonnen, ergab sich doch hier für die Mannheimer Ausstellungsmacher die Möglichkeit, im 150. Gedenkjahr der Revolution nicht ganz im Schatten der großen und teuren Ausstellungen in Frankfurt und Karlsruhe zu stehen. Außerdem war und ist es Ziel des noch immer jungen Museums, sich mit solchen Kooperationen in der Region zu verankern.

Schon die ersten Diskussionen offenbarten auf beiden Seiten eine hohe Risikobereitschaft: Statt einer traditionellen Wanderausstellung mit mehr oder weniger interessanten Schautafeln sollte der Rückblick auf die Revolution von 1848/49 in einem ungewohnten Medium, an ungewohnten Orten und mit überraschenden Themenschwerpunkten präsentiert werden. Unter Federführung des Landesmuseums und tatkräftiger Mitarbeit von Archivarinnen und Archivaren aus Ladenburg, Ludwigshafen, Neustadt a. d. W. und Viernheim entstanden im





Jahr 1996 Idee und Konzeption einer auf Schienen rollenden Wanderausstellung.

### EINE DEMOKRATISCHE KONZEPTION FÜR EIN DEMOKRATISCHES THEMA

Weder das Landesmuseum noch die Archive hatten jedoch Finanzmittel für ein solches Projekt; es kam also darauf an, eine schlüssige Konzeption vorzulegen, die den Finanzbedarf auf möglichst viele Schultern verteilte. Die aus dieser Grundüberlegung entwickelten Essentials mußten sowohl innovativ, als auch politisch, historisch, kulturell und ökonomisch vermittelbar sein. Als „Kathechismus“ der Ausstellungs-

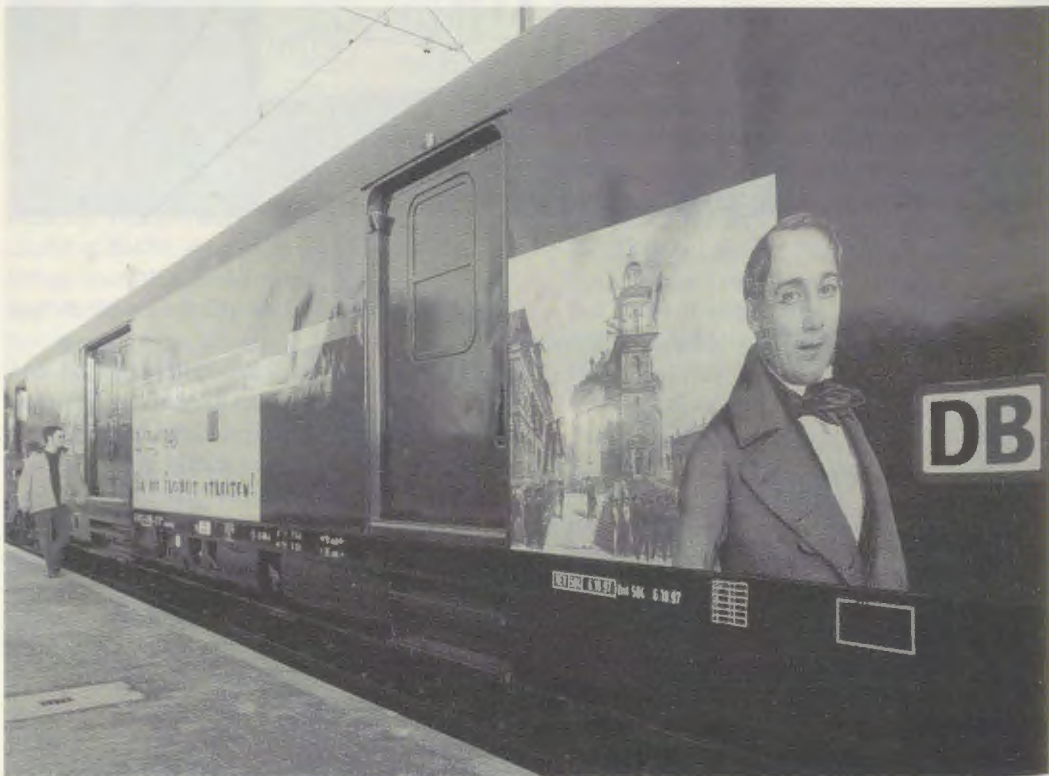
macher wurden deshalb „fünf Gebote“ formuliert:

1. Die Wanderausstellung kann und soll den Spuren der Revolution folgen, wenn auch – aus organisatorischen Gründen – nicht immer „historisch termingenau“. Sie reagiert damit auf den „Veranstaltungsdruck“ vor Ort, denn der Verlauf der Revolution von 1848/49 war maßgeblich auch von der stetigen Verlagerung der „Schauplätze“ bestimmt.
2. Die Wanderausstellung ermöglicht durch Synergieeffekte und trotz desolater Haushaltslage der Kommunen eine dem Anlaß entsprechende Präsentation der „Geschichte der deutschen demokratischen Bewegung“

zu einem vertretbaren Preis: Viele Teilnehmer senken die Kosten für den einzelnen.

3. Die Wanderausstellung erfüllt damit einen bildungspolitischen Auftrag mit Breitenwirkung, den zu realisieren in der gegenwärtigen Situation weder Kulturinstitutionen noch Kommunen und Kreise oder einzelne Bundesländer alleine in der Lage sind.
4. Die Wanderausstellung garantiert ein „immer wiederkehrendes Ereignis“: Nicht das Publikum sucht sich sein Museum, sondern das Museum wechselt beständig sein Publikum in Stadt und Land.
5. Die Wanderausstellung soll auch ein Diskussionsforum sein. Deshalb wird die historische Ausstellung ergänzt durch einen Veranstaltungswaggon mit Ausstellungsshop, in dem die örtlichen Veranstalter (Kulturämter, Archive, Museen, Vereine, Geschichtswerkstätten, Volkshochschulen) Tages- oder Abendveranstaltungen oder auch kleinere Präsentationen zu den lokalen und regionalen Ereignissen organisieren können.

Für die Landesregierungen von Baden-Württemberg, Hessen und Rheinland-Pfalz waren diese gleichermaßen programmatischen wie pragmatischen Essentials Anlaß genug, ein Pilotprojekt zu wagen: Die öffentliche Anschubfinanzierung für die Wanderausstellung schuf die politische wie materielle Grundlage für die Initiatoren, nach weiteren Kooperationspartnern Ausschau zu halten. Für die Ausstellungsmacher war dabei Grundkonsens, daß die Präsentation die Wechselwirkungen von Technik und Arbeit, von Ökonomie, Kultur und Alltagsleben und damit von Politik, Innovationen und sozialen Bewegungen aufzeigen müsse. In Kenntnis, daß die im Jahre 1848 noch junge Technologie des Schienenverkehrs eine für die Entstehung, den Verlauf und die Niederschlagung der Revolution entscheidende Bedeutung besaß und daß die wirtschaftliche Entwicklung in den deutschen Territorien nicht nur den Drang nach Einheit und Freiheit, sondern auch die sozialen Spannungen verstärkte, lag es nahe, die geplante Ausstellung nicht in ver-







Bürgerrechte und Nation

„Alle erfüllte eine Sehnsucht nach Freiheit und Veränderung“



Johann Philipp Becker, 1820-1889  
Büchsenmacher  
Frankfurt, 1848

Mit dem Mannlicher Festschmiedeteich für deutsche Opposition 1848 die Verwirklichung nach Veränderung und Freiheit, eine zentrale Szene in der republikanischen Bewegung. Er konnte Zusammenkünfte, „Freiheiten“, Versammlungen und die Einheit der Nation.



Bezeichnung der 1842 Schmalzwerke Brand 1848  
Die Abbildung zeigt die Schmalzwerke Brand 1848  
Die Abbildung zeigt die Schmalzwerke Brand 1848  
Die Abbildung zeigt die Schmalzwerke Brand 1848

staubten Archiven, in verknöcherten oder avantgardistischen Museen oder in unwirtlichen Stadthäusern zu präsentieren, sondern an wirklich öffentlich zugänglichen Orten: auf Bahnhöfen! Unabhängig von Bildungsgrad und sozialem Status benutzen Menschen diesen Ort; Schwellenängste wie bei Museen oder Archiven kennt dabei niemand: eigentlich ein demokratischer Ort. Und vor allem ein Ort, der für die Kooperationspartner den unschätzbaren Vorteil eröffnete, völlig neue Zielgruppen ansprechen zu können.

**„FÜR DIE FREIHEIT STREITEN“ –  
DIE AUSSTELLUNG  
IM „ZEITZUG 1848“**

Mit einer fast 16 Monate auf Schienen rollenden Wanderausstellung betraten das Mannheimer Landesmuseum und der Arbeitskreis der Archive Neuland: Archive und Museen werden normalerweise zielstrebig aufgesucht, um dort eine bestimmte Zeit zu verweilen, Bahn-

höfe werden demgegenüber benutzt, um möglichst schnell von dort wegzukommen. Nun lädt an einem solchen Ort ein Ausstellungszug zum Verweilen ein – mit einem historischen Thema, an dessen Aktualität heute vielerorts erinnert wird: die demokratische Revolution von 1848/49.

Der „ZeitZug 1848“ vermittelt seinen Besuchern nicht nur Wissen, er ermöglicht auch interaktives Handeln. Schlaglichtartig werden in zwei ehemaligen Paketwaggons durch Bilder, Szenen und Objekte die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des frühen 19. Jahrhunderts und des „Vormärz“ aufgezeigt; bekannte und weniger bekannte Zeitgenossen wie der Wiesbadener Uhrmacher Georg Böhning, der Speyerer Verleger Georg Friedrich Kolb, der Frankenthaler Bürstenmacher Johann Philipp Becker, der Karlsruher Unternehmer Emil Kessler oder der Konstanzer Schneidermeister Ignaz Herber begleiten die Besucher in eine Zeit, in der sie alle erfüllt waren von einer „Sehnsucht nach Verände-

rung“. Auf einer historischen Albion-Kniehebel-  
presse des Mannheimer Landesmuseums kö-  
nnen Besucher unter Anleitung den Aufruf zum  
„Hambacher Fest“ 1832 und zur Revolution im  
Odenwald 1847 drucken. An einem funktions-  
fähigen Nachbau des Zeigerthelegraphen von  
William Fardely aus Mannheim, der seit 1844  
auf der Taunuseisenbahn eingesetzt wurde, las-  
sen sich die neuen Möglichkeiten der elektro-  
magnetischen Nachrichtenübermittlung ken-  
nenlernen. Modelle verschiedener historischer  
Lokomotiven und eines Dampfschiffes vermit-  
teln Eindrücke vom Siegeszug der Dampfkraft  
und der beginnenden Verkehrsrevolution in  
Deutschland. Neben Aspekten der notwendigen  
Modernisierung Deutschlands werden jedoch  
auch die Armut und die soziale Frage themati-  
siert, die für viele Handwerker und Bauern  
Gründe waren, sich an den revolutionären  
Bewegungen zu beteiligen.

Die „Mannheimer Versammlung“ vom  
27. Februar 1848 läutet für Deutschland die  
„tollen Jahre“ 1848/49 ein. Die einzelnen Sta-  
tionen dieses Kampfes um Demokratie, Freiheit  
und Einheit werden vor allem in Inszenierun-  
gen dargestellt; „persönlich“ begleitet werden  
die Besucher auch hier von Zeitgenossen wie  
Amalie Struve aus Mannheim, August Schärtt-  
ner aus Hanau, Karl Mathy aus Mannheim,  
Robert Blum aus Leipzig, Amand Goegg aus  
Renchen und Kathinka Zitz aus Mainz. Nach  
den „Märzerhebungen 48“ bilden die erste  
deutsche Nationalversammlung in der Paulkir-  
che, die Septembererhebungen 1848 sowie die  
Reichsverfassungskampagne des Frühjahrs  
1849 die Schwerpunkte. Vertiefende Informa-  
tionen können aus verschiedenen Pultbüchern  
bezogen werden. An einer Multimedia-Säule  
haben die Besucher die Möglichkeit, sich über  
die Parlamentsgeschichte seit 1818 zu informie-  
ren und den Spuren von Revolutionären und  
ihren Gegenspielern, von Politikern und Volks-  
bewegungen zu folgen. Mit dem Raum der erin-  
nerten Schicksale, in dem fiktive und authenti-  
sche „Statements“ der beteiligten Zeitgenossen  
gehört werden können, endet zunächst die Zeit-  
reise durch die Revolution.

Im zweiten Teil der Ausstellung wird der  
sich ständig wandelnde Umgang mit diesem  
zentralen Ereignis in der deutschen Geschichte  
beleuchtet. In 25-Jahres-Schritten verfolgen die

Besucher die unterschiedlichen Formen der  
Aneignung und Auseinandersetzung: Denk-  
mäler und Parlamentsdebatten, politische  
Symbolik und Plakate, Straßenschilder und  
Transparente, Filme und Tondokumente geben  
Auskunft über die Schwierigkeiten, die die  
Deutschen bis in die jüngere Vergangenheit mit  
ihrem demokratischen und revolutionären Erbe  
hatten. Wer den historischen Parcours durch  
zwei Eisenbahnwaggons aufmerksam durch-  
wandert hat, auf den wartet am Ende noch eine  
besondere Herausforderung: Ein kleines Quiz  
mit einem monatlichen Hauptpreis fragt das  
erworbene Wissen kursorisch ab, wobei ein  
Computerterminal bei der Beantwortung der  
Fragen Hilfen bietet oder es ganz einfach  
ermöglicht, sich im Internet über die Aktivi-  
täten rund um das Jubiläum der Revolution in  
den Jahren 1998/99 zu orientieren.

## KEINE AUSSTELLUNG MEHR OHNE SPONSORING?

Ein anspruchsvolles Konzept war geboren,  
allein es fehlten die Mittel zu Realisierung. Die  
Anschubfinanzierung durch drei Bundesländer,  
die Unterstützung durch den Leiter und das  
Team der Karlsruher Landesausstellung sowie  
durch die projektübergreifende Geschäftsstelle  
im Stuttgarter Haus der Geschichte reichten  
nicht aus, um den Revolutionszug auf die  
Schiene zu setzen. Diese Situation war, ist und  
wird auch in Zukunft nicht selten sein.

Das Haupthindernis schien zunächst „die  
Marktwirtschaft“: Weder Museum noch Archive  
waren in der Lage, einem privatisierten ehema-  
ligen Staatsunternehmen, der Deutschen Bahn  
AG, marktwirtschaftliche Preise für Dienstlei-  
stungen wie Nutzung der Schienenwege, Loko-  
motiven- und Waggonmieten, technische Über-  
prüfungen und Werkstattdienstleistungen, Fahrplan-  
gestaltung und Stromversorgung u. a. m. zu  
zahlen. Es kam also darauf an, die Deutsche  
Bahn AG als dritten Kooperationspartner zu  
gewinnen. Sowohl beim Geschäftsbereich Per-  
sonenbahnhöfe, Forum Bahnhof in Stuttgart,  
als auch bei der Zentralen Konzernkommuni-  
kation in Berlin fand das Projekt Anklang; aller-  
dings sollte die Präsentation auf eine bundes-  
weite Nutzung „umgearbeitet“ werden. Ursprünglich hatten die Initiatoren nämlich





eine südwestdeutsche Tournee im Blick gehabt. Gleichzeitig bedeutete der Eintritt der Deutschen Bahn AG in den Veranstalterkreis, daß die Planungen für den Ausstellungsbau endlich

realistische Dimensionen annahmen: Vorgaben, Normen und Sicherheitsstandards des Eisenbahnverkehrs erforderten einen Ausstellungsbau und -betrieb unter Maßstäben, wie sie in

keinem ortsfesten Ausstellungshaus herrschen. Ein Museum wird nicht alle paar Tage bewegt, nicht nachts von einem Ort zum anderen befördert und auch nicht mal zwischendrin rangiert; ein Museum kollidiert auch nicht mit einem Prellbock und ist nicht abhängig von unterschiedlichen Stromversorgungen zwischen 64-Ampere-Leitungen an großen Bahnhöfen und Dieselgenerator-Betrieb in kleineren Orten. Und in jedem Archiv wie in jedem Museum herrschen einigermaßen konstante Klimaverhältnisse – wie aber sah dies in Eisenbahnwaggons auf einem Hauptbahnhof oder auf einem Abstellgleis aus? Erfahrungen für ein solches Projekt gab es kaum, die Einrichtung der Waggons und der Ausstellungsbau mußten unter der Prämisse einer jederzeitigen Einsatzbereitschaft geschehen.

Natürlich trieb die „Kundenerwartung“, die Ausstellung in Eisenbahnwaggons unabhängig von Klima- und Wetterverhältnissen besuchen zu können, die Kosten in astronomische Höhen. Ob der Sommer heiß und trocken und der Winter kalt und naß ausfiel – dies konnte keiner voraussagen. Technisch mußte für alles Vorsorge getroffen werden. Auch deshalb war es notwendig, weitere Sponsoren zu gewinnen. Mit der Badenia Bausparkasse AG aus Karlsruhe trat schließlich ein Unternehmen dem Projekt bei, das nicht nur den Wettbewerb einer bundesweit rollenden Ausstellung schätzte. In der Tradition von Solidargemeinschaften stehend ermöglichte das Unternehmen vor allem die interaktive multimediale Ausrichtung der Ausstellung, ohne dabei die traditionellen Printmedien zu vergessen: Mit dem vom Karlsruher Braun Buchverlag attraktiv gestalteten „Magazin zur Ausstellung“, dessen Produktion und Herausgabe von der Badenia ermöglicht wurde, erwerben die Besucher eine Publikation, die in Bild und Text einführt in die über 150jährige Tradition des Kampfes um Freiheit und Gerechtigkeit in Deutschland. Vor allem um das Interesse von Schülerinnen und Schülern am Thema zu wecken, lobte das Unternehmen nicht nur die Preise für das ZeitZug-Quiz aus, sondern veranstaltete auch einen mit Förderpreisen in Höhe von DM 20 000,- dotierten Kurzfilm-Wettbewerb. Ohne Zweifel erreichte damit die Ausstellung eine Attraktivität, die sie ohne Sponsoren nie hätte gewinnen können.

## LOHN DER MÜHEN?

Gut zwei Jahre haben die Mitarbeiter verschiedener Archive und des Landesmuseums am „Revolutionszug“ gearbeitet. Seit seinem Start am 27. Februar 1998 wird die Tournee von einem kleinen Stab im Landesmuseum gemeinsam mit der Deutschen Bahn AG und der Badenia Bausparkasse AG betreut. Über die bisherigen Besucherzahlen und die Medienresonanz wurde eingangs kurz berichtet. Sie alleine sind schon ein Gradmesser des Erfolgs. Lassen wir abschließend jedoch auch noch jene zu Wort kommen, an die sich die Ausstellung richtet: die Besucherinnen und Besucher.

Viele tausende Eintragungen verzeichnen mittlerweile die Besucherbücher und sie kommentieren mit ganz wenigen Ausnahmen das Erlebnis „Ausstellung im Zug“ positiv. Unter dem 11. 3. 1998 bemerkt ein Besucher: „Die Ausstellung ist gut aufgebaut und ausgeführt. Multi-Media-Elemente sprechen den ‚Spieltrieb‘ an und wecken Interesse. Die Ausstellung im Zug zum Publikum zu bringen, ist eine hervorragende Idee. Inhaltlich ist die Ausstellung wichtig. Im Schulunterricht kommt das Thema 1848er Revolution viel zu kurz. (. . .). P. S.: Ich war 3<sup>1/2</sup> Stunden hier!“ Natürlich ist eine solch lange Verweildauer die Ausnahme, in der Regel beträgt die durchschnittliche Aufenthaltszeit des Publikums etwa 30 bis 45 Minuten. Deshalb trifft auch der Kommentar einer Besucherin aus Darmstadt zu, die kurz und bündig schreibt: „Eine ‚zügige‘ Zeitreise. Toll!“ Neben dem immer wiederkehrenden Lob für die Informationsdichte, die abwechslungsreich und spielerisch vermittelt wird, sind es vor allem die „pffiffigen“ Präsentationsformen, die generationenübergreifend Anerkennung finden: „Ob Großeltern oder Enkel – jeder war begeistert.“ Oder in der Sprache der schon etwas älteren Enkel: „Ich fands superobermegabombastischtoll.“

Lob und Anerkennung kommen allen Kooperationspartnern gleichermaßen zu. Trotzdem wird gerade das Engagement von Deutscher Bahn AG und Badenia Bausparkasse AG aufmerksam wahrgenommen und auch zusätzlich kommentiert: „Die Investition und Initiative der Badenia Bausparkasse finde ich super und es sollten sich andere Banken daran



ein Beispiel nehmen.“ Und die immer wiederkehrende Bitte, daß solche Ausstellungen weiter und öfter mit anderen Themen angeboten werden sollen, verbindet sich manches Mal mit dem Slogan: „Weiter so, Deutsche Bahn.“ Auch die demokratische Konzeption einer Ausstellung, die gleichermaßen in kleinen Orte wie Hornberg im Schwarzwald oder Bernburg in Sachsen-Anhalt und in Weltstädten wie Berlin, Hamburg und München präsentiert wird, findet Aufmerksamkeit und Anerkennung. Im Spiegel der Besuchermeinungen können Macher und Organisatoren des „ZeitZug 1848“ erkennen, daß ihr Einsatz für dieses Projekt vielen Menschen zu einer Bereicherung ihres kulturellen Lebens verholfen hat und daß gleichzeitig die Botschaft, eine demokratische Gesellschaft immer wieder durch gelebte Demokratie zu verteidigen, angekommen ist.

Für das Landesmuseum Mannheim und auch für die Archive im Rhein-Neckar-Dreieck ist dies aber noch kein Grund, nun wieder in die Genügsamkeit früherer Zeiten zurückzufallen. Nur weitreichende Kooperationen werden auch in Zukunft solche öffentlichkeitswirksamen Präsentationen ermöglichen; eine auf Projekte bezogene und institutionen-übergreifende Ver-

netzung unterschiedlichster Kulturträger könnte für die nächste Zeit ein Ausweg aus dem Dilemma sein, daß im kulturellen Sektor der Einzelne (fast immer) zu klein und zu schwach ist, um den gesellschaftlichen Bildungsauftrag zu erfüllen. Eine punktuelle Konzentration der Kräfte wie beim „ZeitZug 1848“ ist dann auch für potentielle Sponsoren interessant.

Der Aufsatz „ZeitZug 1848“ wurde von den Autoren ursprünglich für das „Mannheim-Heft“ der Badischen Heimat (1/99) geschrieben, konnte aber in dieses Heft wegen Platzmangels nicht mehr aufgenommen werden. Wegen der Neuartigkeit der museumspädagogischen Ansätze, die mit dem Projekt „ZeitZug 1848“ realisiert wurden, drucken wir die Dokumentation in diesem Heft ab.

Anschrift der Autoren:

Dr. Horst Steffens/Dr. Roland Kress  
Landesmuseum für Technik und Arbeit  
Museumsstraße 1  
68165 Mannheim

# Der Streit um die Zukunft

Religion und Revolution in Baden 1848/49

Eine Rede<sup>1</sup>

## 1. HISTORISCHES ERINNERN

Jubiläen historischer Ereignisse dienen häufig sowohl der Vergegenwärtigung als auch der kritischen Durchdringung komplexer geschichtlicher Entwicklungen. Gedenkveranstaltungen werden nicht selten zu Schaubühnen, die auch einem breiteren interessierten Publikum Einblick in die Werkstätten historischen Forschens geben. Runde Jahreszahlen werden so zu Spotlights, die Licht auf vergessene oder verdrängte geschichtliche Ereignisse werfen und sie dem Dunkel des Gestrigen entziehen. Diese historischen Feiertage nutzen Autoren und Verlage, aber auch Akademien und Einrichtungen der Erwachsenenbildung zur gewinnbringenden Schärfung des historischen Bewußtseins. Aber auch wissenschaftliche Preisausschreiben sind ein beliebtes, motivierendes Mittel, durch Forschung die eigene Geschichte und Identität zu erhellen.

Die Evangelische Landeskirche in Baden hat ein Preisausschreiben ausgelobt, um Aspekte kirchlichen und religiösen Handelns in revolutionären Zeiten erforschen zu lassen. Das erfordert einen gewissen Mut. Denn nicht selten fördern sorgfältige und kritische Quellenstudien auch Tatsachen zutage, die dem bisher gepflegten Geschichtsbild widersprechen. Doch diese kritische Rekonstruktion der Vergangenheit ist eben eine spezifische die Aufgabe der historischen Zunft.

Das aner kennenswerte Preisausschreiben, dessen Ergebnis wir heute feiern, hat ein historisches Vorbild. Vor fast genau 150 Jahren, am 5. Juni 1849, forderte der Central-Ausschuß für Innere Mission öffentlich zur Abfassung einer Schrift auf, „welche vom evangelisch-christlichen Standpunkte, mit Vermeidung politi-

*scher Parteifärbung, die socialen Zeitfragen beleuchte, um dem Geiste sittlicher Verworfenheit zu begegnen, welcher in Hinsicht auf die Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens ihm in der Tagespresse als der herrschende erschienen war.*<sup>2</sup> Als Preisrichter fungierten Persönlichkeiten aus Baden, Vorpommern, aus Quedlinburg, Erlangen und Bremen. Bis zum November 1849 trafen insgesamt 32 Schriften beim Central-Ausschuß ein. Die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Haus zu Horn bei Hamburg“, die von J. H. Wichern herausgegeben wurden, nannten am 27. Juni 1850 den Sieger des Wettbewerbs: Dekan Sixt Carl Kapff (1805-1879) zu Herrenberg in Württemberg. Seine Schrift erhielt indes nicht die volle Preissumme, sondern nur die Hälfte und mußte für den Druck überarbeitet werden. Schließlich erschien die überarbeitete Fassung 1851 in der Hamburger Agentur des Rauhen Hauses.<sup>3</sup>

Zwei offensichtliche Parallelen der beiden Wettbewerbe aus den Jahren 1849 und 1999 sind offensichtlich: In beiden Fällen schrieb eine kirchliche Institution den Wettbewerb aus. Und damals wie heute wurde der erste Preis nicht vergeben. Diese beiden Parallelen treten indes gegenüber den erheblichen Unterschieden zwischen den beiden Preisausschreiben in den Hintergrund. Ich nenne ihnen drei Differenzen, die auch andeuten, wie sich der Umgang mit der Historie durch den Abstand zum geschichtlichen Ereignis verändert.

1. 1849 forderten die revolutionären Ereignisse zahlreiche christliche Zeitgenossen auf, sich zur gestellten Preisfrage zu äußern. 150 Jahre später ließen sich nur wenige kirchengeschichtlich Interessierte dazu bewegen, sich mit einem Aspekt des vorgegebenen Themas zu beschäftigen.



2. 1849 ging es darum, aus der Perspektive einer spezifischen Ausprägung evangelischen Christseins Gründe für den Ausbruch der Revolution zu benennen und Antworten zur Lösung der sozialen Fragen zu formulieren. 1999 fragen wir selbstkritisch nach der Rolle und dem Beitrag von Kirche und Religion im historischen Kontext 1848/49.
3. Bei der Inneren Mission ging man davon aus, daß die revolutionären Erhebungen zu verurteilen sind und in den Kontext dessen gehören, was man den Folgen gesellschaftlicher Verwilderung zuschrieb. Diesen sollte durch die Rechristianisierung der Gesellschaft Einhalt geboten werden. 1999 werden die Ursachen und Folgen der Revolution differenzierter als soziales und geschichtliches Phänomen betrachtet. Der evangelisch-christliche Standpunkt, den die innere Mission forderte, ist vor allem einer historischen Perspektive gewichen, die ihrerseits aber auch nicht voraussetzungslos fragt. Doch hat sich – auch als Folge der Revolution – der Ausgangspunkt der Analyse geändert.

Ich komme zum Preisausschreiben von 1849 zurück. Die ausgezeichnete Schrift von Dekan Kapff, der immer wieder mit medizinischen Begriffen argumentierte, meint den „Erreger“ der Revolution eindeutig identifizieren zu können. Der Württemberger Kapff erklärt: *„An der Revolution in Baden hat die meiste Schuld das Beamtenhum und das Pastorat, das letzte am meisten; wie oft konnte man die Herren auf den Kegelbahnen sehen, statt in ihrem Beruf.“*<sup>4</sup>

Für Kapff hat die zurückliegende Revolution weltgeschichtlich die Ausmaße des Erdbebens von Lissabon aus dem Jahr 1755. In die Geister sei der Sturm gefahren und *„in den Herzen war das Beben, von Wuth bei den einen, von Angst bei den andern.“* Die Eichen Deutschlands bebten unter den Schlachtrufen nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und *„die deutsche Treue wankte, aus vielen Herzen ward sie weggeschwemmt.“* Dieses Getöse habe den Namen „Republik“ getragen.

Mit dieser Beurteilung der Revolution von 1848/49 stand Kapff nicht allein. Auch in anderen Teilen Deutschlands, quer durch die konfessionellen Prägungen und die Frömmigkeits-

formen übersteigend teilten Theologen die Ansicht des Pietisten Kapff. Desgleichen waren in Baden diese Ansichten weit verbreitet. Es entbrannte ein Streit um die Zukunft, bei dem Religion und Revolution auf vielfältige Weise in Beziehung traten.

Im Folgenden möchte ich Ihnen zunächst ein südbadisches Beispiel vorstellen, das dieser revolutionsfeindlichen Fraktion angehörte, nämlich den erweckten Pädagogen Christian Heinrich Zeller. Er sah, wie etwa auch der badische Erweckungsprediger Alois Henhöfer, in der Revolution das Gericht Gottes über die verderbten gesellschaftlichen Zustände. Nach dem Beispiel Zeller will ich dann auch solchen Stimmen Gehör verschaffen, die sich offener und teilweise differenzierter den Herausforderungen demokratischer Aufbrüche stellten. Das wird am Beispiel des Mappacher Pfarrverwesers Friedrich Raupp und des Lörracher Stadtvikars Schellenberg erfolgen.

Beide Fraktionen stritten um die Gestaltung von Zukunft, beide Gruppen riefen nach Freiheit. Doch das geschah von völlig unterschiedlichen Positionen aus, die ich ihnen nun nach meiner Einleitung im 2. und 3. Abschnitt darstellen möchte, bevor ich 4. zusammenfasse und vergleiche.

## 2. DIE REVOLUTION ALS ZEICHEN DES GERICHTS GOTTES

Der Württemberger Christian Heinrich Zeller (1779–1860)<sup>5</sup> schlug nach dem Studium der Rechtswissenschaften in Tübingen eine pädagogische Laufbahn ein, die ihn über Stationen in der Schweiz im Sommer 1820 nach Schloß Beuggen bei Rheinfelden führte. Nach längeren Verhandlungen hatte der Basler Verein der Freiwilligen Armen-Schullehrer-Anstalt das alte und verkommene Schloß vom badischen Großherzog Ludwig pachten können, um dort Armeschullehrer auszubilden und arme Kinder zu erziehen. Diese pädagogische Einrichtung gehört in den Kontext der Basler Christentumsgesellschaft und setzte sich zum Ziel, anlog zur Heidenmission für eine innere Mission zu arbeiten. Die Kinder erhielten eine pietistische Erziehung und sollten dadurch zu ordentlichen Bürger sowohl des weltlichen als



auch des himmlischen Reiches gemacht werden. Ein wesentliches Erziehungsziel war demnach die Disziplinierung der Kinder. Im Mittelpunkt des Unterrichts stand die biblische und religiöse Unterweisung. Die Armenschullehrer wurden in einem erweckt christlichen Sinne ausgebildet und als Dorfschullehrer in arme Gemeinden gesandt. So wurden sie auch zu Multiplikatoren der Zellerschen Pädagogik und Theologie. Was aber sind die Hauptmerkmale dieser Theologie und Pädagogik?

Zeller lebte und lehrte in einer aktuellen Reich-Gottes-Erwartung. Wie viele andere Erweckte glaubte auch er, das Kommen des Heilands stehe nahe bevor. Doch verwahrte er sich gegen Zahlenspekulationen und allzu konkrete Beschreibungen dieses Ereignisses. In diesem Sinne erklärte er etwa auf Anfrage gegenüber dem Basler Frauenhilfsverein, daß es nicht darum gehe, das Reich Gottes anhand menschlicher Phantasien zu beschreiben. Auskunft könne hierfür nur das Wort Gottes geben, dessen Zentrum die Botschaft vom Reiche Gottes sei. Darum müsse die Botschaft vom Reich Gottes auch der Mittelpunkt aller christlichen Verkündigung sein. Von dieser biblizistischen und eschatologischen Perspektive aus beurteilte er die Geschichte und die Zeitereignisse in ihrem Verhältnis zum Reich Gottes.

Die Lehren vom Reich Gottes oder genauer die Lehre vom tausendjährigen Reich Gottes, wie man sie im Anschluß an die Johannes Offenbarung Kapitel 20 in der Kirchengeschichte formulierte, nennt man Chiliasmus. Chiloi bedeutet griechisch Tausend. Dahinter verbirgt sich die Erwartung eines tausendjährigen Reiches Gottes auf Erden. Über die Form und die Gestaltung, über den Zeitpunkt und diejenigen, die in dieses Reich aufgenommen werden sollen, herrschte unter den Erweckten des 19. Jahrhunderts Streit. Vor allem zwei Lager standen sich gegenüber: Da gab es zum einen die Annahme, die Wiederkunft des erwarteten Christus erfolge vor dem tausendjährigen Reich. Diese Meinung war vor allem bei denjenigen zu finden, die die Welt als dermaßen verderbt ansahen, daß allein Christus eine Rettung bringen könne. Diese Gruppen zogen sich dann weithin zurück und kümmerten sich allein um ihr Seelenheil. Man nennt sie Premillenaristen. Pre bedeutet vor und

millenium Tausend. Also: Christus kommt pre (vor) dem tausendjährigen Reich.

Die andere Gruppe, zu der auch Zeller oder Henhöfer gehören, vertritt die Ansicht, erst nach (also post) dem tausendjährigen Reich komme Christus. Und bis dahin gelte es, möglichst viele Seelen zu retten und durch innere und äußere Mission auf dieses Kommen des Reiches Gottes vorzubereiten. Die Postmillenaristen wie Zeller legten nun anders als die Premillenaristen imposante diakonische und missionarische Initiativen vor, wie etwa die Einrichtung in Schloß Beuggen. Ohne diese postmillenaristische Weltsicht hätte es im 19. Jahrhundert wohl kaum einen solchen Aufbruch diakonischer und sozialfürsorglicher Werke geben können. Man darf darüber spekulieren, wie heute Diakonie aussähe, wenn sich nicht im vergangenen Jahrhundert zahlreiche Männer und Frauen durch ihre postmillenaristische Frömmigkeit hätten bewegen lassen.

Welche Bedeutung hat nun diese Weltsicht für die Auseinandersetzung mit der Revolution 1848/49? Zur Beantwortung dieser Frage muß man Zellers Geschichtsauffassung heranziehen. Dabei wird ersichtlich, daß Zeller die Heilsgeschichte in drei große Zeiträume aufteilt und sich selber in der Zeit des göttlichen Gerichts über die verderbte Menschheit sieht, wie er an den Basler Frauenhilfsverein 1835 schrieb: *„Das Gericht des Herrn über diese abgefallene Christenheit können wir noch erleben, u. wahrscheinl. auch noch das Gericht über das letzte Weltreich, seine letzte Hauptveränderung u. Verfassung. Vielleicht auch noch die Bindung des Satans, wenigstens die jüngeren unter uns; obgleich dieses Ereignis nur in der unsichtbaren Welt geschehen, und in der sichtbaren nur in seinen Wirkungen erkannt wird.“*<sup>6</sup> Als sich 1848/49 schließlich auch in Baden und anderswo die Revolution erhob, wurden Zellers Erwartungen erfüllt und die Aufstände als Gericht Gottes interpretiert: Es sei das erwartete und erhoffte Gericht über das Christentum, das seit der Aufklärung großen Schaden erlitten habe, und über die Staaten, die sich von der französischen Revolution infiziert, demokratischen und republikanischen Bewegungen geöffnet hätten. Auch neue Kirchenverfassungen verurteilte Zeller scharf. Dem gesellschaftlichen und religiösen Verfall



maß er universellen Charakter bei und er erklärte: „*Der Abfall ist ein religiöser, bürgerlicher, kirchlicher und häuslicher unter den Ungläubigen aller Religionen und Völker, und erstreckt sich bereits über die ganze Erde. Der religiöse Abfall ist der Abfall von dem lebendigen Gott und seiner Offenbarung, wie Er sich unter den ungläubigen Christen durch den Rationalismus und Pantheismus in Verachtung und Feindschaft gegen die Bibel und den Bibelglauben*“ breitmacht.<sup>7</sup> Neben dem Christentum seien auch das Judentum und der Islam vom Abfall erfaßt und es drohe eine willkürliche und indifferente Weltreligion.

Die Revolution von 1848/49 stellte Zeller in die Reihe all der Aufstände, die sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ereignet hatten. Diese Kette der Empörungen ist für Zeller unmißverständliches Zeichen des nahen Gerichtes Gottes und ein Ergebnis des gesellschaftlichen Verfalls, den Zeller in seinen schriftlichen Beiträgen immer wieder in den dunkelsten Farben ausmalte. Dazu zählten auch die Anliegen der konstitutionellen Monarchisten und der Demokraten. Sie wurden von Zeller abgelehnt, weil sie der göttlichen Schöpfungsordnung widersprächen. Seine harte Haltung demokratischen Bestrebungen gegenüber erstaunt insofern, als Zeller doch einige Jahre in der republikanischen Schweiz gelebt und gewirkt hatte. Doch anstatt hier positive Anregungen aufzunehmen, distanziert sich Zeller von den Eidgenossen und zählt sie zu den Ländern, „*die entweder durch den leicht erregbaren und beweglichen Charakter ihrer Bewohner, oder durch ihre republikanische Verfassung, welche unter allen Verfassungen die beweglichste ist, oder durch die vermischte und bunte Beschaffenheit ihrer Nationalitäten und Confessionen, oder durch oberflächliche Bildung der Tonangebender der Verführung*“ geprägt seien.<sup>8</sup> Hinter dieser antirepublikanischen Haltung und der implizierten Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen der Schweiz dürfte Zellers Erschrecken über die konfessionellen Spannungen in der Schweiz, die in den Sonderbundskrieg (1847) mündeten, stehen.

Zukunft ist für Zeller jene Zukunft, die sich anhand des biblischen Zeugnisses, und hier im Besonderen mittels der Offenbarung des Johannes erwarten läßt. Es ist nicht die Zukunft eines

demokratischen Gemeinwesens. Nein, wahre Zukunft, also Zeit zum Reich Gottes hin, wird es nur in einem rechristianisierten Staat geben, der auf der alten Ständeordnung basiert. Demokratische Bestrebungen hingegen wurden als Abfall von der göttlichen Schöpfungsordnung interpretiert und damit verworfen. Freiheit ist nicht die Freiheit der Demokratie, sondern die Freiheit von der Welt und ihren Begehrlichkeiten, eben Freiheit für das Reich Gottes. In diesem Sinne wirkte Zeller als Pädagoge und als erweckter und antidemokratisch gesinnter Publizist in den Monatsblättern aus Beuggen.

### 3. DEMOKRATISCHE SYMPATHIEN IM MARKGRÄFLERLAND

Die Sympathie für die Revolution kostete manchem Pfarrer nach 1849 Kanzel und Brot. Diverse Geistliche hatten in den nachrevolutionären Jahren dafür zu büßen, daß sie sich nicht so eindeutig wie ein Zeller oder ein Henhöfer auf die Seite der Monarchisten und Antidemokraten gestellt hatten. Im Kirchenbezirk Lörrach gab es einige solcher Kleriker, die sich in den Augen des Oberkirchenrates verdächtig gemacht hatten und deswegen aus ihren Stellen entfernt worden waren. Im historischen Rückblick werden indes nicht immer die eigentlichen Gründe für die jeweiligen Zwangsversetzungen und Amtsenthebungen ersichtlich. Manchmal scheint es, als habe der Evangelische Oberkirchenrat nur um des lieben Friedens willen in den jeweiligen Gemeinden zu Ungunsten der Pfarrer interveniert. Als Beispiele wären hier die beiden Theologen Raupp und Schellenberg zu nennen.

Friedrich Ludwig Raupp (1814–1899)<sup>9</sup>, der seit 1844 Pfarrverweser in Mappach und Wintersweiler (Kirchenbezirk Lörrach) gewesen war, wurde im Oktober 1849 ins Nordbadische versetzt, weil ihn die Bürgermeister der beiden Dörfer immer wieder angeschwärzt hatten. In seinen erhaltenen handschriftlichen Lebensaufzeichnungen zählt sich Raupp zu den Theologen, die offen, aber gemäßigt für freiheitliche Reformen agierten. Er war ein Anhänger einer parlamentarischen Ordnung und engagierte sich bei dem Versuch, Staat und Kirche zu trennen. Allein deswegen hätte er aber wohl kaum im Mappacher Bürgermeister einen heftigen



Widerstreiter gefunden, zumal dieser ihm längere Zeit sehr wohl gesonnen war und hoffte, eine seiner beiden heiratsfähigen Töchter mit dem noch unverheirateten Pfarrverweser zu vermählen. Doch als plötzlich die bis dahin geheim gehaltene, in Freiburg sich für den Pfarrhaushalt vorbereitende Wollbacher Verlobte Raupps, Agnes Mörlin, auftauchte, war es mit dem scheidlich-friedlichen Nebeneinander von Pfarrer und Bürgermeister vorbei und ein innerdörflicher Kleinkrieg entbrannte.

Raupp zählte also zu den besonnenen Anhängern von Reformen, der mit seinen Landsleuten hart ins Gericht ging und schon 1848 ein frühes Zwischenfazit der Revolution notierte: *„Es hat sich leider gezeigt, wie wenig unser characterloses Volk noch reif ist, als ein tüchtiges Volk größere Freiheit zu genießen, am allerwenigsten reif zur Republick. Nicht Vaterlands- nicht Freiheitsliebe entschied seine Handlungsweise, sondern die Gewalt der Umstände u. der Eigennutz. Daß dies jedoch nur von der größern Mehrzahl gilt, versteht sich von selbst... Eine weitere schlimme Erscheinung ist die durch einen großen Theil der Bevölkerung hindurch gehende Falschheit u. Heuchelei, in Folge derer kein Nachbar mehr dem andern traut. Die letzte Quelle hie von ist indeß (wenigstens im Oberland) der Eigennutz u. die Selbstsucht in Verbindung mit tief gesunkener Religiosität, die innere Herzensfrömmigkeit ist unter äußerer Beobachtung religiöser Formen zu Grunde gegangen.“*<sup>10</sup> Vielleicht deutet diese Äußerung schon auf ein entscheidendes Ereignis hin, das Raupp kurz nach seiner Versetzung widerfuhr: Als südbadischer Exulant im nordbadischen Ittersbach erlebte Raupp schließlich eine Bekehrung.

Die Bekehrung blieb bei einem anderen versetzten Sympathisanten der demokratischer Reformen aus. Der von Lörrach nach Buchen versetzte Vikar Schellenberg machte dafür eine überdurchschnittliche kirchliche Karriere. Karl Friedrich Reinhard Schellenberg (1814–1890)<sup>11</sup> stieg nämlich trotz dieser Versetzung kontinuierlich bis zum Geheimen Oberkirchenrat (1877) auf und gilt als bedeutender Repräsentant der Badischen Landeskirche in den 1870er und 1880er Jahren.

Doch was geschah 1848/49 in Lörrach und was verbirgt sich hinter dem sogenannten Fall

Schellenberg? Schellenberg kam durch Predigten und andere Äußerungen in den Verdacht, sich auf die Seite der Revolution geschlagen zu haben. Diese Vermutung versuchten seine Gegner durch polizeiliche Untersuchungen und Vernehmungen zu erhärten, was ihnen letztendlich nicht gelang. Zwar wurde Schellenberg versetzt, doch ging es dabei vor allem darum, die Situation in Lörrach zu entschärfen und man versuchte Schellenberg aus dem Einflußbereich demokratisch denkender Freunde zu entziehen.

Die obrigkeitlichen Untersuchungen zeigen nämlich vielmehr, daß Schellenberg allenfalls zu den Befürwortern von gemäßigten Reformen zu zählen sei. Dem aufrührerischen revolutionären Vorgehen mancher Zeitgenossen stellte Schellenberg den steten Weg der Reform entgegen. Auf diese Weise sollten sich innere sowie äußere Freiheit gleichermaßen und kontinuierlich entwickeln und sowohl intellektuelle als auch soziale Formen ausbilden. Dabei muß die äußere von der inneren Freiheit ausgehen, deren Basis ein recht verstandenes Christentum ist, was Schellenberg mit zahlreichen biblischen Belegen zu stützen trachtete. Doch unterscheidet sich seine Auslegung der Bibel erheblich von Zeller.

Von dieser bisher skizzierten Grundlegung aus wandte sich der Lörracher Stadtvikar vehement gegen die Ansichten zahlreicher radikaler Revolutionäre. Dabei dachte er möglicherweise an Johann Friedrich Neff (geb. 1821), der aus dem nahegelegenen Rümplingen stammte und 1849 in Freiburg standrechtlich erschossen wurde. Neff nämlich wollte die Religion als Feind der Freiheit und Demokratie abschaffen.<sup>12</sup> Er äußerte sich gegenüber den „Pfaffen“ in polemischen Pamphleten und forderte die Auflösung des Christentums zugunsten einer vernunftbetonten Religion des Sozialismus. Schellenberg dürfte schon allein aufgrund der lokalen Gegebenheiten Neffs religiöse Ansichten gekannt haben, die darauf hinausliefen, jegliche Transzendenz aufzuheben, und die an die Religionskritik der französischen Aufklärung anknüpften. Als Konsequenz daraus ergab sich für Neff die Beseitigung der Geistlichen. Nur dann könne eine freie und gerechte Gesellschaft Realität werden. Neff ging von einem baldigen Sieg der sozialistischen Religion über das



Christentum aus. Die Revolutionäre sind für ihn die neuen Apostel, „*wie des großen Republikaners Christus, gemeine Leute, arme Handwerker. Sie tragen diese Religion mit ihren Felleisen in alle Weltgegenden. Und wo sie ihr Felleisen abstellen, finden sie den Bruder und wenn er bedrängt ist, kämpfen sie mit ihm und sterben mit ihm*“.<sup>13</sup> Die sozialistische Religion komme nicht wie das Christentum demütig daher, sondern mit Kraft. Darum werde sie den Sieg über das Christentum erlangen. Diese Gedanken Neffs lassen verständlich werden, warum es vonseiten der Pfarrer und der Anhänger der christlichen Kirchen zu harten und ablehnenden Urteilen gegenüber den Revolutionären kam.

Schellenberg lehnte eine solche Meinung entschieden ab und schlug einen entgegengesetzten Weg zur Freiheit vor: Nur mittels der christlichen Religion und einer von ihr geprägten Vernunft sowie durch eine daraus resultierende Sittlichkeit lasse sich eine freiheitliche gesellschaftliche Ordnung verwirklichen. Deshalb intendierte der Vikar – anders als Zeller etwa – eine religiöse Erziehung zur Freiheit. Von daher wird auch sein partielles Verständnis und sein Einsatz für die Revolutionäre verständlich. Die siegreichen Regierungen forderte er darum auf, maßvoll und mit Bedacht gegen die Revolutionäre vorzugehen, und erklärte, es könne nun nicht mehr das Ziel sein, Unrecht mit Unrecht zu vergelten. Schließlich hätten diese – zwar mit falschen Mitteln – ein durchaus berechtigtes Anliegen vertreten. Daran schloß sich der Appell an die Obrigkeit an, die politischen Forderungen des Volkes rasch zu erfüllen.

Schellenberg erweist sich in seinen Predigten als Anhänger des Parlamentarismus und der konstitutionellen Monarchie. Freiheit resultiert für ihn aus den Grundprinzipien des Christentums und ist nur auf dieser Basis realisierbar und lebensfähig. Einerseits bringt er ein gewisses Verständnis für die Aufständischen auf, verwirft aber andererseits ihre Methoden als unsachgemäß und untauglich. Für ihn sind die jüngsten Zeitereignisse Prüfungen. Er spricht also nicht wie Zeller vom Gericht. Der Stadtvikar kann zwar im Kontext der Aufstände auch von Strafe reden, doch wird diese mit einer konstruktiven und positiven Sicht der

politischen und sozialen Zukunft verbunden. Durch die Interpretation der historischen Ereignisse als Prüfungen werden die Anliegen der radikalen Demokraten nicht einfach als widergöttlich denunziert, sondern nach ihrem Recht gefragt. Schellenberg erkannte hier für das Christentum und die Religion eine politische Zukunftsaufgabe: die Realisierung von Freiheit und Demokratie. Damit unterschied er sich erheblich von zahlreichen badischen Amtsbrüdern und wurde auffällig. So wird auch verständlich, warum Schellenberg immer heftigeren Vorwürfen in der Stadt Lörrach ausgesetzt war.

#### 4. UNTERSCHIEDE UND GEMEINSAMKEITEN

Ausgehend von einer erweckten kulturpessimistischen und gesellschaftskritischen Basis entwickelte Zeller mittels seiner postmillenaristischen Sichtweise ein religiös begründetes antirevolutionäres Programm zur Rettung und Erneuerung der Gesellschaft. Der Postmillenarismus ist dabei eine hermeneutische Konzeption zur Deutung historischer Entwicklungen und Prozesse. Diese heilsgeschichtliche Interpretation von Bibel, Geschichte und Gegenwart eröffnet Zeiträume für ein zielgerichtetes Handeln. Indem nämlich zwischen der Gegenwart und der letzten Wiederkehr Christi eine Zwischenzeit geglaubt wird, tut sich eine motivierende Zeitspanne auf für die sogenannte Reich-Gottes-Arbeit.

Die Geschichte erhält in dieser Perspektive eine teleologische Qualifizierung, das heißt die Geschichte läuft auf ein Ziel hin, das heilsgeschichtlich definiert ist. Daraus resultiert die Vermittlung normativer Kategorien, die eine moralisch-politische Ausrichtung des individuellen und sozialen Handelns ermöglicht. Maßgebliches Kriterium ist hierbei die Frage, ob die Praxis der Verwirklichung des Reiches Gottes zuträglich sei oder nicht. Diese normative Orientierung bildete bei Zeller eine wesentliche Grundlage seiner Pädagogik in Beuggen und diente der Beurteilung politischer und gesellschaftlicher Zustände. Dieses gesellschaftsanalytische Modell forderte keine strukturellen Veränderungen in der Gesellschaft, sondern engagierte sich vielmehr für eine



Restauration und Festigung der überkommenen patriarchalischen politischen Ständeordnung. Die restaurative Rückbesinnung sollte Zukunft ermöglichen. Damit arbeitete dieser Frömmigkeitstyp zwar eindeutig den politisch konservativen und überwiegend monarchistisch denkenden fortschrittsfeindlichen gesellschaftlichen Kräften zu. Aber er konnte auch aufgrund der Reich-Gottes-Erwartung herrschaftskritische Töne anstimmen und ein wichtiges soziales Rettungsnetz knüpfen. Mit Blick auf die Folgen dieser Haltung muß indes festgehalten werden: Die konservative politisch-theologische Koalition hat dafür gesorgt, daß liberale und demokratische Bestrebungen in Deutschland für lange Zeit mehr oder weniger zum Schweigen gebracht wurden. Zeller und mit ihm andere, wie etwa Henhöfer, standen eindeutig in der Tradition einer in ihrer Geschichte und Auslegung nicht unproblematischen lutherischen Lehre von der Obrigkeit, für die die paulinische Wendung „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott angeordnet“ unumstößlich politische und gesellschaftliche Konsequenzen zeitigte und der Stabilisierung – auch der innerkirchlichen – Machtverhältnisse diene. In diesen Zusammenhängen wurde Religion als Mittel der Disziplinierung funktionalisiert und als Motto hatte Henhöfer den Satz geprägt: „Glaubige Leute sind nicht revolutionär“.

Am Beispiel Schellenbergs konnte gezeigt werden, wie sich ein Anhänger des Konstitutionalismus für einen vernünftigen und gemäßigten Ausbau der parlamentarischen Verfassung einsetzte. Dabei spielten Eschatologie und Chiliasmus keine Rolle. Schellenberg zählt damit zur Gruppe der amillenaristischen Theologen des 19. Jahrhunderts. Die Gestaltung von Zukunft basiert hier zwar auf christlichen Prinzipien, doch erhalten diese keine primär normative, sondern eher orientierende Funktion. Der Ausbau persönlicher und politischer Freiheit als Aufgabe für Gegenwart und Zukunft erfolgt nicht anhand eschatologischer Kategorien, sondern ist ein Prozeß rationalen Kalküls. Damit bekommen historische Entwicklungen auch beim Stadtvikar ein Ziel: die Demokratisierung der Gesellschaft.

Bei Schellenberg liegt somit eine Art säkularisierter Eschatologie vor. Von daher rührte sein Interesse an einer Öffnung für ein christlich begründetes liberales Gedankengut in Politik, Kirche und Theologie. Als Vorsitzender des Lörracher bürgerlichen Lesevereins fand er die Gelegenheit, in diesem Sinne kulturelle und politische Bildung zu vermitteln und seine Theologie vor den Fragen der Gegenwart zu formulieren. In diesem Kontext konnten Religion und Theologie emanzipatorisch wirken.

Neben diesen Differenzen zwischen den vorgestellten drei badischen Beispielen sind auch Parallelen zu nennen. Zum einen forderten alle – zwar mit unterschiedlichen Vorzeichen – eine Besserung und Neuorientierung des Christentums und der Gesellschaft. Damit knüpfen sie alle drei an zentrale Anliegen der Aufklärung an und greifen zur Realisierung des Projekts einer Vervollkommnung der Gesellschaft und des Christentums auf deren Werkzeuge zurück. Dabei steht eine zweckorientierte Bildung und Erziehung im Mittelpunkt. Zum anderen hatte sie der Streit um die Zukunft, der zugleich auch ein Streit um die politische Freiheit war, in Wort und Schrift herausgefordert und sie nutzten das gedruckte Medium zur Verbreitung ihrer Anschauungen, was besonders bei Zeller augenscheinlich wird. Schließlich versuchten alle drei, anhand des biblischen Zeugnisses die Zeitgeschehnisse zu interpretieren. Hier fielen – wie dargestellt – die Ergebnisse freilich äußerst unterschiedlich aus. Einig war man sich allerdings in der Verurteilung aller radikalen Demokratisierungsversuche.

Dr. theol. Thomas K. Kuhn ist Lehrbeauftragter und Oberassistent für Theologiegeschichte 19. und 20. Jahrhundert am Theologischen Seminar der Universität Basel.

#### Anmerkungen

- 1 Rede des Preisträgers anlässlich der Preisverleihung zum wissenschaftlichen Preisausschreiben „Der Ruf nach Freiheit. Die Evangelische Kirche in der Revolution 1848/49“ am 11. Juni 1999, im Evangelischen Oberkirchenrat Karlsruhe. Der Beitrag zum Preisausschreiben wird im April 2000 in der „Zeitschrift für neuere Theologiegeschichte“ unter dem Titel „Der Streit um die Zukunft. Religion und Revolution in Baden 1848/49“ erscheinen. Dort auch weitere bibliographische Hinweise.



- 2 Sixt Carl Kapff, Die Revolution, ihre Ursachen, Folgen und Heilmittel, dargestellt für Hohe und Niedere, Hamburg 1851, Vorwort, S. V.
- 3 Siehe dazu die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Haus zu Horn bei Hamburg“, Serie 7 (1850), S. 214 f. Im Archiv des Diakonischen Werks der Evangelischen Kirche in Deutschland e. V., Berlin (Bestand CA, P 7, I) sind die Akten der Durchführung des Preisausschreibens mit den vorhandenen Begleitschreiben der Bewerber und die Beurteilungen der eingereichten Arbeiten gesammelt. Die eingesandten Arbeiten fehlen in der Regel.
- 4 Kapff, Revolution, S. 50.
- 5 In meinem im Entstehen begriffenen Habilitationsprojekt „Die sozialen Herausforderungen der modernen Welt. Studien zum diakonischen Gedanken in der Christentumsgeschichte der Neuzeit“ widme ich C. H. Zeller ein Kapitel.
- 6 Abschrift im Staatsarchiv Basel: Privatarchiv 653, J 13.
- 7 Zeller an den Frauenverein Basel 1837, siehe Anmerkung 6.
- 8 Zeller im „Monathsblatt von Beuggen“ 17 (1845), S. 55.
- 9 Siehe dazu Thomas K. Kuhn, Strafversetzt und bekehrt. Die Folgen der 1848/49er Revolution für Pfarrer Friedrich Ludwig Raupp (1814-1899), erscheint in Kürze im Deutschen Pfarrerblatt.
- 10 Raupp, Tagebuch, S. 50 f. Das Tagebuch befindet sich in Privatbesitz.
- 11 Siehe dazu Thomas K. Kuhn, Parlamentarische Sympathien zur Unzeit. Der Fall des Lörracher Stadtvikars Karl Friedrich Reinhard Schellenberg (1814-1890), in: Das Markgräflerland Heft 2 (1999), hg. vom Geschichtsverein Markgräflerland e. V., Schopfheim 1999, 87-100.
- 12 Siehe dazu Thomas K. Kuhn, Revolution und neue Religion. Der „rothe Republikaner“ Johann Friedrich Neff aus Rümmingen, in: Das Markgräflerland Heft 2 (1999), hg. vom Geschichtsverein Markgräflerland e. V., Schopfheim 1999, 68-86.
- 13 Johann Friedrich Neff, Beiträge zur Bauernpolitik oder wie dem niedergetretenen Mittelstande wieder aufzuhelfen ist, 1849, S. 50.

Anschrift des Autors:  
 Dr. theol. Thomas K. Kuhn  
 Kirchmättle 4  
 79400 Kandern

# „Das Grab ist Wiege zur Freiheit“

Gedenktafel zur Erinnerung an die Badische Revolution  
mit einem Festakt in der evangelischen Kirche  
Neulußheim eingeweiht

Beim Festakt zur Einweihung der Gedenktafel zur Erinnerung an die Badische Revolution, der wegen einer fehlenden Verstärkeranlage in die evangelische Kirche verlegt werden mußte, begrüßte Martin Braun, zweiter Vorsitzender des Neulußheimer Heimatvereins, die zahlreichen Gäste und hieß besonders Bürgermeister Gerhard Greiner, die Bürgermeisterstellvertreter Rolf Hoppner (Hockenheim) und Dr. Karl-Heinz-Haar (Altlußheim) sowie VHS-Leiter Josef Diller willkommen.

Das Neulußheimer Gemeindeoberhaupt nutzte die Gelegenheit, um mit einem für Geschichtsforscher hochinteressanten Vortrag die Vorgänge um die Badische Revolution und deren Auswirkungen mit den Entwicklungen in der heutigen Zeit zu vergleichen. Für alle, die aber gekommen waren, eine kurzweilige Einweihung einer Gedenktafel zu erleben, wurde die Feierstunde jedoch zur Geschichtsvorlesung mit einer tiefgreifenden Sozialstudie.

Gerhard Greiner ging ausführlich auf die Revolutionereignisse der Jahre 1848/49 ein, zeigte die Zustände auf, die zu diesem Aufstand geführt hatten. Daß die Revolution und der Versuch, einen den politischen und sozialen Forderungen der Zeit entsprechenden nationalen Verfassungsstaat unter freiheitlichem und demokratischen Weg von unten her durchzusetzen, schließlich scheiterte, führte Greiner insbesondere auf das Problem der deutschen Einheit zurück. „Sich erinnern macht nur Sinn, wenn man weiß, wohin man sich erinnern will“, betonte der Bürgermeister und stellte fest, daß der demokratisch verfaßte Rechtsstaat zwischen Individuum und Gesellschaft zu einem historischen Kompromiß geführt habe.

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen schlug Greiner einen Bogen zu den Veränderungen in der heutigen Gesellschaft. Greiner nannte vor allem eine abnehmende Solidaritätsbereitschaft und ein nachlassendes Sozialgefühl als besonders auffällige Entwicklungen. „Wir brauchen eine neue ideologische Offensive, die deutlich macht, daß zur Idee der freiheitlichen demokratischen Gesellschaft auch soziale Pflichten für den einzelnen gehören“, betonte Greiner engagiert und stellte





abschließend fest, daß nur mit einer Erneuerung der Gedanken von damals die Demokratie eine Zukunft haben werde. „Zur sozialen Demokratie gibt es keine freiheitliche Alternative.“

Hermann *Hoffmann*, Mitglied des Heimatvereins, war es vorbehalten, die Gedenktafel vorzustellen. Nach einem Entwurf von Prof. Hans-Martin Erhardt aus Karlsruhe hatte er das Denkmal handwerklich umgesetzt. Im Mittelpunkt der Tafel, die im Umfeld der Friedenslinde von 1871 und dem Gefallenendenkmal des Weltkrieges von 1914/18 an die alte Friedhofsmauer angebracht wurde, steht ein Freiheitsbaum mit Blättern in den schwarz-rot-goldenen Revolutionsfarben und dem badischen gelb-roten Wappen im Wurzelbereich. Die Begriffe „Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe“ umgeben den Baum und erinnern so an die Revolutionsjahre 1848/49.

Hoffmann verdeutlichte, daß das Denkmal zum Ausdruck bringen solle, daß Menschen ihr Leben ließen im Kampf um ein freies und gerechtes Deutschland. „Das Grab des Freiheitskämpfers ist die Wiege zur Freiheit“, betonte Hoffmann und enthüllte unter dem Beifall der Anwesenden die Gedenktafel.

Musikalisch umrahmt wurde der Festakt vom Musikverein „Harmonie“, dem Arbeitergesangverein und dem Vereinigten Männergesangverein. Mit der gemeinsam gesungenen Nationalhymne klang der offizielle Teil der Einweihungsfeierlichkeiten aus, dem sich ein Umtrunk anschloß, der auch dazu genutzt wurde, die vorangegangenen Reden in kleineren Gesprächsgruppen zu diskutieren. og

#### *Zeitungsausschnitt*

# Die Spottkreuzer auf Großherzog Leopold von Baden (1830–1850)

Mit Sicherheit kein Anhänger der alten Ordnung mag jener unbekannte Graveur gewesen sein, den seine radikale politische Auffassung zur Verfälschung eines badischen Einkreuzerstückes des Jahres 1848 veranlaßte, indem er durch Umgravur das Porträt seines Landesherrn, des Großherzogs Leopold, zusätzlich mit einem Henkerstrick versah. Es handelt sich hier um einen jener selten vorkommenden sogenannten Spottkreuzer der badischen Revolutionszeit.

Doch was waren die Ursachen für eine solche Geisteshaltung zum badischen Regenten? – Hochgesteckten Erwartungen nach den siegreichen Befreiungskriegen gegen Napoleon I folgte Ernüchterung und Niedergeschlagenheit in der freiheitlich national eingestellten Bevölkerung durch den als Rückschritt empfundenen losen Zusammenschluß von 41 souveränen deutscher Einzelstaaten im Deutschen Bund durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses im Jahre 1815.

Die sich in den Folgejahren verstärkt artikulierenden Forderungen nach sozialen und verfassungsrechtlichen Reformen, nach politischer Mitverantwortung und Mitsprache, nach Presse-, Lehr- und Meinungsfreiheit sowie Schutz vor industrieller Ausbeutung und wirtschaftlicher Not dokumentieren eine zunehmende Verbitterung im Volk und machten es empfänglich für regierungsfeindliche Parolen.

Die politischen Ereignisse vor und während des Revolutionsgeschehens in Baden fanden, soweit sie Gegenstand der Karikatur waren, ihren Niederschlag fast ausschließlich in bissig-spöttischen Bildkommentaren als Einblattdrucke. Dank der neuen Drucktechnik der Lithographie, konnte kostengünstig der poli-

tisch Interessierte, zeitlich aktuell, über das politische Tagesgeschehen informiert werden. Der Vertrieb dieser Blätter erfolgte, wenn nicht über die Verkaufsstellen der Hersteller (lithographische Anstalten, Bilderbogenproduzenten), über Buchhandel und insbesondere über „fliegende“ Händler.

Während vor 1848 in Deutschland eine konsequent betriebene Pressezensur bis zu ihrer Aufhebung, angesichts gravierender strafrechtlicher Sanktionen, nur versteckte mittelbare Versuche der Karikatur der politischen Verhältnisse bzw. von Einzelpersonlichkeiten zuließ, erlangte diese Form der satirischen Berichterstattung und Kommentierung des politischen Tagesgeschehen mit der erfolgreichen Durchsetzung der „Preß-, Lehr- und Meinungsfreiheit“ am 1.3. 1848 regelrecht den Charakter eines Kommunikationsmediums, das meinungsbildend wirkte.<sup>1</sup> Unabhängig, ob es sich um das Bemühen der in der Frankfurter Paulskirche tagenden Nationalversammlung oder um die Kommentierung der in Mannheim oder in der Residenzstadt Karlsruhe stattfindenden politischen Ereignisse handelt, alles fand seinen Niederschlag in politisch-satirischen Druckgraphiken. Als Aufgabe der Satire wurde es verstanden, „Irrungen und Verkehrtheiten des Staatslebens und der politischen Parteien in ihrer ganzen Blöße darzustellen und so auf deren Besserung und Veredelung einzuwirken“.<sup>2</sup>

Ironie, beißender und verletzender Spott und Anfeindungen in einer z. T. erstaunlichen künstlerischen Vielfalt und Qualität dokumentieren die Auseinandersetzungen der sich bekämpfenden politischen Lager. Ihre Schranken fand die Karikatur, der damals in Baden als



neue Kunstgattung kein verfassungsrechtlicher Schutz zugebilligt wurde, stets dort, wo die Person des Großherzogs, die staatliche Ordnung Ziel dieser verunglimpfenden Satire war. Nur die Anonymität schützte hier den Urheber vor Strafverfolgung und empfindlichem Strafmaß.

Während die existierenden graphischen Karikaturen zum badischen Revolutionsgeschehen weitestgehend erfaßt und beispielhaft dokumentiert sind,<sup>3</sup> ist das weitgehende Fehlen satirischer Münzen und Medaillen Ursache, daß dieses numismatische Randgebiet, thematisch bezogen auf die badische Revolution, noch nicht umfassend bearbeitet wurde. Entsprechendes gilt generell für Spott und Satire in der Numismatik.<sup>4</sup>

Dieser Aufsatz soll ein erster Versuch der thematischen Bearbeitung von Spott und Satire auf Münzen des Großherzogtums Baden zur Zeit der 1848/49 Revolution sein.

Im Gegensatz zu Frankreich, das seit Napoleon I, vor allem aber unter Louis Napoleon, dem späteren Napoleon III, ab 1848 geprägte Münzen und Medaillen als geläufiges politisches Propagandamittel mit fast schon kommerziellem Charakter einsetzte,<sup>5</sup> fehlt in Deutschland ein solches Propagandamedium. Zwar gaben die Ereignisse der Völkerschlacht von Leipzig im Jahre 1813 Veranlassung zur Prägung zahlreicher, den Sieg glorifizierender Erinnerungsmedaillen und Jetons, die eine weite Verbreitung in einer von vaterländischer Begeisterung erfaßten Bevölkerung fanden, doch waren Münzen und Medaillen als satirisches Stil- und Propagandamittel, nicht zuletzt aufgrund der strengen Zensurbestimmungen, nahezu unbekannt.

So finden sich im Deutschland der Jahre 1848/49 nur vereinzelt Medaillen mit revolutionären Devisen und Bildinhalten, d. h. einer speziellen thematischen Ikonographie, die aber ohne nachweislichen Bezug zur badischen Revolution stehen.<sup>6</sup>

Die Satire entfaltet nur dann ihre politische Wirkung, wenn sie zeitnah, in ihrer Bildsprache allgemein verständlich und situationsbezogen wirken kann. Angesichts der nur eingeschränkt vorhandenen schriftlichen zeitgenössischen Quellenlage ist eine Interpretation der vorliegenden badischen Spottmünzen nur bei eindeutigen Motiven und Kenntnis der histori-



1 Kr. 1849 „Leopold mit Henkerstrick“



6 Kr. 1833 „Leopold als Friedrich Hecker“



1 Kr. 1831 „Hundskopf mit Halsband“



1 Kr. 1846 „Leopold mit preuss. Offiziersmütze“



1 Kr. 1849 „Leopold mit Fuchs“



1 Kr. 1851 „Leopold mit Schwesternhaube“

schen Hintergründe möglich, ansonsten aber als ein erster Deutungsversuch des Verfassers zu interpretieren.

Die politische Rolle des badischen Großherzogs Leopold in den Jahren vor und nach der gescheiterten Revolution läßt sich umschreiben als die eines dem Metternichschen politischen System verhafteten Monarchen, der den liberalen und radikal demokratischen Strömungen und Forderungen weitgehend ablehnend gegenüberstand. Politische Fehlentscheidungen und -einschätzungen, wie die Verhängung des Kriegsrechts über Mannheim, die vom Deutschen Bund erbetene Verlegung auswärtiger Truppen in das zugegeben unruhige, republikanisch-gesinnte Mannheim im April 1848 und ab September 1848, erhitzten die Gemüter. Es verstärkte sich der Zulauf in das radikal demokratische Lager von Friedrich Hecker und Gustav Struve, die mit Mitteln der Gewalt zum Umsturz in Baden und zur Errichtung einer badischen Republik bereit waren.

Die nach der Niederschlagung des Aufstandes und nach Rückkehr Leopolds nach Karlsruhe am 18. 8. 1849 einsetzende landesweite Strafverfolgung aller am Revolutionsgeschehen mittel- oder unmittelbar Beteiligten sowie ein drakonisches, häufig die Existenz des Betroffenen, vernichtendes Strafmaß, ließen über viele Jahre eine Identifikation der badischen Bevölkerung mit ihrer Regierung und ihrem Repräsentanten nicht zu. Erschwerend wirkten zudem die Repressalien seitens der preussischen Besatzungsmacht unter ihrem König Friedrich Wilhelm IV (1840–1861), wie auch die einer politischen Amnestie abgeneigten Haltung des badischen Großherzogs Leopold.

Die Stimmung in weiten Teilen des Großherzogtums war geprägt von Enttäuschung, Unzufriedenheit und Verbitterung über das Scheitern der in der Frankfurter Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung mit ihren von der Bevölkerung als längst überfällig empfundenen Grundrechten, wie sie sich bereits in den sog. Offenburger Forderungen vom 12. 9. 1847 manifestierten.

Damit war der Nährboden gegeben, der zum Aufbegehren, zur Rebellion gegen die verfassungsrechtliche Ordnung führte. Anonym und damit weitgehend sicher vor der Verfolgung durch badische Ordnungskräfte lief folge-



richtig verstärkt gefälschtes badisches Geld der niederen Nominale, vor allem zu 1, 3, und 6 Kreuzer sowie 1 Guldenstücke, im Geldumlauf um. Daneben wurde, wenn wohl auch nur in wenigen Exemplaren, umlaufendes badisches Kurantgeld, insbesondere die kupfernen Einkreuzermünzen mit dem Porträt des Großherzogs, mit politisch-satirischen Gravuren versehen und damit verfälscht.

Aussagen zur Motivvielfalt dieser in recht unterschiedlicher Qualität umlaufenden sog. Spottkreuzer sind, angesichts der wenigen, dem Verfasser bekannten Stücken nur eingeschränkt möglich. Das offensichtliche Fehlen identischer Gravuren spricht, im Gegensatz zum Vorkommen in Frankreich unter Napoleon III (1851–1872), für den ausschließlich privaten Charakter dieser Arbeiten.

Einfache primitive, wie auch phantasievolle, handwerklich hervorragend satirisch umgesetzte Gravierungen belegen die unterschiedlichen stilistischen Ausdrucksmöglichkeiten der uns unbekanntem Graveure. Stets galt es mit Hilfe der Gravurnadel das Porträt des Großherzogs Leopold zu verunstalten, zu entstellen, um ihn und seine Landespolitik zum Gespött der Leute zu machen.

Eine exakte zeitliche Einordnung bzw. politisch thematische Zuordnung dieser Spottkreuzer in das badische Revolutionsgeschehen ist nicht möglich. Es bleiben stets Mutmaßungen des Verfassers anhand der gewählten Einzelmotive der wenig belegten badischen Spottkreuzer.

Das Scheitern der von den gemäßigt liberalen Kräften verfolgten Politik einer Revolution im Sinne einer Verfassungsbewegung im Rahmen ihrer parlamentarischen Arbeit in der Frankfurter Nationalversammlung und dem sich daran entzündenden „Aufstand des Volkes“ zur Verteidigung und Durchsetzung dieser neuen Reichsverfassung im April 1848 mag ausreichend Veranlassung für erste Spottkreuzer in Baden gewesen sein.

So dokumentiert die zu Beginn dieser Arbeit erwähnte 1 Kreuzermünze von 1849, „Leopold mit Henkerstrick“ (Nr. 1) nur allzu deutlich den Wunsch nach Abschaffung der alten Ordnung in unverhohlenen drastischer Weise und legt Zeugnis ab über die ab April 1848 herrschenden radikalen politischen Ver-



1 Kr. 1849 „Leopold mit Zipfelmütze und Pfeife“



1/2 Kr. 1856 „Friedrich I als Napoleon III“



1 Kr. 1856 „Friedrich I mit preuss. Offiziersmütze“

hältnisse. Nichts anderes bringen die dem Verfasser bekannten, quer zum Hals des Großherzogs Leopold verlaufenden tiefen Kratzer auf 1- und 2 Guldenstücken zum Ausdruck. Ebenso in die bewegten Revolutionsmonate Mai und Juni 1849 läßt sich die umgravierte und mit dem härtigen Porträt Friedrich Heckers versehene 6 Kreuzermünze von 1833 (Nr. 2) einordnen. Damit wollte der unbekannte Graveur das angestrebte politische Ziel der Einführung der badischen Republik durch Umsturz zum Ausdruck bringen. Auf einem 1 Kreuzerstück im Münzkabinett des Badischen Landesmuseum findet sich eine vergleichbare Darstellung.<sup>7</sup>

Die Rückkehr des Großherzogs Leopold, drei Monate nach seiner am 13./14. 5. 1849 erfolgten überstürzten Flucht aus Karlsruhe am 18. 8. 1849 und die Besetzung des Großherzogtums durch preußische Truppen seit Juni 1849 finden ihren Niederschlag in der Verspottung des Großherzogs infolge Umgravur seines Münzporträts auf einem 1 Kreuzerstück des Jahres 1831 in einen „Hundskopf mit Halsband“ (Nr. 3), gleichsam Symbol der politischen Unfreiheit und Gängelung infolge der Repressalien durch die preußischen Besatzungstruppen. Dasselbe Motiv liegt der verspottenden Gravur „Leopold mit preußischer Offiziersmütze“ (Nr. 4) auf einer 1 Kreuzermünze des Jahres 1846 zugrunde. Eine Verurteilung Leopolds als Landesverräter ist hier nicht auszuschließen.

Eine mit einem laufenden Fuchs auf der Porträtseite gegengestempelte 1 Kreuzermünze von 1849 verspottet Leopold gleichsam als hinterlistigen Fuchs“ (Nr. 5), der listenreich mit dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV paktiert, jenem angefeindeten Regenten, der durch Ablehnung der an ihn am 28. 4. 1849 herangetragenen Kaiserkrone schuldig am Scheitern der neuen Reichsverfassung war, bezeugt eindringlich die in der Bevölkerung im Großherzogtum vorherrschende emotionsgeladene und obrigkeitsfeindliche Stimmung. Verstärkt wurde diese negative Einstellung zum Großherzog durch den Erlaß eines provisorischen Gesetzes, ausgerechnet am 24. 12. 1849, in dem die „Ausgleichung der Kosten für die durch den Maiaufstand nöthig gewordene militärische Hilfe ungesäumt und nach thunlichst billigem Ermessen auf sämtliche Steuerpflichtige des Großherzogtums vertheilt werden sollen.“<sup>8</sup>

Ein mit „GL“ in einem mit Zacken bewehrten Rahmen gegengestempeltes, das Porträt Leopolds verunstaltende Einkreuzerstück von 1848 kann, da politisch motiviert, thematisch als Spottkreuzer qualifiziert werden, auch wenn die Stempelinterpretation vorerst noch offen bleiben muß, wobei „GL“ als Großherzog Leopold sicherlich nicht interpretierbar ist.

Mit beißenden Spott sieht sich Leopold konfrontiert durch die Umgravur eines Kupferkreuzers des Jahres 1851 in einen Großherzog mit einer Schwesternhaube auf dem Haupt (Nr. 6)<sup>9</sup> oder die Darstellung des Großherzogs mit Zipfelmütze und Pfeife auf einem Einkreuzerstück des Jahres 1849 (Nr. 7).<sup>10</sup> All dies waren offenkundige Versuche anonymer Graveure, den Regenten mehr als lächerlich zu machen, indem sie überdeutlich zum Ausdruck bringen, daß der badische Landesvater längst aufs Altenteil gehöre, da er den geistigen und gesellschaftspolitischen Veränderungen seiner Zeit nicht mehr gewachsen sei.

Auch Friedrich I, Sohn Leopolds, und seit 1852 Regent blieb nicht unverschont von diesen Anfeindungen, wie entsprechende Spottkreuzer „Friedrich als Napoleon III“ (Nr. 8) auf einem kupfernen  $\frac{1}{2}$  Kreuzer von 1856 bzw. „Friedrich mit preussischer Offiziersmütze“ (Nr. 9) auf einem 1 Kreuzerstück von 1856 verdeutlichen.<sup>11</sup> Dies um so mehr, als das Großherzogtum Baden bis zum 1. 9. 1852 unter preussischem Kriegsrecht stand. So kamen im April 1895 in der berühmten Berliner Versteigerung satirischer Münzen und Medaillen der Sammlung Carl Fieweger zwei umgravierte badische Kupferkreuzer der Jahre 1852 und 1856 Friedrich I. mit Bart, Mütze und Tabakspfeife zum Ausruf.<sup>12</sup>

An den ab 1852 energisch begonnen Kampf der katholischen Kirche gegen das Staatskirchentum der badischen Regierung zwecks Sicherung ihrer kirchlichen Souveränität und damit an eine ganz andere Thematik erinnert die gelungene beidseitige Umgravur eines 1 Kreuzerstückes von 1852. Anstelle des großherzoglichen Porträts zeigt es das markante, wenn auch überzeichnete und eher an Luzifer erinnernde Profil des kämpferischen Erzbischofs von Freiburg, Hermann von Vicari (1842-1868), während aus der Wertangabe 1 Kreuzer auf der Kreuzerrückseite die bedeu-





1 Kr. 1852 „Hermann von Vicari“



Rückseite zu Nr. 10 „1 K e zer“

svolle Umgestaltung in „1 K e zer“ erfolgte (Nr. 10).<sup>13</sup>

In den Folgejahren scheint sich das politische Klima im Großherzogtum Baden unter seinem fortschrittlich und liberal eingestellten jungen Großherzog Friedrich I stetig verbessert zu haben. Zum Abbau der antipreußischen Stimmung trug zwar die 1856 erfolgte Heirat Friedrichs mit Luise von Preussen bei, doch erst mit der, wenn auch späten politischen Amnestie der badischen Revolutionäre im Jahre 1862 durch ein zwischenzeitlich liberal zusammengesetztes badisches Ministerium kam die Aussöhnung der badischen Bevölkerung mit ihrem Herrscherhaus.

So läßt es sich auch erklären, daß zumindest dem Verfasser bisher keine weiteren Spottkreuzer der Jahre nach 1856 bekannt wurden.<sup>14</sup> Das weitgehende Fehlen von Gegenstempeln auf badischen Münzen, wie auch überhaupt das generelle Fehlen badischer Medaillen der Revolutionszeit mit satirischen Bildinhalten, macht, im Gegensatz zur Regierungszeit Napoleons III (1848–1872) oder zum Pontifikat Pius IX (1846–1878)<sup>15</sup> deutlich, welche geringe Beachtung damals in Deutschland das Umgravieren von Münzen bzw. die Herstellung von Medaillen mit satirischen Inhalten als Ausdruck politischer Unzufriedenheit bzw. als politisches Propagandamedium fand.

Erst Jahrzehnte später führen politische Ereignisse in Deutschland unter Kaiser Wilhelm II (1888–1918) zur Verfälschung umlau-

fender Drei- und Fünfmärkstücke, auf denen der Kaiser mit Zylinder und Jacket als Dandy und mit Pfeife etc. spöttisch dargestellt wird. Dies aber, ohne auch nur annähernd den Charakter jener boshaften und haßerfüllten Häme anzunehmen, wie es die badischen Spottkreuzer oder noch verstärkt die Spottgravuren auf Napoleon III belegen.

Es wäre wünschenswert, wenn weitere sich in Sammlerhänden befindende badische Spottkreuzer dem Verfasser mitgeteilt würden, um diese für die badische Landes- und Geldgeschichte so überaus reizvollen kleinen numismatischen Kostbarkeiten umfassender dokumentieren zu können.

#### Anmerkungen

- 1 Badisches Landesmuseum Karlsruhe: 1848/49 Revolution der deutschen Demokraten in Baden (Ausstellungskatalog), Baden-Baden 1998.
- 2 Brockhaus Konversations-Lexikon, Leipzig 1895, Band 14 S. 329 unter „Satire“.
- 3 Probst Hans Jörg u. v. Welck, Karin: Mit Zorn und Eifer, Karikaturen aus der Revolution 1848/49, Reiss Museum Mannheim, München 1998.
- 4 Jakubzik, Ulrich: Spotte nicht des Gegners Schwächen, in: Geldgeschichtliche Nachrichten Nr. 29/1972 S. 95 ff. und Nr. 30/1972 S. 155 ff.
- 5 Schulze, Wolfgang-Georg: Spottmünzen und -medaillen auf Napoleon III (1848–1872), Kleine Hefte der Münzsammlung an der Ruhr-Universität Bochum Nr. 6, Bochum 1980.
- 6 Badisches Landesmuseum Karlsruhe: wie Anm. 1 Ausstellungskatalog Nr. 484–486 und Nr. 487, letztere als Spottmedaille auf die Ideen der Revolution.

- 7 Badisches Landesmuseum Karlsruhe: Ausstellungskatalog Nr. 656, Jahreszahl unleserlich.
- 8 Großherzoglich Badisches Regierungs-Blatt 1849, S. 627.
- 9 Badisches Landesmuseum Karlsruhe: Ausstellungskatalog Nr. 656.
- 10 Stadtmuseum Bretten, Sammlung Georg Wörner.
- 11 Exemplare der Sammlung G., Karlsruhe. Der Vergleich mit Napoleon III, der am 2. 12. 1851 durch einen Staatsstreich an die Macht kam, die Nationalversammlung auflöste sowie den bewaffneten Widerstand in Paris brutal unterdrückte, die Opposition ausschaltete und anfangs mit Ausnahme-gesetzen regierte, ist mehr als verfehlt.
- 12 Collectio Fieweger, Versteigerungskatalog vom April 1885, Nachdruck Kricheldorf Verlag, Freiburg, 1976 Nr. 240.
- 13 Die Porträtüberzeichnung u. a. mit Teufelsohren läßt aber auch an einen Graveur aus dem antiklerikalen Lager denken. Dieser Spottkreuzer wäre somit nicht gegen den Großherzog sondern gegen die katholische Kirche gerichtet.
- 14 Die Existenz eines Einkreuzerstücks von 1863 mit Gegenstempel „VOLK“ senkrecht auf dem badischen Wappenschild (s. 151. Auktion der Frankfurter Münzhandlung GmbH Nr. 314 v. 1. 6. 1999) muß angesichts der versöhnenden Regierungspolitik Friedrichs I überraschen.
- 15 Spottgravuren auf den silbernen 1 Liramünzen im Zusammenhang mit der Unfehlbarkeitsdebatte am 1. Vatikanischen Konzil 1870 bzw. mit dem in Deutschland ab 1870 ausgebrochenen „Kulturkampf“ zwischen Staat und katholischer Kirche, die den Papst als Biedermann, mit Zipfelmütze, mit Pfeife, als Bismarck und als Totenkopf darstellen.

Anschrift des Autors:  
Dipl. Kfm. Jürgen E. Blum  
Hirschstraße 17/1  
75015 Bretten



*Harald Holl, Revolution in der Box oder ... einige konnten fliegen, 1998, Bleistiftzeichnung  
Aus: „Revolution in der Box“. Die Badische Revolution 1848/49 in der Sammlung Westermann  
Städtische Galerie Fruchthalle Rastatt 8. Mai bis  
4. Juli 1999*



# Die (alt-) vorderösterreichischen Lande

Elsaß, Sundgau, Breisgau und Schwarzwald

Wenn von Vorderösterreich die Rede ist, so wird darunter, ausgehend von der Terminologie des späten 18. Jahrhunderts, meist der gesamte habsburgische Flickenteppich am Oberrhein, dem Mittleren Neckar, an der Donau und im oberschwäbischen Raum verstanden. Gegen Ende des Alten Reiches erscheinen die vorderösterreichischen Gebiete klein und unbedeutend gegenüber der habsburgischen Ländermasse, die von Tirol bis Ungarn weit über die Ostgrenze des Alten Reiches hinausgewachsen war. Die Bedeutung der Vorlande lag aber weniger in der Größe des Territorialbesitzes, als in der Möglichkeit der Habsburger, auch im Westen des Reiches präsent zu sein. Bis zur Zeit Maximilians war die Wiederherstellung des Herzogtums Schwaben als Basis für die deutsche Königskrone immer wieder Ziel der Habsburger. Die Vorlande waren der Ursprung für den Aufstieg der Habsburger und spielten im Mittelalter und der frühen Neuzeit die Rolle eines Kerngebietes. Der Beitrag möchte eine Vorstellung von den vorderösterreichischen Landen Elsaß, Sundgau, Breisgau und Schwarzwald vermitteln und wichtige Einschnitte wie die Schlacht bei Sempach aufzeigen. Es wird aber auch geschildert wie sich das Territorium nach der Abwesenheit der Landesfürsten unter maßgeblichem Einfluß der Landstände entwickelte, bis das Taktieren der europäischen Großmächte die ehemaligen habsburgischen Stammlande im Westfälischen Frieden zerteilten und 1806 die Zugehörigkeit zum Haus Habsburg vollständig endete.

## DER BEGRIFF DER VORDERÖSTERREICHISCHEN LANDE

Die Begriffe nieder-, ober-, vorder- und inner-österreichische Lande entstanden in Zusammenhang mit den Länderteilungen und bezeichneten jeweils einen bestimmten Herrschaftsbereich. Alle Gebiete an der Donau unterhalb, d. h. östlich, der Inn-Mündung wurden als Niederösterreich bezeichnet, als ober-österreichische Länder galten die Gebiete oberhalb der Lechmündung, Innerösterreich setzte sich zusammen aus Steiermark, Kärnten, Krain und Görz.

Aus Innsbrucker Sicht wurden die süddeutschen Gebiete zudem als die *oberen Lande* *enhalb des Arl* oder *oberhalb des Arl[bergs] und des Fern[passes]* verstanden, während Tirol und die anhängenden Gebiete die *inneren Lande* der „oberösterreichischen Länder“ waren.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde allmählich die Bezeichnung „vorderösterreichische Lande“ für die oberrheinischen Gebiete üblich. Man unterschied diese von Schwäbisch-Österreich, beide zusammen bildeten die Vorlande und unterstanden Innsbruck. Während aber die schwäbisch-österreichischen Gebiete in erster Linie von der Tiroler Kammer, sozusagen vom Finanzministerium verwaltet wurden, unterstanden die vorderösterreichischen Lande am Oberrhein einer eigenen Regierung im elsässischen Ensisheim. Gerade die Regierung in Ensisheim, die neben Innsbruck und Wien lange Zeit die einzige Einrichtung dieser Art

war, zeigt den Stellenwert dieses Teiles der deutschsprachigen Erblande.

Häufig ist die Umschreibung *stettn unnd landtschafften inn Elsäß, Sungow, Breysgow, Schwarzwald, der vier stetten am Rein, Villingen und Breunlingen, so inn dise obern lanntvogtey geherig* zu finden, die in der Zeit Maximilians I. als *ain besonder fürstenthumb* bezeichnet wurde. Dieses Territorium im engeren Sinn ist für den Zeitabschnitt nach dem Wegfall der habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, bzw. nach Sempach 1386, am sinnvollsten mit Alt-Vorderösterreich zu benennen. Zwar verloren die vorderösterreichischen Gebiete noch 1415 den Aargau und 1460 den Thurgau, doch waren die das Bewußtsein der oberrheinischen Landesbewohner am stärksten prägenden Einschnitte die Schlacht von Sempach und der Wegfall des Elsasses 1648.

## DIE LANDE

Was man sich unter den alt-vorderösterreichischen Landen Elsaß, Sundgau, Breisgau und Schwarzwald vorzustellen hat, zeigt eine anlässlich des Regierungsantrittes von Erzherzog Ferdinand II. 1565 angelegte Landeskunde, die ihm Städte, Herrschaften und Residenzen, Besonderheiten, Herrschaftsrechte und Einkünfte vorstellen sollte. Die Beschreibung beginnt mit den vier Waldstädten am Hochrhein, Waldshut, Laufenburg, Säkingen und Rheinfelden, die *„sein zimblliche feine claine stett am Rein, lustig und wol gelegen, hat gleichwol kain große weite umb sich und die Aidgenossen über Rein allenthalben zu nachpern.“* Ansonsten seien die Städte viel zu klein für eine Residenz und lediglich für die Hirsch- und Wildschweinjagd geeignet. Am Rhein könne man hingegen gut Salmen fangen, darüber hinaus gäbe es im Schwarzwald noch einige Silber- und Eisenbergwerke.

Nach der Nennung der Ost-West-Straßen und der Nord-Süd-Verbindungen, geht der Bericht auf Villingen und Bräunlingen ein. Für eine Residenz seien zwar auch diese Städte zu klein und Villingen sei nur bei einer Durchreise eine gute Station um *„alda ir durchlaucht leger nehmen und darinnen stattlichen und wol underkomen.“* Ansonsten könne man auch

da fast nur jagen und fischen, zumal der Wald den Grafen von Fürstenberg gehöre.

*„Die statt Freyburg im Preisgew ist ain zimblliche, schöne, wolerpawne statt, alda auch in diser statt ain universität oder hohe schuel ist. Daselbs möcht ain landsfürst wol je zu zeiten sein residenz halten und besuechen. Wiewol es nun in der statt kain burg oder schloß hat, so möchte doch etwo mit der zeit ain glegne burg mit wenigstem costen alda erpawt und zuegericht werden.“* Hier ist die Landesbeschreibung insofern zu korrigieren, daß es zu dieser Zeit noch eine Burg über Freiburg gegeben hat, die den Ansprüchen der Zeit aber kaum mehr genügte. *„Aber die gemelte statt Freyburg sambt der Universitet daselbs steet dem hochloblichen haus Österreich wol an und ziert die Vordern Land nit wenig.“*

Von Freiburg Richtung Norden liege Kenzingen in der die Herrschaft zwar ein Haus besitze, das aber für einen Aufenthalt viel zu klein sei. Von da komme man in Richtung Norden nach Offenburg, in dessen Nähe die Ortenburg als Sitz des Landvogtes der Ortenau liege, die für einen Aufenthalt des Landesfürsten groß genug sei.

Von Freiburg aus Richtung Westen sind es zwei Meilen bis Breisach. *„Die statt Breysach im Preisgew ligt am Rein und auf ainer höch oder pergl gar schön, lustig und wol gelegen, ist aber nit so groß als Freyburg, auch dermassen mit heusern nit so stark und wol erpawen. Aber sonsten ist Breysach die vöstist oder werlichist statt in allen Vorlanden... In gemelter statt Breisach hat ain landtsfürst ain burg, di ist zimbllichermassen erpawen und möcht, wo man den costen daran wenden wolt, noch stattlicher zuegricht werden.“*

Das nördlich von Breisach gelegene Burkheim am Kaiserstuhl lag vor der Rheinbegradigung noch direkt am Fluß, weshalb auch dieser Ort als gute Fischweide und Kaiserstühler Weinort gelobt wird. Vom südlich Breisachs gelegenen Neuenburg am Rhein, wußten die Verfasser nur von der Rheinkatastrophe zu berichten, die etwa sechzig Jahre zuvor ein Drittel der Stadt weggerissen hatte.

Als letzter breisgauischer Ort wurde Waldkirch mit der Herrschaft Kastelberg im Elztal beschrieben, wo der Landesfürst auf der Kastelburg oder im Stift Waldkirch sein Lager auf-





Ensisheim nach Matthäus Merian, *Topographia Alsaciae* 1663

schlagen könne. Überhaupt sei im Falle eines Aufenthaltes in Freiburg und Breisach der fruchtbare Breisgau für die Versorgung und Kurzweil fast ideal. Dies erprobte Erzherzog Ferdinand bei seinem Freiburgaufenthalt 1567 als er mit einem Hofstaat von rund 1000 Personen in die 8000-Einwohnerstadt einzog. Der nur wenige Tage dauernde Aufenthalt in Freiburg verschlang rund 100 000 Gulden, was dem Steueraufkommen der gesamten vorderösterreichischen Lande von etwa zweieinhalb Jahren entsprach. Die wirtschaftliche Versorgung der ganzen Region brach fast zusammen, die Preise schnellten in die Höhe und die Lebensmittel mußten aus einem Umkreis von fast 100 km herbeigeschafft werden.

Danach folgte die Beschreibung des Elsaß und Sundgaves, wobei die Stadt Ensisheim den Anfang bildete. „Daselbs zu Ensißhaim haben des landtsfürsten lantvögt und regierung anstat aines landtsfürsten ire residenz und woung, dann es ist den landen allen dahin zu komen und erscheinen am gelegenisten und fuegsamisten. So hat es zue Ensißhaim gleichwol ain schloß oder burg, darinen die alten erzherzogen zu Oesterreich ire hofleger

und hofhaltung gehabt, yetzo an ir durchlaucht statt ain landtvogt; ist aber ain alt haus, müesst etwas wider gepessert, erneuert, gepawt und zuegericht werden. – Wiewol die statt Ensisshaim clain, eng und nit wol erpawen, sich auch die bürger daselbs vast mit dem veldpaw und paurenwerch betragen und kain sonder gewerb und handtierung haben oder gebrauchen, derhalben ain fürstliche hofhaltung alda nit wol statthaben oder underkomen möchte...“ Sonst läge Ensisheim mitten in der Ebene, sei gut zu befestigen, bestens an Verkehrswege angebunden und die Umgegend biete Gelegenheiten zu Hetz- und Beizjagden.

Die südlich davon gelegene Herrschaft Landser habe in erster Linie einen großen Wald, jedoch keine Stadt, nur ein Schloß und eine Reihe von Dörfern. Westlich davon liege die Herrschaft Thann, die teilweise noch zum Elsaß, teilweise aber schon zum Sundgau gehöre, sie sei sehr groß, umfasse 40 Dörfer und sei für eine fürstliche Hofhaltung geeignet.

Die Herrschaften Altkirch, Pfirt, Isenheim, Dattenried, Masmünster, Rottenberg und Blumberg wurden nur cursorisch behandelt, da sie alle landwirtschaftlich geprägt seien und man

dort allenfalls jagen könne. Besonders gelobt wurden die noch heute bekannten sundgaischen Weiher und Fischzuchtbetriebe, die dem Landesfürsten wahre Schlemmereien verhiessen. Im Norden der linksrheinischen Gebiete wurde zudem noch die große Festung Hohkönigsburg und das Lebertal mit seinen ertragreichen Silber- und Eisenbergwerken gepriesen, die jedoch – abgesehen von finanziellen Belangen –, als wenig interessant eingestuft wurden. Insgesamt wurde bemängelt, daß viele Dörfer nicht unmittelbar unter landesfürstlicher Gewalt stünden, sondern zu den zahlreichen Adels Herrschaften gehörten. Das Fazit lautete, daß insgesamt nur vielleicht zwei, drei oder vier Städte und Burgen überhaupt groß genug für eine Residenz seien.

Nicht erwähnt wurden die Vogesenpässe und die burgundische Pforte, die immer wieder Schwachstellen der Landesverteidigung oder bei Durchzügen marodierender Söldner waren. Trotz der negativen Beurteilung der Residenzfähigkeit der vorderösterreichischen Lande sah man die hohe Städtedichte im Breisgau und am Hochrhein wegen ihrer Finanzkraft sehr gerne. Elsaß und Sundgau waren hingegen stärker landwirtschaftlich geprägt, die Städte waren kleiner. Die Qualität der elsässischen Landwirtschaft und die hohen Erträge hatten zur Folge, daß die begehrliehen Blicke der Eidgenossen auf diese Lande gerichtet waren und sie den Sundgau und das Elsaß gerne als „*unser Kornkammer und Weinkeller*“ bezeichneten. So hatten diese Gebiete in Friedenszeiten immer einen guten Absatzmarkt für ihre Waren in der Eidgenossenschaft, doch konnten sich die Landesbewohner im Falle eines Konfliktes zwischen Habsburgern und Eidgenossen ebenso der eidgenössischen Plünderungen sicher sein.

## DIE SEMPACHER SCHLACHT – EIN NIE VERGESSENER PAUKENSCHLAG

Die Geschichte der vorderösterreichischen Lande war immer eine Geschichte der Krisen und Probleme. Versucht man diese zwischen 1386 und 1648 aufzuzählen, kommt man in Schwierigkeiten, da im Grunde die gesamten 150 Jahre fast nur aus Krisensituationen bestanden. Einer der prägendsten Einschnitte

für die habsburgischen Untertanen am Oberrhein war die Schlacht bei Sempach im Jahr 1386, die in gewisser Weise eine Identität der Vorderösterreicher in ihrem Feindbild gegen die Eidgenossen und in ihrer Loyalität zu den Habsburgern schuf.

Vorausgegangen war 1379 die Länderteilung zwischen den beiden sich streitenden Brüdern Leopold und Albrecht. Leopold III. erhielt das schweizerische Voralpenland mit dem Oberrhein als Herrschaftsbereich. Da ihm die aufstrebende Eidgenossenschaft die Herrschaft über die Alpenpässe und damit lukrative Einkünfte streitig machte, sollten die abtrünnigen Gebiete wiederum unterworfen werden. Es war die Zeit des rheinischen und schwäbischen Städtebundes und der eidgenössischen Bünde im Alpenvorland, deren expansivste Kraft Luzern war. Als Herzog Leopold sich mit dem deutschen König überworfen hatte und dieser die Eidgenossen stärkte, griff der Habsburger zu militärischen Mitteln. Luzern war zuvor ungeheuer offensiv geworden, hatte das habsburgische Rothenburg und Sempach besetzt und einige Burgen zerstört. Leopold stellte ein stattliches Ritterheer zusammen, das aus vielen Gruppierungen und verschiedenen Ritterbünden bestand.

Von Brugg über Zofingen in Richtung Sursee ziehend, kam es am 9. Juli 1386 vor Sempach zur Schlacht. „*Unser Herzog Lupold war dem nach gezwungen, auch in den harnisch zu schlieffen, und ein zahlreicher Adel vom ersten Range entschloß sich für ihn zu fechten. Der Herzog rückte immer näher an seine Feinde und der neunte Heumonats des Jahres 1386 war der Tag, der mit Schrecken und Blutvergiessen erfüllt gewesen. An diesem Tag ist der Kern des deutschen Adels mit seinem durchleuchtigsten Anführer in das Grab gesunken und gar viele Häuser ausgestorben...*“ schreibt Franz Sales Kreutter pathetisch. Wie die Schlacht verlief, ist trotz der Masse der heroisierenden, meist schweizerischen Literatur dennoch nicht ganz klar. Man nimmt heute an, daß die Hitze dem schwergewpanzten Ritterheer zu schaffen machte und wohl mehr Ritter den Hitzetod erlitten als von den Eidgenossen getötet wurden. Die Sommersonne briet die Ritter in ihren Rüstungen wie in Bratenröhren.



Die siegreichen Eidgenossen verbreiteten mythisch überhöhte Schilderungen ihres Kampfgeistes und heldenhaften Einsatzes, die aber historisch nicht belegbar sind. Die Niederlage der Habsburger war jedoch zweifellos verheerend. Nicht nur Herzog Leopold selbst, sondern mit ihm etwa 200 vorderösterreichische Adelige fanden bei Sempach den Tod. Eine bekannte Anekdote ist die des aus Freiburg stammenden Martin Malterer, Landvogt des Elsaß, Sundgau, Breisgau und Schwarzwald sowie Anführer der Rittergesellschaft zum Löwen, der noch den Leichnam seines gefallenen Herzogs verteidigt haben und über diesem den Tod gefunden haben soll. Zwei Jahre später fand bei Näfels noch einmal eine Schlacht statt, die für die Habsburger erneut mit einer vermeidbaren Niederlage endete. Damit waren die Habsburger aus den Zugangsgebieten der Alpenpässe endgültig verdrängt.

Für die vorderösterreichischen Lande, deren Adel im Dienste Habsburgs derart große Verluste hinnehmen mußte und wobei einige Familien in männlicher Linie abstarben, blieb die Schlacht ein unvergessenes Trauma. Man tradierte Totenlisten der Sempacher Schlacht und pflegte das Andenken. Für die vorderösterreichischen Lande ist die Schlachtenkapelle bei Sempach oder die Bestattung des Herzogs im Kloster Königfelden weniger bedeutend als dieses Totengedächtnis. Die Sempacher Totenlisten standen mit programmatischem Charakter in Schriften Herzogs Albrechts VI. ebenso voran wie den landständischen Matrikeln. Bei Verpfändungen, Verlehnungen und Dienstverträgen wurde immer wieder betont, daß der vorderösterreichische Adel diese Vergünstigungen wegen seiner Treue und Sempach erhielt. Ging es bei Landtagen um Fragen der Eidgenossenschaft, so wurden die Stände wie mit einem unverzichtbaren Topos auf Sempach eingeschworen: Schon damals standen wir in erster Reihe und auch jetzt sind wir unerschütterlich habsburgisch.

## KRISEN UND GEGNER: DIE EIDGENOSSEN UND BURGUND

Leopold IV., Sohn des bei Sempach gefallenen Herzogs, war schon im jugendlichen Alter mit Katharina von Burgund vermählt worden.

Die Habsburger versprachen sich dadurch eine engere Verbindung mit Burgund und eine Stärkung ihrer Position im Westen. Leopold hatte zunächst die Vorlande und Tirol zur Verwaltung übertragen erhalten und sollte sich mit seinen Brüdern über die Herrschaftsausübung einigen. Über Aktivitäten der oberösterreichischen Stände geriet er so in Rage, daß ihn der Schlag getroffen haben soll. Jedenfalls starb Leopold 1411 und seine Gemahlin Katharina erhielt als Witwengut den Sundgau und das Oberelsaß. Fest in der Hand Katharinas konnten diese Gebiete eine relative Stabilität genießen, während die übrigen vorderösterreichischen Gebiete die Auswirkungen des Konstanzener Konzils erfuhren und den Habsburgern zunächst verloren gingen.

Mit Katharina, die zunächst in Thann, dann in Belfort residierte, scheint auch die fortschrittliche burgundischen Verwaltungspraxis auf die elsässischen Lande eingewirkt zu haben. So gab es zu ihrer Zeit schon Steuerumlagen, wie sie später bei den Landständen üblich waren, um die Schulden ihres verstorbenen Gemahls abzutragen. Die Städte und Ämter erhielten für diese Steuerleistungen Rechte und Privilegien eingeräumt und der Adel scheint in einer besonderen Form einbezogen worden zu sein, sodaß mit dieser Praxis ein neuer Status der inneren Verwaltung und Organisation am Oberrhein erreicht wurde. Als Friedrich IV. diesen Landesteil nach dem Tod Katharinas 1428 wieder übernahm, konnte und mußte er an diese vorhandenen Strukturen anknüpfen.

Dem Ziel, sich bis an den Oberrhein auszuweiten, war Burgund einige Jahrzehnte später weitaus näher. Einem Konflikt der elsässischen Ritterschaft mit der seit 1466 eidgenössischen Stadt Mühlhausen folgten Einfälle der verbündeten Eidgenossen in den Sundgau, schließlich kam es 1468 zu einem Krieg um Waldshut. Die Sieger forderten von den Habsburgern Reparationsleistungen in Höhe von 10 000 Gulden. Sollte diese Zahlung nicht binnen 10 Monaten erfolgen, sollte Waldshut an die Eidgenossenschaft fallen. Herzog Sigmund hatte wie schon seine Vorgänger die Idee, sich von diesen Problemen mit den Eidgenossen dadurch zu befreien, daß er sich Burgund als starken Partner verpflichtete. Sigmund glaubte durch die Ver-



pfändung seiner Lande Elsaß, Sundgau, Breisach und der vier Waldstädte an Burgund nun gemeinsam mit Burgund gegen den Erbfeind vorgehen zu können: Zunächst erhielt Sigmund das Geld, konnte die Reparationszahlungen leisten und alles schien wie geplant zu verlaufen.

Dies stellte sich aber schon bald als Fehlkalkulation heraus, da Burgund sich keineswegs so lenken ließ, wie es sich der habsburgische Herzog vorstellte. Die Burgunder ihrerseits glaubten, daß die vorderösterreichischen Pfandlande von Herzog Sigmund kaum mehr jemals zurückgelöst werden könnten. Doch genau dies, was nicht vorherzusehen war, gelang Herzog Sigmund. Er sprang nicht nur über seinen Schatten, sondern auch über den vieler seiner habsburgischen Vorfahren und söhnte sich mit den Eidgenossen aus. Mit ihrer Hilfe löste er nun Burgund aus.

Was als kriegerische Maßnahme der Habsburger gegen die Eidgenossen begann, endete 1474 in der ewigen Richtung, einer Anerkennung des Status quo zwischen Habsburgern und Eidgenossen. Die daraus entstandene Niedere Vereinigung, ein Zweckbündnis gegen Burgund, brachte den Pfandschilling zur Rücklösung von Elsaß, Sundgau, Breisach und den vier Waldstädten an Österreich auf. Doch damit war das Kapitel noch nicht abgeschlossen. Die Niedere Vereinigung verurteilte den verhaßten burgundischen Landvogt Peter von Hagenbach in einem Schauprozeß, und enthauptete ihn vor den Toren der Stadt Breisach. Der burgundische Höfling Hagenbach war bei seinen elsässischen Standesgenossen auf allergrößte Abscheu und Abneigung gestoßen, die ihm vermengt mit den übelsten Vorwürfen und Anschuldigungen von Mord bis zur Notzucht, zum Verhängnis wurden.

In den anschließenden Kriegen gegen Burgund entschied sich darüber hinaus auch das Schicksal des Herzogtums Burgund, das bis dahin als eines der größten höfischen Zentren und der am meisten bewunderten Großmächte galt. In der Schlacht vor Nancy 1477 starb der burgundische Herzog Karl der Kühne und sein Reich ging unter. Glücklicherweise hatten die Habsburger aber zuvor noch Maximilian, der später deutscher König und römischer Kaiser werden sollte, mit der Erbtochter Karls des

Kühnen verehelicht und sich so die Erbrechte auf das Herzogtum Burgund gesichert.

Noch im Krieg um Waldshut, dem Vorspiel zur burgundischen Verpfändung, hatte die Herzogin Eleonore, Gattin Herzog Siegmunds, die vorderösterreichischen Landstände auf einem Landtag mit propagandistischen Reden und mit der Erinnerung an die Sempacher Schlacht gegen die Eidgenossen mobilisiert. Vierzig Jahre zuvor hatten die Habsburger, als Herzog Friedrich sich mit dem deutschen König auf dem Konstanzer Konzil 1415 überworfen hatte, noch große territoriale Verluste gegen die Eidgenossen hinnehmen müssen. Als Friedrich IV. dem vom Konzil abgesetzten Papst zur Flucht verhalf, verfiel er der Reichsacht: Der Luxemburger König Sigismund forderte daher die benachbarten Reichsstände auf, sich der Länder des geächteten Habsburgers zu bemächtigen. Friedrich konnte zunächst nur fliehen, oder wie es Franz Sales Kreutter in seiner vorderösterreichischen Geschichte vornehm und literarisch umschrieb: Friedrich mußte „*seine Lande mit dem Rücken ansehen*.“ Die Eidgenossen ließen sich diese Gelegenheit nicht nehmen und besetzten den habsburgischen Aargau samt der Stammburg Habsburg, ein Gebiet, das ohnehin in ihrem Expansionsinteresse lag.

Noch einmal, als Herzog Sigmund sich 1460 mit dem Papsttum anlegte, ermunterte der Vatikan die Eidgenossen, den Habsburgern mit dem Thurgau die letzte große Fläche südlich des Bodensees zu entreißen. Den Habsburgern blieb südlich des Hochrheins mit dem Frickgau nur noch ein kümmerlichster Rest ihres einst so umfangreichen Besitzes. Die habsburgischen Zentren mit der Stammburg Habsburg, mit Baden, Brugg und Königsfelden waren definitiv verloren. Seit der ewigen Richtung 1474 waren stabilere Grenzverhältnisse zwischen vorderösterreichischen Landen und Eidgenossen eingetreten, die nur noch einmal, durch den Schwabenkrieg 1499 kurz in Gefahr waren. An den Besitzverhältnissen hat sich dann aber bis zum Ende des Alten Reichs im Südwesten nichts mehr geändert. Geblieben ist jedoch seit der Schlacht von Sempach die permanente Furcht der Vorderösterreicher vor den Eidgenossen.

Diese Angst wurde während des Bauernkrieges, mit der Reformation und den Bilder-



stürmen in Basel neu entfacht. Die Eidgenossen waren der Erbfeind. Man machte sich in verächtlicher Weise über die Kuhbuben lustig und bezichtigte sie der Sodomie, da es ja schon damals mehr Kühe als Eidgenossinnen gegeben habe. Erst im Laufe der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts normalisierten sich die nachbarschaftlichen Beziehungen vor allem aufgrund der wirtschaftlichen Kontakte.

## LAND OHNE LANDESFÜRST

Die vorderösterreichischen Lande hatten das Pech oder das Glück, im Interesse der Habsburger schon bald hinter ihrer Residenz Innsbruck zurückzustehen. In den meisten Fällen kamen die Landesfürsten nur noch zu Besuch an den Oberrhein, was aber verheerende Folgen haben konnte. So war ein Besuch des Landesfürsten 1567 den vorderösterreichischen Untertanen nicht nur lieb, sondern in erster Linie sehr teuer. Zwar kritisierten die Landstände ihren Landesfürsten wegen der Verschwendung, „... *namblich die unordentlich und*

*überflüssig Hushaltung, Pracht und anders...*“, aber die Gelder für die Repräsentation wollten sie ihm nicht versagen, da Ritterstand und Prälaten eben „... *den Fuchs nit beissen noch der Sau die Schellen anheken...*“ würden, wie der Landtagsprotokollant dazu vermerkte. Im Grunde konnten die vorderösterreichischen Lande unter diesem Gesichtspunkt sogar froh sein, daß der Landesfürst weit entfernt vom Oberrhein residierte.

Mit der Veränderung der Territorialgrenzen seit dem Verlust des Aargaus 1415 hatte sich das politische Zentrum der vorderösterreichischen Lande endgültig von der Nordschweiz, von Baden, Brugg und Kloster Königsfelden wegverlagert. Das neue, aber kleinere Zentrum bildete sich nun am Sitz des vorderösterreichischen Landvogtes in Ensisheim im Elsaß, ganz in der Nähe des althabsburgischen Stammklosters Ottmarsheim.

In den vorderösterreichischen Landen residierten zwischen 1386 und 1648 nur zeitweise Katharina von Burgund, Albrecht VI. und seine Gemahlin Mechthild von der Pfalz. Herzog



Freiburg nach Matthäus Merian, *Topographia Alsatiae* 1663

Albrecht VI., der sich die vorderen Lande durch zähes Taktieren und Handeln von seinem älteren Bruder, König Friedrich, ertrotzt hatte, nahm in den meisten Fällen Freiburg im Breisgau, die größte vorderösterreichische Stadt, als Residenzort. Seine Gemahlin, Mechthild zog sich auf ihr Wittum in Rottenburg am Neckar zurück, da sich die politisch bedingte Ehe mit Albrecht wohl menschlich als Katastrophe herausstellte und die Eheleute sich eher mieden als trafen. Sie sahen sich nur wenige Male, schließlich jahrelang (bis zum Tode Albrechts) gar nicht mehr.

Der Renaissancefürst Albrecht liebte Prachtentfaltung, eine königgleiche Hofhaltung, Feste und Turniere mit großer Anziehungskraft für den südwestdeutschen Adel. Albrecht scheute sich dabei nicht, selbst in Turnieren die lebensgefährlichen Kampfspiele mitzumachen, bei denen er auch Verletzungen davontrug. Für ein großes Fest 1454 in Freiburg wurde sogar die Innenstadt an die fürstlichen Repräsentationszwecke und Turniere angepaßt, Gebäude abgebrochen, um die Straßen prachtvoller gestalten zu können. Anwesend waren damals an seinem Hof nicht nur Herzog Philipp von Burgund, sondern auch die Pfalzgrafen bei Rhein Otto und Ludwig und viele andere Reichsfürsten. Albrecht war ein macht- und prachtbewußter Fürst, zumindest die burgundischen Gäste schätzten seine Gattin Mechthild aber wesentlich intelligenter als ihn ein.

Albrecht war bestrebt, seinen Herrschaftsmittelpunkt Freiburg auszubauen und mit seinem kaiserlichen Bruder gleichzuziehen, weshalb er 1457 eine Universität stiftete. In Konkurrenz mit seinem Bruder Friedrich wollte er mit der Freiburger Universität, der zweiten habsburgischen Hohen Schule, einen Gegenpol aufbauen. Wie Wien ein Herrschaftsmittelpunkt im Osten, so sollte im Westen Freiburg zum Herrschaftsmittelpunkt, zur Residenz mit Universität ausgebaut werden.

Wegen Erbstreitigkeiten ging Albrecht 1456 nach Wien und kehrte nie mehr an den Oberrhein zurück, auch wenn er bis 1463 Landesfürst blieb. Der Konflikt der Brüder Albrecht und Friedrich spitzte sich immer mehr zu, eine Entscheidung zugunsten Albrechts schien sich anzubahnen. König Friedrich hätte seinem Bruder Albrecht einen größeren Anteil an der

Macht einräumen müssen, wäre Albrecht nicht überraschend erkrankt und gestorben. Albrecht hatte das Pech, daß sein Andenken von seinem Bruder Friedrich und Kaiser Maximilian, die ihn beide haßten, geprägt und er daher mit dem Beinamen „Verschwender“ bedacht wurde. Retrospektiv gesehen war Albrecht jedoch keinesfalls ein Verschwender und Versager, sondern ein durchaus erfolgreicher Fürst, der in den vorderösterreichischen Landen regierte.

Nach dem Tod Herzog Albrechts VI. fungierten die vorderösterreichischen Lande jedoch nie mehr als Herrschaftsmittelpunkt. Sie waren nur noch Reiseetappe, Besuchsstation durchreisender Habsburger, sie wurden zu einem Land ohne Landesfürst. Das fürstliche Leben spielte sich in Innsbruck, später in Wien ab, die vorderösterreichischen Lande wurden höfische Provinz. Aus diesem Grund ist das Phänomen Vorderösterreich in einer Landesausstellung nicht ganz einfach darzustellen, da die höfischen Glanzlichter fehlen.

## DIE VORDERÖSTERREICHISCHEN LANDSTÄNDE

In den vorderösterreichischen Landen konnten die Landstände aus Prälaten, Ritterschaft und Drittem Stand eine mit kaum einem anderen Territorium und seine Ständen vergleichbare Stellung erreichen. Man kann die Entwicklung von den Rittergesellschaften und Trinkstubengemeinschaften bis zu den Landständen sehr detailliert nachvollziehen und bereits um 1400 wurden die späteren landständischen Gruppierungen in Steuerlisten, Pfandschaftsrödeln und Lehensversammlungen namentlich erwähnt. In der habsburgischen Herrschaftskrise zwischen 1415 und 1427, der Zeit des Konstanzer Konzils und des Verlustes des Aargau, sind die Adels- und Städtegruppierungen bereits mit den späteren Landständen nahezu identisch. Als Korporationen und in den landständischen Funktionen, wie Steuer- und Militärwesen, sind Ritterschaft und Landschaft seit den 1430er Jahren aktiv. Über die Rittergesellschaft mit St. Georgen- und Wilhelmschild, die der habsburgische Herzog seinen territorialen Grenzen anpaßte, führen die Entwicklungslinien direkt zu den Landleutzetteln Herzog Albrechts VI um 1445. Mit dem



Regierungsantritt Herzog Albrechts begann mit der Abfassung schriftlicher Landleutzettel eine Institutionalisierung der Stände. Im Zusammenhang mit einer Schätzung für den Zürichkrieg entstanden, sind sie Bindeglied zwischen den Rittervereinigungen der 1430er Jahre und der Landständematikel von 1468, die die voll ausgebildeten drei Korpora aus Prälaten, Adel und Städte und Landschaften aufweist.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts band sich der oberrheinische Adel zunehmend an das vorderösterreichische Territorium, da ihm gerade durch die Abwesenheit des Landesfürsten und dem Fehlen eines Hofes viele Freiräume geboten wurden, ohne daß er auf die Vorzüge eines Landesfürstentums hätte verzichten müssen. Um 1490 waren die vorderösterreichischen Landstände machtbewußte Korporationen, die beim Übergang der Lande an Maximilian die habsburgische Herrschaft sicherten und mithalfen, Herzog Sigmund abzusetzen. Die Stände nutzen ihre Position zielstrebig aus und erreichten 1507/1510 die Einrichtung einer eigenen vorderösterreichischen Regierung in Ensisheim, die bis 1638 amtierte.

Am Oberrhein gehörte damals das Funktionieren des Landtages mit seinen umfangreichen Kompetenzen zum politischen Alltag. Die vorderösterreichischen Landstände gehörten dem Dreikurientypus aus Prälaten, Ritterstand und Landschaft an. Analog zu den beiden territorialen Komplexen Elsaß und Sundgau sowie Breisgau und Schwarzwald bestanden alle drei Stände aus jeweils zwei Hälften, den Gestaden. Lange Zeit hatten alle Stände jeweils zwei unterschiedliche organisatorische Funktionsträger, die im Dritten Stand erst 1580 mit der Bestallung des gemeinsamen Syndikus endete.

Das offizielle Handlungsforum der Stände waren die Land- und Ausschußtage. In den vorderösterreichischen Landen kristallisierte sich aber kein fester Tagungsort heraus, sondern es gab auch diverse Teillandtage und Sitzungen der einzelnen Korpora. Tendenziell ist jedoch um 1600 eine Entwicklung zu kleinen Ausschußtagen und ein Rückgang der großen Landtage zu beobachten, wobei sich die Stände trotz des sich entwickelnden Absolutismus ein Selbstversammlungsrecht bewahrten.

Daneben waren Erbhuldigung und Gravamina für sie zwei wichtige Möglichkeiten politisch zu handeln. Das Zeremoniell und die prinzipielle Zustimmung zur Erbhuldigung waren nie in Frage gestanden. Allein die Landschaft schwor einen Huldigungseid, während die Prälaten nur eine Verpflichtung auf das Evangelium ablegten und versprachen, dem Landesfürsten in Notsituationen beizustehen. Der Ritterstand schwor als Stand keinerlei Huldigungseid, sondern allenfalls die einzelnen Ritterstandsglieder in ihren Dienstverhältnissen und Lehen die entsprechenden Amts- oder Lehenseide. Damit war die vorderösterreichische Ritterschaft formal der freien Reichsritterschaft gleichgestellt, was im Reich wohl einmalig war.

Die landständischen Gravamina waren zu allen Zeiten ein politisches Mittel der Stände, wobei diese meist durch Gesandtschaften direkt an den Hof oder den Landesfürsten gebracht wurden. Diese Beschwerden betrafen wirtschaftliche, militärische Interessen, die Konfession und soziale Probleme. Die genuinen landständischen Domänen aber waren zweifellos das Steuer- und Militärwesen. Das Steuerwesen entwickelte sich kontinuierlich seit ca. 1400 zu einem landständischen Steuer- und Finanzwesen mit eigener Verwaltungsorganisation. Das Selbstbesteuerungsrecht von 1573 stellt dabei lediglich den Höhe- und Endpunkt der Entwicklung zu einer ständischen Finanzverwaltung dar. Die Finanzorganisation zeigt sich ansatzweise schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts und deutlich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in ständischen Einnehmern der drei Korpora. Die Stände durften sich selbst besteuern, die Gelder selbst einziehen, verwalteten auch die landesfürstlichen Schulden und übten sparkassenähnliche Funktionen für die Bürger aus.

Seit dem 15. Jahrhundert ist auch in fast allen militärischen Auseinandersetzungen die Beteiligung landständischer Truppen nachzuweisen. Das milizartige ständische Aufgebot war zunächst kleinräumig nach Ämtern und Herrschaften aufgegliedert. Seit etwa 1500 gab es Landesdefensionsordnungen sowohl für Elsaß und Sundgau als auch Breisgau und Schwarzwald mit jeweils gegenseitigem Beistand. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts führ-



Universitätsarchiv Freiburg

ten die überterritorialen Schutzbündnisse am Oberrhein zu neuen Verteidigungsformen und -ordnungen. Als die konfessionellen Streitfälle in den 1580er Jahren die elsässischen Schirmvereine weitgehend lahmlegten, bauten die Landstände aus dem militärischen Aufgebot 16 Landfahnen und eine landständisch verwaltete Kriegskasse auf, wobei der Militärtheoretiker Lazarus von Schwendi, der ebenfalls Mitglied des vorderösterreichischen Ritterstandes war, sicherlich wichtige Reformimpulse gab. Sogar die Soldtruppen und Besatzungen der Festungen Ensisheim und Breisach waren landständisch kontrolliert.

Bei der Frage der Konfession im Land immer eindeutig katholischer Landesfürsten können zwei Phasen unterschieden werden. Zuerst betrafen die reformatorischen Bewegungen fast ausschließlich den Dritten Stand, doch war der Höhepunkt dieser Entwicklung mit dem Bauernkrieg schon fast überschritten. Der Protestantismus gewann nur einige Glieder der

Landschaft und nie den gesamten Stand. Ab etwa 1550 drang der Protestantismus beim Adel stärker vor, sodaß die Innsbrucker Regierung fast den gesamten Ritterstand als protestantisch ansah. Der unter Ferdinand II. einsetzenden Rekatholisierungspolitik setzte der Ritterstand ein Religionsgutachten mit dem Anspruch auf freie Konfessionswahl entgegen. Die vorderösterreichische Ritterschaft beharrte dann sogar darauf, sich dem Haus Habsburg nur freiwillig und ohne Verpflichtung unterstellt zu haben, daher keine Gehorsamsverpflichtungen über die Dienst- und Amtspflichten hinaus zu haben und der freien Reichsritterschaft gleichgestellt zu sein. Diesen Anspruch setzte sie auch durch, wie die paritätische Besetzung des Ritterstandsausschusses um 1600 belegt.

Einer Zusammenarbeit mit den Landständen der deutschen Erblande standen die vorderösterreichischen Landstände sehr reserviert gegenüber. Gesamtlandtage wurden nur



anfangs von den Ständen besucht, dann zogen sie sich davon zurück. Die Entwicklung erfolgte analog zur zunehmenden Ost-Orientierung der Habsburger und verstärkte eine zunehmende Isolierung der vorderösterreichischen Lande. Auch der fehlende landesfürstliche Hof spielte für die Entwicklung der Landstände eine größere Rolle, da sich der Adel so einen großen Freiraum und zahlreiche Privilegien sichern konnte. Die fehlenden Verdienst- und Reputationsmöglichkeiten versuchte die Ritterschaft durch Söldnerwesen, Kriegsunternehmertum und Dienstverhältnisse an ausländischen Höfen, auszugleichen. Die Landstände übernahmen teilweise selbst gesellschaftliche Funktionen des Hofes und wurden in gewissen Grenzen zu einem Hofsubstitut. Auf Druck der Stände wurde zudem die vorderösterreichische Regierung in Ensisheim eingerichtet, deren personelle Besetzung eine große Überschneidung mit den Landständen aufweist. Bei der Besetzung der adeligen Regentenplätze hatte die Ritterschaft ein reales Indigenat durchgesetzt, die bürgerlichen Räte drangen über Besitz und Einkünfte zunehmend in den Ritterstand ein.

Landstände und landständische Deputierte waren fast ausnahmslos selbst Obrigkeiten geistlicher Institute, adeliger Herrschaften oder Vertreter von Stadtmagistraten oder kameralen Herrschaften. Eine unmittelbare politische Mitsprache durch den „Gemeinen Mann“ war geringer als im Allgemeinen angenommen wird, da die Vertretung der Kameralherrschaften meist durch landesfürstliche Beamte erfolgte. Die Stände waren keine abgeschlossenen, isolierten oder statischen Korporationen, sondern in ein dichtes Netz sozialer Beziehungen eingebunden. In einigen wenigen Fällen konnten bedeutende Familien sogar zu allen drei Ständen Zugang finden und ihnen angehören. Prinzipielle Gegensätze zwischen den landständischen Korpora und dem landesfürstlichen Regiment existierten nicht, die scheinbaren Gegensätze lösten sich vielfach in den Beziehungen zwischen den Personen auf.

Trotz aller politischer Auseinandersetzungen zwischen Ständen und Landesfürstentum war selbst in der umstrittenen Konfessionsfrage nie die prinzipielle Loyalität zum Haus Habsburg in Frage gestellt. Das politische Gewicht

der vorderösterreichischen Landstände im 15. und 16. Jahrhundert war beachtlich, da sie stark in die landesfürstlichen Bereiche eingedrungen waren und sich in diesen Machtpositionen behaupten konnten. Die selbstbewußten Landstände profitierten in erster Linie von der Abwesenheit des Landesfürsten, wie die formale Gleichstellung des vorderösterreichischen Ritterstandes mit der Reichsritterschaft zeigt. Die beiden anderen Stände standen im Schatten der Ritterschaft, waren aber durch diese auch zu Nutznießern größerer Freiheiten geworden. In der realen Machtverteilung zwischen Landesfürst und Landständen nahmen die vorderösterreichischen Stände eine bedeutende Position ein, die vorderösterreichischen Lande konnten so ein bemerkenswertes Eigenleben führen.

## DER EUROPÄISCHE KRIEG UND DER VERLUST DES ELSASS

Als der Dreißigjährige Krieg 1618 begann, gab es in den vorderösterreichischen Landen gerade wieder einen Wechsel in der Landesherrschaft. Der ursprünglich für den geistlichen Stand vorgesehene Erzherzog Leopold V. erhielt die vorderösterreichischen Lande und Tirol als Statthalter zugesprochen. Nach seiner Resignation auf die kirchliche Ämter und den päpstlichen Dispens zur Eheschließung mit Claudia von Medici (1625) wurde er 1630 schließlich erblicher Landesfürst. Die oberrheinischen Lande blieben bis zu seinem Tod 1632 noch weitgehend vom Kriegsgeschehen unberührt. Dann wurden sie aber zunächst von Herzog Bernhard von Weimar besetzt, der sich hier ein Fürstentum errichten wollte, und nach dessen Tod (1639) besetzten französische Truppen die Gebiete.

Der Tiroler Kanzler Wilhelm Bienner versuchte vergeblich, durch Bündnisse mit Spanien die Vorlande für seinen Landesfürsten zurückzuerobern. Während die ersten Jahre des großen europäischen Krieges kaum unmittelbare Auswirkungen zeigten, mögen die Erzählungen des Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen mit seinem „Simplicius Simplicissimus“, die teilweise im Breisgau spielen, als Hinweis auf die gewandelte Kriegssituation gelten.



Schon 1630 wäre Isaak Volmar fast Innsbrucker Kanzler geworden, doch hatte der damalige und letzte vorderösterreichische Kanzler zu hoch gepokert und gegen seinen Konkurrenten Bienner verloren, der an seiner Stelle Kanzler in Tirol wurde. Zwanzig Jahre später schürte Volmar Intrigen gegen Bienner, die 1650 zu dessen Absetzung und Inhaftierung führten. Während Volmar die Nachfolge Bienners als Hofkanzler antreten konnte, wurde Bienner in einem Prozeß des Hochverrats bezichtigt und 1651 auf Anordnung des Erzherzogs hingerichtet.

Als es schließlich 1648 zu den Friedensverhandlungen in Münster kam, verhandelte der ehemalige vorderösterreichische Kanzler Dr. Isaak Volmar für die Tiroler Linie der Habsburger und für den Kaiser. Während Volmar anfangs noch die Abtretung der vorderösterreichischen Lande als Unrecht gegenüber der Tiroler Linie ablehnte, schwenkte er im Laufe der Zeit vollständig auf den kaiserlichen Kurs ein und befürwortete einen territorialen Verzicht, um Schweden und die protestantischen Kriegsparteien zum Friedensschluß zu drängen. Der Kaiser gab allen Reichsbesitz links des Rheines auf und trat Elsaß, Sundgau sowie Breisach als Brückenkopf an den französischen König ab. Zwar hatte sich Ludwig XIV. im Gegenzug zur Zahlung von 3 Million Livre an die Habsburger und die Übernahme von zwei Dritteln der Ensisheimer Kamerschulden verpflichtet, doch wurden die drei Millionen erst nach Jahrzehnten gezahlt. Die Waldstädte am Hochrhein gaben die Franzosen erst 1650 frei. Mit Elsaß und Sundgau waren die letzten urreigendsten habsburgischen Stammlande für immer dem Haus Österreich verloren gegangen.

## VERÄNDERUNGEN UND POLITISCHES ENDE

Für den Torso, der von den vorderösterreichischen Landen nach dem Dreißigjährigen Krieg übriggeblieben war, wurde 1651 in Freiburg eine neue vorderösterreichische Regierung errichtet. Der Gegensatz zu Frankreich und die Hegemonialkämpfe zwischen Habsburgern und französischer Krone wurde im nächsten Jahrhundert zum andauernden Existenz-

problem für die vorderösterreichischen Lande, der Oberrhein war leidtragender Schauplatz und Spielball der Mächte. Mehrfach wechselte Freiburg seine territoriale Zugehörigkeit, mehrfach wurde die Stadt befestigt und zerstört. Zwischen 1676 und 1698 war ein Streifen von Breisach bis weit hinter Freiburg französisch, die vorderösterreichische Regierung hatte sich nach Waldshut geflüchtet. In dieser Zeit existierte in Freiburg 1686-1698 eine französische Universität, während Österreich seine vorderösterreichische Landesuniversität nach Konstanz verlegt hatte. Nach der Rückkehr Freiburgs unter österreichische Herrschaft wurde die Universität wieder zurückverlegt, die französisch-freiburgische Universität wurde aufgelöst. Letztmals wurde Freiburg 1744 erobert und die vom französischen Festungsarchitekten Vauban ausgebaute Festungsstadt gesprengt. Die französische Festungsstadt Neuf-Brisach im Elsaß ist bis heute noch fast vollständig erhalten.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts gab es noch mehrfach erhebliche Veränderungen für die vorderösterreichischen Lande, da der absolutistische Zentralstaat seine Ländergruppen einheitlich und straffer organisieren wollte. Die habsburgischen Schwerpunkte hatten sich längst nach Wien, in den Donaauraum nach Osten verlagert. Von Wien aus wurde an Stelle der vorderösterreichischen Regierung 1752 eine neue Provinzialbehörde mit der Bezeichnung Repräsentation und Kammer geschaffen, die nun Wien direkt und nicht mehr Innsbruck unterstand. Sie war für den Breisgau, Vorarlberg und Schwäbisch-Österreich zuständig und hatte ihren Sitz in Konstanz. In Freiburg blieb nur noch die Justizstelle und hatte die Zuständigkeit für die breisgauischen Lehensangelegenheiten. Doch schon 1759 wurde die *Repräsentation und Kammer* wieder nach Freiburg verlegt und mit der Justizstelle vereint. Seit 1763 hieß die Freiburger Provinzialregierung wieder *Regierung und Kammer*. Die Zugehörigkeit Vorarlbergs zu Vorderösterreich wurde 1784 wieder rückgängig gemacht und die alte Verbindung zu Tirol wieder belebt.

Die habsburgischen Vorlande waren im 18. Jahrhundert aber schon zu Schwanzfedern des Kaiseradlers geworden, wie es der Titel



der Landesausstellung zu Vorderösterreich 1999–2000 sinnbildlich ausdrückt. Diese Vorlande des 18. Jahrhunderts waren kein *Schutz und Schild des Reiches* mehr wie sie es noch im 15. Jahrhundert waren. Die Vorlande war nur noch ein Vorposten, sie waren zur Knautschzone der französisch-österreichischen Auseinandersetzungen um die Vormachtstellung in Europa herabgesunken. Sie hatten ihre Bedeutung als Kernlande und Machtbasis, um im Alten Reich agieren zu können, längst verloren.

In den napoleonischen Kriegen kam dann auch das Ende der österreichischen Präsenz in Süddeutschland. Zunächst mußten die Habsburger diese Gebiete 1803 an die Herzoge von Modena, eine habsburgische Nebenlinie, abtreten. Doch schon im Frieden von Pressburg kam 1805 das endgültige Aus. Die vorderösterreichischen Gebiete wurden unter dem Großherzogtum Baden, dem Königreich Württemberg und dem Königreich Bayern aufgeteilt. Zwar hofften die Breisgauer noch viele Jahre, wieder unter österreichische Herrschaft zurückzukommen, doch erfüllte sich diese Hoffnung nie. Nach mehr als vierhundert Jahren war der Breisgau endgültig von der Habsburger-Dynastie getrennt worden.

---

#### *Zugrundeliegende Literatur*

Wilhelm Baum, Die Habsburger in den Vorlanden. Krise und Höhepunkte der habsburgischen Machtstellung in Schwaben am Ausgang des Mittelalters, Wien/Köln/Weimar 1993.

Hans Maier und Volker Press (Hrsgg.), Vorderösterreich in der frühen Neuzeit, Sigmaringen 1989.

Friedrich Metz (Hrsg.), Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, Freiburg (2. Auflage) 1967.

Franz Quarthal, Georg Wieland und Birgitt Dürr, Die Behördenorganisation Vorderösterreichs von 1753 bis 1805 und die Beamten in Verwaltung, Justiz und Unterrichtswesen, Bühl/Baden 1977.

Franz Quarthal, Landstände und landständisches Steuerwesen in Schwäbisch Österreich, Stuttgart 1980.

Karl Josef Seidel, das Oberelsaß vor dem Übergang an Frankreich: Landesherrschaft, Landstände und fürstliche Verwaltung in Alt-Vorderösterreich (1602–1638), Bonn 1980.

Dieter Speck, Die vorderösterreichischen Landstände. Entstehung, Entwicklung und Ausbildung bis 1595/1602, 2 Bände, Freiburg 1994.

Otto Stolz, Geschichtliche Beschreibung der ober- und vorderösterreichischen Lande, Karlsruhe 1943.

Anschrift des Autors:  
Dieter Speck  
Im Amtshof 9  
79189 Bad Krozingen

# Ferdinand Fechtig (1756–1837)

Krenkinger Bauernsohn wurde österreichischer Staatsminister

Ferdinand Fechtig hat 1756 als zehntes Kind einer Bauernfamilie in Krenkingen, heute Stadtteil von Waldshut-Tiengen, das Licht der Welt erblickt. Niemand konnte ahnen, daß er einmal zum hohen Amt eines Staatsministers der kaiserlichen Regierung in Wien aufsteigen würde. Die Verleihung des Adelstitels und die Erhebung in den Freiherrenstand waren weitere Erfolge eines zielbewußten Strebens. Dazu verdient sicher sein Einsatz für das Fortbestehen des 1806 aufgehobenen Schwarzwaldklosters St. Blasien in St. Paul/Kärnten herausgehoben zu werden.

Daß Fechtig wieder in das heutige Bewußtsein gerückt wurde, geht auf ein einstiges Versehen zurück. Darauf stieß der im Ruhestand lebende Oberlehrer Gustav Häusler bei seinen Forschungen zur 1966 erschienenen Stadtgeschichte von Stühlingen. Im Badischen Universallexikon von 1847 ist Stühlingen fälschlich als Geburtsort angegeben. Dank seiner gründlichen Arbeit konnte Häusler aber Krenkingen als tatsächlichen Geburts- und Heimatort ermitteln und fand auch Hinweise auf das außergewöhnliche Berufsleben. Um auf den erfolgreichen Sohn unseres Heimatgebietes aufmerksam zu machen und die Erinnerung an ihn wachzuhalten, wurde auf Häuslers Anregung und im Zusammenwirken mit dem damaligen Vorsitzenden der Vereinigung „Badische Heimat“, Emil Bader, sowie örtlicher Heimatfreunde 1963 im Gasthaus zum „Adler“ in Krenkingen eine Heimatstube eingerichtet. Das Porträt des großen Bürgersohnes fand darin einen Ehrenplatz. So hat man auch am erhaltenen Geburtshaus gleichzeitig eine Gedenktafel angebracht. Die Heimatstube besteht bedauerlicherweise nicht mehr.

Fechtigs Heimatdorf Krenkingen führt den Namen eines der ehemals mächtigsten Adelsgeschlechter in unserer Gegend<sup>1</sup>. Dieses besaß die ebenfalls nach ihm bezeichnete Stammburg auf einem Felssporn über dem romantischen Steinatal nahe dem Ort Krenkingen<sup>2</sup>. Es errichtete die erste Burg in Tiengen und nannte eine Reihe weiterer Burgen im Schlüchtal und Klettgau sein eigen. Das Dorf Krenkingen kam 1480 durch Kauf von den Herren von Rumlang an das Kloster St. Blasien. An dessen einstige Herrschaft erinnern der springende Hirsch auf Krenkingens Kirchturm sowie ein Wappenstein des Abtes Kaspar I. (1541-1571) von St. Blasien an der früheren Zehntscheuer im Ort.

In Krenkingen amtierten von St. Blasien eingesetzte Vögte. Ein solcher war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Landwirt Joseph Georg Hug, einem dort angesehenen Geschlecht entstammend. Er war mit Maria Anna Ofterdinger aus Wutöschingen verheiratet, starb jedoch 1742 nach siebenjähriger Ehe im Alter von erst 34 Jahren. Die 27jährige Witwe mit drei Kindern und einem weiteren unterwegs, bot nun dem aus Igelschlatt (heute Grafenhausen) stammenden Landwirt Ferdinand Fechtig im folgenden Jahr Einheirat auf ihren Hof. Aus dieser Verbindung gingen nochmals sechs Kinder hervor. Das jüngste war der am 4. Oktober 1756 getaufte und nach seinem Vater benannte Ferdinand Fechtig<sup>3</sup>.

Die zweite Ehe der Mutter währte 25 Jahre. Da verlor Frau Fechtig 1768 ihren zweiten Ehemann und damit der erst 13 Jahre alte Ferdinand seinen Vater. Während die Mutter noch unmündige Kinder zu versorgen hatte, konnte sich der am 12. August 1745 getaufte Sohn Johann Martin bereits 1765 mit der Hirschen-





*Ferdinand Fechtig (1756–1837) in der Uniform eines Hofrates im österreichischen Justizdienst mit dem Komturkreuz des ungarischen St. Stephansordens*

Repro.: K. Sutter

wirtstochter Maria Barbara Würth in Stühlingen verheiratet. Als Hirschenwirt, später auch Bürgermeister und Posthalter in Stühlingen, gründete er dort eine neue Fechtglinie. Der Nachfahre Fidel Fechtig übernahm die Posthalterei in Stühlingen und baute das „Hotel Post“. 1962 gab er den Hotelbetrieb auf, um das Gebäude für die Einrichtung der Carossa-Klinik bereitzustellen<sup>4</sup>.

Die beiden jüngsten Söhne in Krenkingen zeichneten sich durch besondere Fähigkeiten aus. So setzte die nicht gerade unbemittelte Mutter alles daran, ihnen den Besuch der Hochschule zu ermöglichen, was damals für Bauersleute außergewöhnlich war. Von dem älteren und 1754 geborenen Joseph vermerkt das Kirchenbuch der Pfarrei Krenkingen, daß er für die Universität Freiburg Syndikus in Ehingen wurde. Der jüngste Sohn Ferdinand konnte

1774 ein Philosophie-Studium an der Universität Freiburg beginnen, das er 1777 mit dem Magisterexamen abschloß. Er widmete sich dann der Rechtswissenschaft und promovierte zum Doktor der Jurisprudenz.

Während der Schul- und gemeinsamen Studienzeit hielt Fechtig engen Kontakt zu seinem Jugendfreund Anton Meggle (1754–1830) aus Stühlingen, der ebenfalls promovierte, jedoch Benediktinermönch in St. Peter wurde<sup>5</sup>. Meggle hinterließ unzählige lateinische Kurz- und Sinn-gedichte.

Ferdinand Fechtig arbeitete zunächst als Rechtsanwalt in Freiburg, konnte aber bald in die Dienste der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg treten, wo er dem landständischen Syndikus Baumann als Gehilfe beigegeben wurde<sup>6</sup>. Am 9. Februar 1782 verheiratete er sich mit dessen Tochter Cäcilia<sup>7</sup>. Nun holte ihn



Ferdinand Fechtig (hinter dem Abt in Hofratsuniform) bei der feierlichen Übergabe des Stifts St. Paul/Kärnten durch Kaiser Franz I. an Fürstabt Bertold Rottler 1809. Gemälde (im Ausschnitt, Ganzaufnahme im Jahrbuch des Landkreises Waldshut 1991, S. 106) in St. Paul, Leinwand (36 x 296 cm.) von Johann Baptist Höchle.

Repro.: K. Sutter



Kaiser Joseph II. (1765–1790) an den Hof in Wien und ernannte ihn 1789 zum Regierungs- und Kammerrat.

Im gleichen Jahr brach die Französische Revolution aus. In der Folge begann für Europa die länger andauernde Phase Napoleonischer Kriege mit gewaltigen politischen Umwälzungen. Darunter hatte das Erzherzogtum Österreich besonders zu leiden. Im Zuge der von Napoleon diktierten Neuordnung der Landesgrenzen verlor es mit seinen Vorlanden den Breisgau und den dazugehörenden Schwarzwald. Die Gebiete fielen im Frieden von Preßburg (26. 12. 1805) an das neugeschaffene Großherzogtum Baden. Dieses hob am 10. Oktober 1806 als letzte Klöster St. Blasien und St. Peter auf<sup>8</sup>. Kaiser Franz II./I. (1792–1806–1835) legte am 11. August 1806 offiziell die Reichskrone nieder, um dann als Franz I. nur noch österreichischer Kaiser zu sein.

Bereits zur Zeit des Fürstbistums Martin II. Gerbert (1764–1793) pflegte Fechtig von Wien aus Beziehungen zum Kloster St. Blasien). Er und der aus Waldshut stammende damalige Regierungspräsident in Freiburg, Hermann Tröndlin von Greiffenegg (1737–1807), setzten sich tatkräftig für den Verbleib unserer Gegend bei Österreich ein<sup>10</sup>. Als das jetzige Großherzogtum Baden die Klöster aufhob und St. Blasien Fürstbistum Berthold Rottler (1801–1807–1826) durch Auswanderung die Klostergemeinschaft zu erhalten suchte, erfuhr er von Fechtig tatkräftige Unterstützung.

Inzwischen wurde Fechtig auch Komtur des ungarischen St. Stephansordens. In seinem damaligen Amt als österreichischer Geheimer Rat und Vizepräsident der obersten Justizstelle in Wien mit gutem Kontakt zum Kaiser führte er die Verhandlungen zur Übersiedelung des Fürstbistums Rottler mit 33 emigrationswilligen Mönchen zunächst in das Kloster Spital am Phyrn in Oberösterreich<sup>11</sup>. Zu diesem Zwecke traf Fechtig am 20. März 1806 mit Fürstbistum Berthold Rottler im Kloster Berau zusammen. Im September 1807 konnte der Klosterbau in Spital bezogen werden. Dank der Unterstützung durch Fechtig war es möglich, einen großen Teil des Klosterschatzes mitzunehmen und so bedeutendes heimatliches Kulturgut zu retten, während der badische Staat den übrigen

von ihm beschlagnahmten Besitz auf dem Versteigerungswege verschleuderte und dabei in alle Winde zerstreute<sup>12</sup>.

So befinden sich die Schätze heute im Besitze des noch bestehenden Stifts St. Paul in Kärnten, das die Klostergemeinschaft zwei Jahre später zugewiesen bekam. Dort zeigt ein Gemälde die Übergabe des Klosters St. Paul durch Kaiser Franz I. an den St. Blasien Abt. Fechtigs bedeutende Stellung kommt dadurch deutlich zum Ausdruck, daß er an der Spitze der anwesenden kaiserlichen Abordnung steht<sup>13</sup>. Er hielt weiterhin engen Kontakt zu den St. Blasien Mönchen in St. Paul.

In seinem vielseitigen Wirken erwarb sich Fechtig auch Verdienste als Inhaber von Ämtern in der Stadt Wien. Sie fanden 1810 in der Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt ihre Würdigung. Noch weiter vermochte Fechtig auf der Karriereleiter aufsteigen. 1813 erfolgte seine Erhebung in den Freiherrenstand unter dem Prädikat von Fechtenberg<sup>14</sup>. 1818 avancierte er zum Präsidenten des niederösterreichischen Appellationsgerichtes und 1829 wurde er oberster Justizpräsident. Seine letzte Stufe erreichte er am 23. April 1834 mit der Ernennung zum Chef der Justizsektion im Staatsrat und zum Staats- und Konferenzminister. Als solcher verstarb Ferdinand Fechtig von Fechtenberg am 27. September 1837.

Während Fechtigs Berufsleben einen bewundernswerten Werdegang aufzuweisen hat, war ihm familiär weniger Glück beschieden. Als seine erste Frau, Cäcilia Baumann, starb, heiratete er Theresia Mössner und nach deren Tod am 15. Juni 1803 Maria von Kolomban. Aber auch diese verlor er bald, sie verstarb am 2. März 1811. Bekannt ist nur ein Sohn, der ebenfalls Ferdinand hieß und Herrschaftsbesitzer zu Bulles im Komitat Krasso in Ungarn wurde<sup>15</sup>.

---

#### Anmerkungen

- 1 H. Maurer, Das Land zwischen Schwarzwald und Randen im frühen und hohen Mittelalter, Freiburg 1965.  
ders. Freiherren von Krenkingen, Genealogisches Handbuch zur Geschichte der Schweiz, Band IV, S. 125–174.
- 2 H. Voellner, Die Burgen und Schlösser zwischen Wutachschlucht und Hochrhein, Schriftenreihe des



*Fechtigs Geburtshaus in Krenkingen, als ältestes Bauernhaus im Ort unter Denkmalschutz*

Aufnahme: K. Sutter



- Landkreises Waldshut, „Heimat am Hochrhein“, 1975.
- 3 Die Lebensdaten wurden dem Tauf-, Ehe- und Sterbebuch der Pfarrei Krenkingen, heute im Pfarramt Tiengen, entnommen. Da Geburten erstmals nicht registriert wurden, ist nur die Taufzeit verfügbar. Die Daten sind jedoch, mit Ausnahme bei Nachtentbindungen, identisch, da man wegen der großen Säuglingssterblichkeit bald nach der Geburt die Taufe vollzog.
- 4 G. Häusler, Stühlingen Vergangenheit und Gegenwart, Stühlingen, 1966, S. 233 u. 134.
- 5 Wie oben, S. 183 u. 184.
- 6 Stiftsarchiv St. Paul, 88/2, 1783, S. 95, Bericht des St. Blasier Mönchs Trudpert Neugart (1742–1825) vom 31. Mai 1783:  
*„Auf Mittag kam Doktor Fechtig von Wien, ein geborener Krenkinger, ein geschickter junger Mann, der bei Hof sich verwendet, um dem landesständischen Syndikus Baumann, seinem Schwiegervater, als Gehilfe beigegeben zu werden. Nach angehörter Messe reiste er nach Freiburg.“*
- 7 Wie Anm. 3, Zusatz beim Taufeintrag des Ferdinand Fechtig am 4. Okt. 1756.
- 8 K. Rieder, Die Aufhebung des Klosters St. Blasien, Karlsruhe 1907,  
 K. Sutter, Die Aufhebung der Benediktinerabtei St. Blasien und der Neubeginn in St. Paul/Kärnten, in *Badische Heimat* 57, 1977, S. 404–418;  
 H. Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811, Überlingen 1980, S. 166–182.  
 K. Sutter, Die Aufhebung der Abtei St. Blasien und der Neubeginn in St. Paul/Kärnten, in: H. Heidegger/H. Ott, St. Blasien. Festschrift aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche, München/Zürich 1983, S. 301–314.  
 J. Gut, 900 Jahre Benediktinerstift St. Paul im Lavanttal, Jahrbuch des Landkreises Waldshut 1991, S. 96–110  
 Ders. Ende und Neubeginn – Der Weg der Mönche aus St. Blasien/Schwarzwald nach St. Paul/Kärnten, Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein, Lindenberger 1996, S. 141–153.
- 9 Wie Anm. 6.
- 10 U. Engelmann, Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald, Stuttgart 1966, Zweiter Teil, S. 154/155.  
 A. Graf Kageneck, Das Ende der vorderösterreichischen Herrschaft im Breisgau, Freiburg 1981, S. 30, 156 u. 181
- H. Kopf, Greiffenegg, Aufstieg und Ausklang einer Familie, Freiburg 1974.  
 K. Sutter, Das Waldshuter Patriziergeschlecht der Tröndlin, Heimat am Hochrhein, Jahrbuch des Landkreises Waldshut 1989, S. 151–161.
- 11 G.-J. Ladstätter, Die Geschichte des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttal in Kärnten, Diss. phil. Wien 1973 (masch. schr.) S. 13–20.  
 12 wie Anm. 10, Kageneck, S. 157.
- 13 L. Rottler, Reise nach St. Paul im Lavantthale in Kärnten, Radolfzell, 1889, S. 18, *„Rechts vom Throne steht der Erzherzog, dabei der Baron Fechtig, Präsident des obersten Gerichtshofes, die Patres Trudpert Neugart und Ambros Eichhorn (aus Bonndorf-Wittlekofen) und die Kapitularen des Schottenstiftes als Zeugen, sowie der Erzbischof Graf Hohenwart von Wien, der geistliche Staatsrat Jüstel, Fürst Metternich, sowie zahlreiche Begleitung.“*
- 14 Österreichisches Staatsarchiv, Wien, Mitteilung Z1.10.291/1963. Das verliehene Wappen: Ein in Gold und Rot schrägrechts geteilter Schild, der von einer Freiherrenkrone mit fünf Perlen gekrönt ist. Darüber ein geöffneter Turnierhelm, der als Helmzier zwei Adlerflüge in Gold mit einem roten Balken. Die Helmdecken sind rot-gold, der Schild wird von zwei Steinböcken gehalten.
- 15 Wie oben, Z1.10.491/1963
- Fechtigs Aktivitäten in seinen hohen Ämtern werden in Quellen und Literatur verschiedentlich erwähnt, so auch Daten zur beruflichen Laufbahn in Franz Quartal und Georg Wieland, Behördenorganisation Vorderösterreichs von 1753–1805, Bühl, 1977, jedoch eine Lebensbeschreibung, auch nur in Kurzfassung, ließ sich nicht finden.  
 Auf die Angabe des gesamten gesichteten Quellenmaterials wurde verzichtet.

Anschrift des Autors:  
 Konrad Sutter  
 Waldeckstraße 3  
 79761 Waldshut-Tg. 1

## Fürstenglanz und Türkenhaß

### Das Grabmonument des Türkenlouis in der Stiftskirche zu Baden-Baden

Das größte und prunkvollste der Grabmäler im Chor der Baden-Badener Stiftskirche ist das des Markgrafen Ludwig Wilhelm, bekannt als Türkenlouis. Bei einem ersten Blick auf das Monument fallen die stolze Pose des Herrschers, die Waffen und die beiden nackten besiegtten Türken auf. Ein solches Ruhmesdenkmal würde man wohl nicht gerade in einem Kirchenraum vermuten, aber es entstammt eben einer Zeit, in der die Herrscher nicht hoch genug herausgehoben werden konnten und sich zu diesem Zweck selbstverständlich einer religiösen Legitimation bedienten. Zudem handelt es sich um ein Grabmal, bei dem sich mehr als irgendwo sonst die Bereiche von Sakralem und Profanem überschneiden. Es soll eine der Leitfragen für die folgende Untersuchung sein, wie im Baden-Badener Grabmonument historische Ereignisse religiös interpretiert werden und wie es gerade zu dieser Komposition von Figuren und Gegenständen kommt.

Außerdem ist das Grabmal auf dem Hintergrund der sehr aktuellen Frage des Verhältnisses von Christentum und Islam zu sehen, das von Beginn an durch Wahrnehmungsprobleme geprägt war. Neuere geschichtswissenschaftliche Untersuchungen haben diese Wahrnehmungsakte untersucht und sprechen vom Islambild als einem Vorstellungskomplex, der den Islam zum Gegenstand hat und sich in literarischen, ikonographischen, musikalischen u. a. Zeugnissen niederschlägt.<sup>1</sup>

Seit der frühen Neuzeit waren die Türken für die Mitteleuropäer die Muslime schlechthin. Türke war als stereotypes Synonym für Moslem gebräuchlich. Das Bild, das man sich von den Türken machte, wurde oft unkritisch tradiert.

Diese Klischees und Stereotypen haben sich über Jahrhunderte in unserer Gesellschaft gehalten: „Sie sind als Potential vorhanden und können schnell aktiviert werden, wenn es politisch nützlich erscheint, wie zum Beispiel während des zweiten Golfkrieges.“<sup>2</sup> Auch in der Frage, ob denn die Türkei zum vermeintlich christlichen Europa gehören könne, schwingen noch solche alten Ängste und überlieferten Bilder mit.<sup>3</sup> Erste Untersuchungen belegen, daß der Islam den Kommunismus nach dem Ende des kalten Krieges als Feindbild abgelöst hat und daß er in den Medien oft unausgewogen und voreingenommen dargestellt wird.<sup>4</sup> Die Gefahr der Feindbilder, die wesentlich von Ängsten bestimmt sind, besteht darin, daß sie Wirklichkeiten hervorbringen, zum Beispiel während des kalten Krieges den Rüstungswettlauf, und die Konflikte eskalieren lassen.

Diese Bilder (Feindbilder, Islambilder und andere Bilder) sind jedoch vielfältig und unterscheiden sich je nach Land, Gesellschaftsschicht und Konfession. So war das Bild der Türken im Frankreich des 17. und 18. Jh., das nicht der Koalition gegen die Türken angehörte, sondern einen intensiveren kulturellen Austausch mit dem Osmanischen Reich pflegte, vielfältiger, wirklichkeitsnäher und weniger stereotyp, als es gerade in Österreich der Fall war.<sup>5</sup> Bis heute sind solche Bilder nicht allein von Tatsachen geprägt, sondern von Vorurteilen, Überzeichnungen und beschränkten Blickwinkeln. Sie sind in der Regel emotional besetzt, beruhen auf selektiver Wahrnehmung und nicht zuletzt auf bewußter Kontaktvermeidung. So war die Wahrnehmung der Türken außerhalb Frankreichs bis ins 18. Jh. hinein auf den militärischen Aspekt reduziert. Begegnung



fand primär auf dem Schlachtfeld statt. Die Türkenfurcht all derer, die wohl nie in ihrem Leben einen Türken zu Gesicht bekamen, beruhte folglich auf literarischen Quellen und ikonographischen Darstellungen. In diesem Zusammenhang ist auch die Wirkung des Baden-Badener Grabmonuments zu sehen.

Um dessen Funktion genauer zu bestimmen und Feindbildstrukturen in ihm aufzudecken, soll in einem ersten Schritt der historische Hintergrund skizziert und in einem zweiten die ikonographische Umsetzung untersucht werden. Abschließend sollen verschiedene Möglichkeiten für den heutigen Umgang mit dem Monument vorgestellt werden.

## 1. DER HISTORISCHE HINTERGRUND

### 1.1. Die Türkenkriege

Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken 1453 war ein Schock für das Abendland. Eines der beiden Lichter der Christenheit war nun ausgelöscht. In der Folgezeit breiteten sich Legenden über die Grausamkeit der Türken aus. Die Renaissance wirkte sich in dieser Hinsicht nicht humanisierend aus, im Gegenteil: Nach antikem Vorbild wurden die nichtchristlichen Türken mit den Babaren gleichgesetzt. Die neue Möglichkeit des Buchdrucks machte es möglich, daß sich die Furcht vor den Türken in einem zuvor nicht gekannten Umfang auf literarischem Weg verbreitete und die Feinde trotz geographischer Distanz in eine bedrohliche Nähe rückten.<sup>6</sup>

Seit der ersten erfolglosen Belagerung Wiens durch die Türken im Jahr 1529 bestand die Gefahr, daß auch große Teile Zentraleuropas unter türkische, also muslimische Herrschaft geraten würden.<sup>7</sup> Durch die Eroberungen auf dem Balkan seit dem 14. Jh., die durch das dortige Machtvakuum ermöglicht worden waren, und endgültig durch ein erstes französisch-türkisches Bündnis 1536 sind die Türken eine europäische Macht geworden. Der Sieg der Türken über die Venezianer 1645 bei Kanea (Kreta) stellte einen weiteren Schock dar. Papst Innozenz XI., der selbst vom Kreuzzugsideal erfüllt war, strebte ein Bündnis aller katholischen Mächte zu einem Kreuzzug gegen die Türken an. Die Allianz nahm schließlich 1684

in der Heiligen Liga als Bündnis des Papstes mit Österreich, Polen und später Venedig Gestalt an. 1683 erfolgte – nach weiteren Kriegen in den 60er Jahren des 17. Jh. – erneut ein türkischer Angriff. Nach zweimonatiger Belagerung Wiens konnten die Mächte der Heiligen Liga die Stadt am 12. 9. 1683 in der sog. Entsatzschlacht befreien und stießen bis weit nach Ungarn hinein vor. Das Jahr 1683 leitete insofern eine mächtropolitische Wende ein, als sich Österreich in der Folgezeit zunehmend in Richtung des Balkans orientierte und im Gegensatz zu vorher nun offensiv gegen die Türken vorgehen vermochte.

In der Schlacht von Zenta 1697 konnte die türkische Macht endgültig gebrochen werden. Die 1699 im Frieden von Karlowitz festgeschriebenen territorialen Gewinne Polens, Österreichs und Venedigs zeigen, daß das Osmanische Reich an Bedrohlichkeit verloren hatte. Der Versuch der Türken, die verlorenen Gebiete in einem neuen Krieg (1714–17) wieder zurückzuerobern, scheiterte. Die weiteren Kriege des 18. Jh. führten dazu, daß die Türken wieder bis zur Donaugrenze zurückgedrängt werden konnten.

Die Ereignisse von 1683 sind für das Türkenbild wirkungsgeschichtlich von zentraler Bedeutung. Das Hauptproblem besteht darin, daß bis heute Klischees und Auswüchse einer „europäischen Türkenideologie“, die in der damaligen Propaganda gegen die Türken ihre Wurzeln haben, die Geschichtssicht beherrschen. In der Geschichtsforschung ist jedoch eine Trendwende zu beobachten, die darauf hinzielt, die Quellen neu zu sichten, genauer zwischen Ideologie und Historie zu unterscheiden, die Zeugnisse der Gegenseite miteinzubeziehen und besonders die Geschichte des Balkans differenzierter darzustellen.<sup>8</sup> Vor allem zwei stereotype Behauptungen, die auch das Grabmonument des Türkenlouis widerspiegelt, sind aus heutiger Sicht zurückzuweisen:

Behauptung 1: „Der Sieg 1683 hat Mitteleuropa vor der türkischen Eroberung bewahrt.“<sup>9</sup> – Gegenthese: Das osmanische Reich befand sich seit dem 16. Jh. in einer Phase innerer Schwäche und wäre zu einer derart weitreichenden Expansionspolitik militärisch gar nicht in der Lage gewesen. Wirtschaftliche und administrative Probleme, die Erfolglosig-



keit innerer Reformen, die Auseinandersetzung mit den iranischen Safaviden im Osten, die Ungesicherheit der Herrschaft auf dem Balkan und der fehlende Anschluß an den europäischen Fortschritt seit der Renaissance waren dafür verantwortlich.<sup>10</sup> Da Einblicke in die inneren Verhältnisse des Osmanischen Reichs fehlten, war für die meisten Beobachter in Europa diese Schwäche allerdings nicht erkennbar, so daß sich der Schrecken der osmanischen Armee nicht verringerte. Andererseits nahmen auch die Osmanen den Reformschub in Europa im 16. und 17. Jh. nicht war und ruhten sich auf einem Überlegenheitsgefühl aus, das spätestens im 17. Jh. seine Berechtigung verloren hatte. Folglich kam es zu einer gegenseitigen Über- bzw. Unterschätzung, was für Feindbilder typisch ist. Es ist unsicher, welches Ziel die Belagerer Wiens überhaupt verfolgten; daß Ruhmbestrebungen Kara Mustafas, des osmanischen Vesirs, der einen großen Erfolg erringen wollte, mitspielten, ist wahrscheinlich. Vielleicht hatte er den Sturz der Habsburger im Auge, aber wohl kaum die Einnahme ganz Europas.<sup>11</sup>

Behauptung 2: „Es handelte sich um einen religiösen Konflikt zwischen Christentum und Islam.“ – Gegenthese: Es handelte sich um einen politischen Machtkonflikt, der in der Logik der Zeit mit dem Vehikel des Kreuzzugs-gedankens religiös überhöht wurde. Daß jedoch die Religion nicht der alleinbestimmende Faktor gewesen sein kann, belegt die Tatsache, daß es den unterworfenen christlichen Balkanvölkern unter den Türken nicht schlechter ging als zuvor und es zu einer Art „osmanisch-balkanischen Symbiose zum beiderseitigen Vorteil“<sup>12</sup> kam. Territoriale Expansion war in jener Zeit nichts Außergewöhnliches; die Expansion des Osmanischen Reiches ist aus heutiger Sicht nicht anders zu bewerten als etwa die der Venezianer. Die Türken strebten nicht danach, die Christen auf dem Balkan zu bekehren, sondern verfolgten vor allem wirtschaftliche Interessen. Die Christen wurden in das relative Stabilität garantierende Millet-System (autonome Selbstverwaltung religiöser Gruppen) integriert; Zwangsbekehrungen gab es keine, wenn natürlich auch manche Christen um einer Karriere im Osmanischen Reich willen den Preis einer Konversion auf sich nah-

men.<sup>13</sup> Immerhin hat das Christentum auf dem Balkan auch die Jahrhunderte türkischer Herrschaft überlebt.

Zudem haftet der Rolle Österreichs auf dem Balkan teilweise bis heute ein „Befreiungsmythos“<sup>14</sup> an, obwohl es Österreich auch um territoriale Expansion ging und darum, die Gegenreformation voranzutreiben und damit den Absolutismus durchzusetzen. Der konfessionalistische Absolutismus Österreichs konnte die eroberten Gebiete Ungarns nur durch eine verschärfte Rekatholisierung und Umsiedelung hartnäckiger Protestanten integrieren. Ein konkretes Ziel der Habsburger lag darin, einen Zugang zum Mittelmeer zu bekommen, wobei es ihnen gelang, machtpolitische Interessen und einen universalen Rettungsauftrag miteinander zu verknüpfen. Die Türkenkriege des ausgehenden 17. Jh. waren also von einer Vielzahl von Faktoren geprägt: vom österreichisch-französischen Antagonismus, von einem päpstlichen Antiislamismus, von wirtschaftlichen und konfessionellen Interessen. So bevorzugten zum Beispiel die ungarischen Protestanten, die von den Habsburgern überhöht besteuert und grausam behandelt wurden, die Vorherrschaft der toleranteren Türken.<sup>15</sup> Von einem heilsgeschichtlichen Kampf zwischen Christentum und Islam kann bei all dem keine Rede sein.

## 1.2. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (\* Paris 1655, † Rastatt 1707)

Mehr als ein kurzer Blick auf die militärische Rolle des Türkenlouis ist in diesem Rahmen nicht möglich:<sup>16</sup> 1674 kam Ludwig als Volontär in die kaiserliche Armee und nahm 1676 an der Befreiung der von Frankreich besetzten Festung Philippsburg teil. Hier begann eine steile militärische Karriere: Ludwig durfte als Belohnung für die erwiesene Tapferkeit Kaiser Leopold I. die Siegesmeldung überbringen, der ihm zum Dank ein Infanterieregiment auf Lebenszeit verlieh. 1683 sprengte Ludwig Wilhelm als Kommandant eines Teilheeres den letzten Widerstand der Osmanen und gab dem Sieg vor Wien gewissermaßen sein I-Tüpfelchen. 1689 wurde er mit dem Oberbefehl über die Türken betraut.

Im gleichen Jahr wurden im Pfälzischen Erbfolgekrieg Schloß und Kirche in Baden-





*Statue des Markgrafen Ludwig Wilhelm*

Baden und viele Ortschaften der Markgrafschaft zerstört. In den gegensätzlichen Anforderungen von kaiserlichem Dienst und seinen Interessen als unabhängiger Fürst liegt ein großes Spannungspotential, das ein tragisches Element im Leben des Türkenlouis bildet. 1691 konnte er den Türken mit dem kaiserlichen Heer bei Slankamen noch große Verluste zufügen, was ihm den Orden vom Goldenen Vlies einbrachte. 1693 wurde er dann vom Kaiser an die Westfront berufen, wo er seine Erfolge nicht wiederholen konnte. 1696 scheiterte seine Bewerbung um die polnische Königskrone.

1704 wurde er verwundet und starb drei Jahre später an den Folgen seiner Verwundung. „Es war dem ‚Türkenlouis‘ nicht beschieden, noch zu erleben, daß Frankreich sein Ziel, Habsburg niederzuringen, schließlich ganz aufgeben mußte, und daß Österreich aus den Türkenkriegen als Großmacht aufstieg; an beiden Entwicklungen hatte Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden wesentlichen Anteil.“<sup>17</sup> Das Grabmal verschweigt selbstverständlich jegliche Tragik und setzt nur den Triumph des Türkenlouis in Szene.

### 1.3. Der Bau des Grabmonuments

Der Leichnam des Türkenlouis wurde in der Gruft der Baden-Badener Stiftskirche beigesetzt, Herz und Eingeweide in der Fürstencapelle des Frauenklosters Lichtenthal. Nach seinem Tod wurde zuerst ein aufwendiges vorläufiges „Monument der unsterblichen Herrlichkeit“ Ludwig Wilhelms als „Theatrum funebre“ errichtet.<sup>18</sup>

Noch unter Ludwig Wilhelm war mit dem Wiederaufbau der Baden-Badener Kirche begonnen worden. Die Verlegung der Residenz nach Rastatt führte jedoch dazu, daß sich die Wiederherstellung der Kirche verlangsamte und erst unter Ludwig Georg, dem Sohn des Türkenlouis, vollendet wurde. Ludwig Georg errichtete seinem Vater 1753 „aus kindlicher Liebe und dankbarem Gefühl“ ein „glorreiches Siegesdenkmal des Todes und des Krieges“ – so der Wortlaut in der Inschrift des Denkmals.<sup>19</sup> Meister des Kunstwerks war der Wessobrunner Stukkateur Johann Schütz, der schon seit 1749 bei den Verzierungsarbeiten im Rastatter Schloß tätig gewesen war.

## 2. DAS GRABMONUMENT

### 2.1. Das Grabmonument – eine barocke Inszenierung

Der Barock ist die Epoche des Theaters und der Theatralik. „Unübersehbar ist, daß im Barock alle Künste theatralisch wurden, daß alles Aufführungscharakter annahm.“<sup>20</sup> Das Theater im Barock ist sinnenfroher als in allen anderen Epochen. Auf der barocken Bühne herrscht ein wahrhaftiger Tumult, die Kulissen sind äußerst aufwendig. Auch beim Baden-Badener Monument handelt sich um eine Art Schaubühne, voll von Requisiten und Akteuren. Der von einem Windstoß gerade geöffnete Vorhang steigert die Dramatik des Ganzen und ermöglicht dem Betrachter einen freien Blick auf den im Zentrum stehenden Markgrafen. Die Szene, die hier gespielt wird, ist das triumphale Auftreten Ludwig Wilhelms, das durch die Begleithandlungen kraftvoll agierender Figuren über ihm sowie links und rechts von ihm seine Deutung erfährt. Bei aller Bewegung ist die Komposition des Grabmonuments jedoch klar und symmetrisch und findet in der Figur des Türkenlouis ihren Ruhepunkt.

Es werden alle Stilmittel eingesetzt, um die Gefühle der Betrachter anzusprechen: Ehrfurcht durch den Vorhang und die erhöhte Stellung des Herrschers, Bewunderung durch seine Pose, Schrecken durch die Waffen, den in einem Skelett verkörperten Tod und die beiden nackten Türken.

Dem ganzen wohnt eine Dynamik inne, die nicht natürlich ist; die Szene ist von einer jenseitigen Kraft durchwaltet, repräsentiert durch die beiden himmlischen Figuren über dem Markgrafen. Typisch für den Barock ist eine Anthropozentrik, aber der Mensch steht als glaubendens Subjekt im Mittelpunkt; die Einheit von Gott und Welt, Thron und Altar ist noch nicht zerbrochen. So zielt das Grabmonument letztlich dahin, die Betrachter von der Endlichkeit zur Unendlichkeit zu führen.

### 2.2. Die Darstellung des Herrschers

Der Türkenlouis steht als alles beherrschende Figur im Zentrum. Er befindet sich in einer Nische, dem traditionellen Ort für Standbilder. Und da das Grabmonument die Formen eines Altars hat, bei dem lediglich die Tumba an die





*Gesamtansicht des Grabmonuments*

Stelle der Mensa (Altartisch) tritt, nimmt Ludwig Wilhelm den Platz ein, der sonst – zum Beispiel im Falle des Johann-Nepomuk-Altars in der rechten Seitenkapelle der Baden-Badener Stiftskirche – einer Heiligenstatue vorbehalten ist.

Die Figur des Türkenlouis steht erhöht, ein Sockel hebt ihn zusätzlich heraus. Er bildet mit den beiden Tugendallegorien links und rechts ein Dreieck und steht auch hier an höchster Stelle, nur die Figur des Todes überragt ihn knapp. Das benachbarte Renaissancegrabmal in der Baden-Badener Kirche zeigt den Markgrafen Philibert und seine Gemahlin vor dem Kreuz kniend. Der Türkenlouis hingegen wird in stolzer Körperhaltung stehend dargestellt. Auch die Kleidung eines Feldherrn, die Perücke, der Orden vom goldenen Vlies und die Gebärde heben ihn als Herrscher in besonderer Position hervor. Es handelt sich hierbei um den Darstellungstyp einer Apotheose, die den Herrscher vergöttlicht. Nicht mehr der Herrscher richtet sich auf das Kreuz aus wie noch Philibert, sondern das göttliche Wirken ist auf den Herrscher hingeordnet und wird in ihm erkennbar.

Die Darstellung entspricht dem Herrscherbild des Absolutismus, dessen Prototyp mit dem Anspruch, Stellvertreter Gottes zu sein, Ludwig der XIV., Namensgeber und Taufpate Ludwig Wilhelms, ist. Im Absolutismus wurden die Stände zurückgedrängt, was in Baden 1631 geschah; es erfolgt ein größerer Zugriff des Herrschers auf die Untertanen. Die Heraushebung des Herrschers wird auch bildlich umgesetzt; das Grabmal in der Kirche entrückt ihn in eine sakrale Sphäre. Die Kirche gibt dem Herrscher Glanz, göttliche Weihe und damit Legitimation für seine Nachfahren. Im mittelalterlichen Gottesgnadentum kam dem Fürsten noch ganz selbstverständlich ein Platz in der heilsgeschichtlichen Ordnung zu, aber eine Darstellung wie die Ludwig Wilhelms wäre undenkbar gewesen. Nachdem diese mittelalterliche Ordnung nun zerbrochen ist, muß der Fürst selbst als göttähnlich stilisiert werden, damit er seinen Anspruch erhalten kann.<sup>21</sup>

Der Türkenlouis selbst war entsprechend der Darstellung des Monuments ein typischer barocker Herrscher gewesen, zugleich Feld- und Territorialherr, ein frommer Mann, der

stets ein selbstgeschriebenes Gebetbuch bei sich trug. Sein Selbstverständnis äußert sich auch in der überdimensionierten neuen Schloßanlage in Rastatt mit Garten, Kirche, Theater und Residenz, die er 1700 begann, also zu einem Zeitpunkt eines Tiefpunktes seiner Macht. Rastatt war die erste Residenz auf deutschem Boden, die nach dem Vorbild Versailles errichtet wurde. Sie sollte den Herrschafts- und Führungsansprüchen Ludwig Wilhelms Ausdruck verleihen.<sup>22</sup>

### 2.3. Die Darstellung des Krieges

#### a) Kriegsideologie

Im christlichen Mittelalter war der Krieg eine von Gott zugelassene bzw. verursachte Fatalität. Da der Glaube staatsbegründend war, bedeutete dessen Infragestellung Krieg, der nach innen als Ketzerkrieg, nach außen als Heidenkrieg geführt wurde. Seit der Renaissance galt auch der Erwerb weltlichen Ruhmes als Legitimation kriegerischen Handelns. In der Aufklärung sah man den Krieg als ein vom Menschen verursachtes Geschehen, was zur Folge hatte, daß die Abschaffung des nunmehr nicht mehr göttlichen Krieges zum Mittel der Politik werden konnte.<sup>23</sup>

Die Türkenkriege basieren zumindest teilweise noch auf der mittelalterlichen Logik, wobei das konfessionelle Element neu hinzukommt, wenn beispielsweise die aufständischen Protestanten in Ungarn, die Kuruzzen, die Türken als Befreier sehen. Die Existenz und die Angriffe der Türken wurden seit dem 15. Jh. verbreitet als von Gott gesandte Strafe gedeutet.<sup>24</sup> Auch die Leichenpredigt, die der Jesuitenpater Paul Usleber zum Tod des Türkenlouis hielt, interpretiert den Krieg rein religiös, indem sie Ludwig Wilhelm mehrmals mit David vergleicht und ihm Wunder zuschreibt.<sup>25</sup> Der Kriegsdienst Ludwigs bei den Habsburgern wird dort wie folgt beschrieben: „*Christo haben Sie gedienet/ indem Sie dem Röm. Reich/ welches von Gott zur Erweiterung des Christlichen Glaubens angeordnet/ befestigt/ und bis hierher erhalten worden/ gedienet haben. Christo haben Sie gedienet/ indem Sie dem Durchleuchtigsten Erz=Haus/ welches nach 200-jähriger Erfahrung die stärkste Maur wider die Un= und Irrgläubigen gewesen/ und dessentwegen mehrmalen durch fast schein-*



bare Wunderweck von Gott erhalten worden/gedienet haben.<sup>426</sup> Das göttliche Kriegswirken und die expansive Funktion des Reiches wird hier ausdrücklich betont.

Im Grabmonument selbst sind es vor allem zwei Figuren, die den Krieg verkörpern: Zum einen der kleine Engel links oben, der einen Festungsplan und einen Helm trägt. Dadurch daß es sich um eine himmlische Gestalt mit Kriegsrequisiten handelt, wird der Krieg als gottgewollt und von Gott geführt dargestellt. Zum anderen die große Figur über dem Markgrafen: Sie stellt die göttliche Weisheit dar, die das Geschehen steuert und eine Sonnenmonstranz (Christus-Sonne) in der Hand hält, welche Sinnbild der Gegenreformation ist.

Das Grabmonument stellt also in keiner Weise eine historische Szene dar, denn in einer solchen müßten ja auch die beiden Türken Kriegskleidung tragen. Es ist kein direkter Kampf zwischen Ludwig und den Türken zu sehen, sondern die theologische Interpretation des historischen Geschehens, das zu einem heilsgeschichtlichen Kampf zwischen guten und bösen Mächten hochstilisiert ist und mit dem Todesurteil über die besiegten Türken und der gleichzeitigen Erhöhung des Türkenlouis besiegelt wird.<sup>27</sup>

### b) Die Allegorien

Allegorien als Personifikationen von abstrakten Ideen sind typisch für die Barockzeit und stellen so etwas wie einen Kommentar zum Geschehen dar. Sie heben das Geschehen auf eine überzeitliche Ebene und verleihen einem Allgemeinheitsanspruch Ausdruck.

Die Tugendlehre zielt auf gutes Handeln.<sup>28</sup> Tugendallegorien werden seit der Renaissance häufig auf Grabmälern verwendet, wo sie Eigenschaften des Verstorbenen darstellen. Die Leichenpredigt zum Tod des Türkenlouis illustriert hier wiederum die Mentalität der Zeit, wird darin doch die Tugendhaftigkeit des Markgrafen besonders betont: Heldenmut, Großmut, Mitleid, Weisheit und Demut.<sup>29</sup> Gemäß der Intention des Monuments stehen die Allegorien alle auf Seiten des Türkenlouis und symbolisieren seine Überlegenheit. Eindeutig zu identifizieren ist die vom Betrachter aus gesehen linke Figur, die ein Schwert in der Hand hält und neben der ein Löwe angedeutet ist, der hier Sinnbild für

Kraft ist. Es handelt sich um eine Darstellung der Tapferkeit (Fortitudo).

Schwierigkeiten sind mit der Interpretation der rechten Figur verbunden, die Schwert, Schild und Helm trägt und von einem Adler, der Symbol für den Kampf gegen den Reichsfeind ist, begleitet wird. Obwohl sie nicht die für die Justitia typische Waage trägt, wird sie von manchen als Gerechtigkeit interpretiert.<sup>30</sup> Dies ist möglich, da auch das Schwert als Symbol der strafenden Gerechtigkeit belegt ist.<sup>31</sup> Eine andere Interpretation lautet: „In dem streitbaren Wesen auf der anderen Seite kann man eine Verschmelzung von Justitia, Fides und auch wieder Tapferkeit erblicken.“<sup>32</sup> Weil es jedoch für die Interpretation als Fides keinen ikonographischen Anhaltspunkt gibt und die Deutung als Justitia unsicher ist, ist es auch möglich, daß beide Figuren eine Verkörperung der Tapferkeit darstellen, da eben Ludwig Wilhelm hier in erster Linie als siegreicher Kriegsherr gerühmt wird. Dies belegt auch die Inschrift des Grabmals, die Ludwig Wilhelm als „*Bezwinger der Ungläubigen, des Reiches Beschützer, Hort Deutschlands, der Feinde Schrecken, ruhmreiche(n) Heerführer, immer Sieger, nie besiegt*“<sup>33</sup> bezeichnet.

### c) Die beiden besiegten Türken

Der Turban identifiziert die beiden nackten Besiegten eindeutig als Türken, die Inschrift spricht von „*Ungläubigen*“. Der linke Türke ist gefesselt und wird von einem Löwen festgehalten, der rechte empfängt in einer dramatischen Szene gerade seinen Todesstoß. Die beiden Türken sind nackt, liegend, leidend und besiegt dargestellt. Nacktheit steht für Niedrigkeit und Sünde. Indem sie am Boden liegen, wird ihre irdische Gebundenheit betont. Insgesamt handelt es sich um eine maximale Demütigung. Die beiden bilden ein Gegenbild zum Markgrafen, der aufrecht, unbewegt, übermenschlich und zeitlos in voller Kriegsmontur dargestellt ist.

Die Darstellung nackter Türken gehört gewissermaßen zum Inventar der Verherrlichung der Siege über die Türken. Nach Siegen über die Türken wurden auch lebendige Gefangene zur Schau gestellt. Nackte besiegte Feinde zu Füßen der Sieger finden sich bereits in antiken Darstellungen und werden seit der Renaissance wieder üblich, wo sie sich erstmals in



*Einer der beiden besiegten Türken*



Tizians Allegorie über den Sieg von Lepanto finden.<sup>34</sup> Sie sind Bestandteil der Triumphfresken Prinz Eugens im Belvedere und im Augustiner-Chorherrenstift St. Florian und der beiden 1690/93 aus Elfenbein gefertigten Reiterstandbildminiaturen Kaiser Leopolds I. und König Josephs I., die sich heute im Kunsthistorischen Museum in Wien befinden und auf ein Stuckrelief in Versailles von 1685 zurückgehen.<sup>35</sup> Noch bis ins 16. Jh., teilweise sogar bis ins 17. Jh. hinein wurden türkische Sultane hoch zu Roß dargestellt, worin ein Nebeneinander von Furcht und Bewunderung gesehen werden kann;<sup>36</sup> mit den besiegten Türken zu Boden eines siegreichen Kaisers findet gewissermaßen deren Sturz, Demütigung und Unterwerfung statt. Die Bewunderung des Betrachters geht zugunsten von Furcht verloren.

Ein kurzer Blick auf das bereits erwähnte Standbild Leopolds I. zeigt, wie auch hier Demütigung und Niederlage in Szene gesetzt werden: Der Besiegte hat keinen Blickkontakt mit dem in eine andere Richtung schauenden Kaiser, wohl aber mit dem Pferd. Er ist kurz davor, von dem Pferd des Kaisers überrannt zu werden und stützt sich mit gespreiztem Bein gegen das Pferd, das den Kaiser nach oben hebt, den Türken aber nach unten drückt. Der weit geöffnete Mund des Türken ist Ausdruck von Schrecken und Todeskampf. Aufgrund zahlreicher Kriege und Geldmangels kamen die beiden Miniaturen jedoch nicht als große Standbilder zur Ausführung und blieben „private Denkmäler“<sup>37</sup>. Die Darstellung der nackten Türken in Baden-Baden sowie die im Wiener Belvedere und anderswo prägten sich hingegen ins Bewußtsein des Volkes ein.

#### d) Die Kriegsbeute

Zum Krieg gehört die Kriegsbeute und die Entwaffnung der Besiegten. Auch in den Türkenkriegen wurden nach einem Sieg die türkischen Lager geplündert und das Erbeutete propagandistisch zur Schau gestellt. Die türkischen Waffen hinterließen einen ambivalenten Eindruck: Einerseits kam in ihnen die Bedrohlichkeit und der kriegerische Charakter der Türken zum Ausdruck. Andererseits riefen die kostbaren türkischen Waffen auch Bewunderung hervor, so daß man seit dem 16. Jh. über den Handel vereinzelt osmanische Waffen

erwarb und in Mitteleuropa orientalisierende Waffen herstellte. 1594 erfolgte erstmals ein Einzug mit türkischer Kriegsbeute in Wien, welche ein Beitrag zur Legitimation der hohen finanziellen Belastung durch die sog. Türkensteuern leistete.<sup>38</sup>

In den Triumphdarstellungen findet sich gewissermaßen „sekundäre Kriegsbeute“ in der Gestalt gemalter oder skulptierter türkischer Waffen. Dies führte dazu, daß die stilisierten Trophäen zur Abbeviatur für die Türken werden konnten, zum Beispiel als Gebäudedekor an der Wiener Hofburg. Im Baden-Badener Monument sind die Türken also gleich doppelt präsent: durch die beiden besiegten Türken und durch die Waffen, die unterhalb der beiden Besiegten und auf Höhe der Figur der göttlichen Weisheit dargestellt sind und somit die Szene einrahmen.

Da auch Ludwig Wilhelm eine „Türkenbeute“ mit nach Hause brachte, vor allem von der Schlacht von Slankamen 1691, liegt es nahe, diese mit den auf dem Grabmonument dargestellten Waffen zu vergleichen. Die „Türkenbeute“, die sich heute im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe befindet und neben den „Türkenbeuten“ von Dresden, Krakau, Warschau und Ingolstadt eine der bedeutendsten ist, wurde 1771 von August Georg, dem zweiten Sohn des Türkenlouis, in einer „Türkenkammer“ im Schloß von Rastatt ausgestellt. August Georg eiferte damit seinem Bruder Ludwig Georg, der das Grabmonument errichtet hatte, nach. Die Ausstellung diente dazu, die Erinnerung an die Türkensiege wachzuhalten und weiterhin ihre Verherrlichung zu betreiben. Wenn auch Ludwig Wilhelm die letzten Früchte seiner Siege nicht selbst hatte ernten können, so blieb immerhin diese imposante Beute, die die Tragik seines Lebens etwas abzumildern vermochte. Die Ausstellungsstücke dienten aber „nicht nur als Zeichen kriegerischen Ruhmes, sondern auch als Zeugnis bewunderter Kunstfertigkeit und orientalischer Prachtentfaltung“<sup>39</sup>.

Vergleicht man die Waffen des Grabmonuments mit der „Türkenbeute“,<sup>40</sup> so erkennt man folgende Übereinstimmungen: Kürbisflasche (Nr. 260 - im Monument in einfacherer Ausführung unten neben der Inschrift), Roßschweif (Nr. 17, - kunstvoller als diejenigen



*Besiegte Türken, Tumba, Inschrift und Kriegsbeute*

im Monument, die eher den Kehlbehängen Nr. 113 und 114 entsprechen), Streitbeil (Nr. 160 - im Monument rechts oben), Fahnen (mit Halbmond Nr. 11, ohne Halbmond Nr. 12 und 13), Fahnenstangen mit Eisenspitzen (Nr. 14-16). Übereinstimmungen sind generell gegeben, nicht aber im Detail. Dies wird bei den Kleidungsstücken des Markgrafen noch deutlicher: angebliche Stulpenhandschuhe aus Leder (Nr. 4 - im Monument ohne Fransen), Kürass und Sturmhaube (Nr. 1 - im Monument ebenfalls verschieden), angeblicher Regimentsstab, 75,3 cm lang (Nr. 5 - im Monument deutlich kürzer). Zusätzlich zeigt das Monument noch Handtrommeln, Kanonen und Kanonenkugeln. Die typischen Bogen, Pfeile und Köcher (Nr. 188-217) fehlen hingegen.

Der Vergleich erhellt, daß im Grabmonument des Türkenlouis nicht dessen reale Türkenbeute dargestellt ist, sondern von Topoi Gebrauch gemacht wird. Es intendiert keine realistische Abbildung, sondern eine Überhöhung der historischen Ereignisse.

Das Grabmonument und die rund 20 Jahre später eröffnete ständige Ausstellung in der „Türkenkammer“ kann man schließlich als zwei Stufen der Entwicklung des Türkenbildes sehen: Das Grabmonument stilisiert und ist mit den in Stuck gefaßten Waffen eine distanzierte Form des Umgangs mit dem historischen Erbe, wohingegen die „Türkenkammer“ den Betrachter direkt mit der geschichtlichen Wirklichkeit konfrontiert. Dies kann man im Kontext vor allem der zweiten Hälfte des 18. Jh. sehen, als nach Ende der Bedrohung Türkenküste, Türkenmode, ja in Schwetzingen ein türkischer Garten mit Moschee entstanden und ein freierer Umgang mit der Vergangenheit möglich war und diese in der Gestalt von Gebrauchskunst sogar in den Alltag Einzug hielt.<sup>41</sup> Wir stehen hier am Anfang einer Geisteshaltung, die als Exotismus bezeichnet wird und langsam das Kriegerische im Türkenbild gegenüber der Anziehungskraft des Fremden in den Hintergrund treten läßt. Inbegriff des Exotismus ist, daß Fürsten sich in türkischen



Kostümen malen lassen und so Weltoffenheit demonstrieren, Aufsehen erregen und Geschmack beweisen wollen. Das im ersten Viertel des 18. Jh. entstandene Bildnis des Markgrafen Ludwig Wilhelm in türkischer Kostümierung mit Krummsäbel und Turban, das einer Sammlung von ursprünglich 70 Kostümbildern im Lustschloß Favorit bei Rastatt zugehörte, ist hier einzuordnen und stellt so etwas wie eine bildliche Umsetzung des Namens „Türkenlouis“ dar.<sup>42</sup> Die Verwendung orientalisierender Architekturformen, Kleidungsstile und Interieurs kann als eine bildliche Unterwerfung des Orients verstanden werden und ist Ausdruck eines viel freieren Umgangs mit den fremden Traditionen als noch zur Zeit der Türkenkriege des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jh.

Die beiden Türkenbilder einer feindseligen, demütigenden Unterwerfung (im Grabmonument) bzw. einer exotistischen Aneignung (im Porträt des Markgrafen in türkischer Kleidung) sind zwei völlig unterschiedliche Arten einer Auseinandersetzung mit dem Fremden. Interessanterweise ist das Porträt einige Jahrzehnte vor dem Grabmonument entstanden, welches wie ein Nachzügler der Epoche der triumphalen Verherrlichung der Türkenkriege erscheint. Die beiden Darstellungen zeigen nicht zuletzt in ihrer zeitlichen Abfolge, wie vielfältig das Türkenbild trotz aller Stereotypie war und daß sich kein genaues Datum für ein Umschlagen vom Bild des gefürchteten kriegerischen Feindes hin zum Bild des anziehend Exotischen angeben läßt, sondern beide Typen ein Stück weit parallel bestanden – nach Ende der realen Türkengefahr jedoch mit einer zunehmenden Tendenz hin zum zweiten Typ.<sup>43</sup>

#### 2.4. Die Darstellung des Todes

Den Tod als Hauptthema des Monuments, der außerdem speziell im Skelett rechts vom Markgrafen verkörpert ist, habe ich bis jetzt ausgeklammert. Im 17. Jh. nahm der Tod eine zentrale Stellung im Leben der Menschen ein. Gründe dafür waren Kriege, die Pest, die hohe Kindersterblichkeit und die sog. kleine Eiszeit. Die Lebenserwartung lag bei ungefähr 30 Jahren. Folglich war das Leben notwendig auf den Tod hin ausgerichtet. Der Tod fand nicht im Privaten statt, sondern öffentlich; der Sterbestun-

de wurde ein besonders hoher Wert beigemessen, denn das Leben war nach dem Motto „wer gut lebt, stirbt gut“ von der Sorge für das eigene Sterben geprägt. Ziel des Lebens war es, sterben zu lernen. Bruderschaften vom Guten Tod, die vor allem am Oberrhein und im Elsaß bestanden, illustrieren dies.

Die Leichenpredigt zum Tode des Türkenlouis verdeutlicht das Todesverständnis des Barock. In ihr heißt es: „*Der Tod ist ein Widerschall des Lebens: wie das Leben ist/ also ist der Tod.*“<sup>44</sup>

Die Todesstunde wird ausführlich geschildert, in Entsprechung zum Leben mit „*Wunderwerken*“ ausgeschmückt und wie folgt zusammengefaßt: „*Sie haben so gar den Tod herausgefordert/ und mit herzlicher Begierde verlangt/ da Sie nemlich/ nach wiederholter Empfahung der allerheiligsten Sakramenten den zugegen seyenden Geistlichen gebetten/ er solle den allmächtigen Gott bitten/ daß er nur bald/ oder so gleich nach der Geniessung dieser heilig-machenden Gnaden-Zeichen sterben möchte.*“<sup>45</sup>

Im Grabmonument ist nun der Tod als Skelett dargestellt, das als Inbegriff der Vergänglichkeit den Betrachter mahnt, sich der Kürze des irdischen Daseins bewußt zu werden und alles auf die Ewigkeit auszurichten.

Der Türkenlouis, dem das Monument gilt, wird nicht als Toter oder Sterbender gezeigt. Nicht sein Tod, sondern seine Auferstehung zu himmlischem Triumph als Lebender ist dargestellt. „(Seine) irdische, glanzvolle Macht erstrahlt, dieser Welt scheinbar entrückt, auch über den Tod hinaus und veranschaulicht dem Betrachter die unnahbare Majestät des in Ewigkeit weiterlebenden Herrschers.“<sup>46</sup> Es ist klar, daß der Tod ein christlicher ist, der Engel, die göttliche Weisheit und Christus im Zeichen der Monstranz lenken das Geschehen. Ein Gegenbild dazu sind klassizistische Grabmäler, die den Tod als Schlummer zeigen und eine mögliche christliche Interpretation allein dem Betrachter überlassen.

Das Grabmonument dient der Verherrlichung des Verstorbenen, dessen Leben der Tod vollendet. Es besteht eine Kontinuität vom irdischen Leben über den Tod hinaus bis ins Jenseits. Das klassizistische Grabmal hingegen zeigt den Tod wirklichkeitsnah als Schicksals-



augenblick.<sup>47</sup> Im barocken Grabmonument des Türkenlouis ist der Tod aber nicht Anlaß zur Trauer, sondern Triumph und bleibt im sakralen Raum geborgen.

### 2.5. Zusammenfassung

Die im folgenden vertretene Grundthese illustriert den Titel dieser Untersuchung: Fürstenglanz und Türkenhaß stehen nicht beziehungslos nebeneinander, sondern bedingen einander. Visualisiert wird dies in den beiden Allegorien: Während die rechte Gestalt dem einen Türken den Todesstoß versetzt, ist die linke im Begriff, den Markgrafen mit einem Siegeskranz zu krönen. Die beiden Türken können nur so tief sinken, weil es diesen machthungrigen Herrscher in ihrer Mitte gibt. Indem die Türken dann sowohl räumlich als auch durch die entwürdigende Darstellung so tief wie möglich sinken, wird der Herrscher weiter in die Höhe und somit die Sphäre des Ruhmes gerückt. Denkt man sich die beiden nackten Türken weg, ginge dem Monument einiges von seiner Eindrücklichkeit verloren, und die Stellung des Türkenlouis wäre weniger weit herausgehoben.

Zum einen heißt dies, daß naheliegenderweise eine Zeit, die solch ein absolutes Fürstenbild hervorbrachte, auch so ein unmenschliches Türkenbild visualisieren konnte, zum anderen, daß der Fürstenglanz den Türkenhaß, der eine Reaktion auf die verbreitete Türkenangst<sup>48</sup> darstellte, zu Legitimationszwecken benötigte und instrumentalisierte. Beleg dafür ist vor allem das sog. österreichische Heldenzeitalter im 18. Jh. Die Türkenkriege waren für Österreich Katalysator zur Ausbildung eines triumphalen Sendungsbewußtseins. Dabei diente Kunst als Herrschaftsinstrument und brachte in ihrer Pracht Herrscheransprüche zum Ausdruck. Die Bekämpfung „Ungläubiger“ gehörte zu den zentralen Tugenden des christlichen Herrschers, der durch diese Funktion Legitimation erfuhr.<sup>49</sup> Wenn die Bedrohlichkeit des Feindes dargestellt wird, so wirkt dies systemstabilisierend und identitätsstiftend, wie neuere Untersuchungen von Feindbildern nachweisen.<sup>50</sup> Dies geschieht nicht nur auf kognitiver, sondern vor allem auf emotionaler Ebene. Angst wird geschürt, aber gleichzeitig wieder überwunden und folglich damit die Stellung des siegreichen Fürsten als Überwinder der Angst gestärkt. Mögen die dar-

gestellten Waffen im Grabmonument auch noch Ängste im Betrachter hervorrufen, so ist in der Darstellung der Sieg und der Schutz durch den Herrscher um ein Vielfaches stärker. Im Baden-Badener Moment tritt Angst weniger stark in Erscheinung als ein Gefühl von Überlegenheit und Haß, der die Türken aller Würde beraubt und sozusagen indirekt die Liebe zum eigenen Herrscher fördern soll.

Die fatale religiöse Interpretation des Konflikts ist aus damaliger Sicht keine Entgleisung, sondern direkte Folge aus der zeitgenössischen christlichen Theologie, dem Herrscherbild und der Kriegsideologie und somit verständlich im Kontext des damaligen Weltbildes. Es besteht jedoch kein Grund dazu, die damalige Sichtweise und Propaganda in die heutige Zeit hinein zu verlängern und den Türken von heute aus religiösen Gründen die Zugehörigkeit zu einem vermeintlich christlichen Europa generell zu verweigern.

Das prunkvolle Baden-Badener Grabmonument kann in die Zeit kultureller Blüte, die sich nach 1683 vor allem in Österreich entfaltete, eingeordnet werden. Hatte der Türkenlouis auf der Seite der Habsburger gegen die Türken gekämpft, so teilten seine Nachfahren mit dem zu seiner Ehre errichteten Monument auch die vor allem in Österreich geläufige Siegesdarstellung.<sup>51</sup> Andererseits zeigen sich in dem bereits erwähnten Porträt Ludwig Wilhelms in türkischer Kleidung eher französische Einflüsse auf das benachbarte Baden, waren doch derartige Turquerien und Türkenmoden in Österreich weniger verbreitet.<sup>52</sup>

## 3. HEUTIGER UMGANG MIT DEM GRABMONUMENT

Unterschwellig tradierte Klischees und nicht aufgearbeitete Bilder können gefährlich werden und dienen bis heute als aktivierbares Reservoir, aus welchem heraus im Bedarfsfall neue Feindbilder komponiert werden, in denen die Grenzen zwischen Gegenwart und Vergangenheit verschmelzen. Wahrscheinlich ist jedoch die Gefahr, daß das Grabmonument das Islambild des heutigen Betrachters nachhaltig in eine falsche Richtung lenkt, kaum gegeben.

Für das heutige Islambild sind wohl Bestseller und vor allem das Fernsehen ungleich



relevanter als die selten genauer besehenen Denkmäler vergangener Jahrhunderte. Diese Denkmäler erinnern jedoch auch an die Wurzeln und Versatzstücke, von denen die heutigen Bilder leben, und bieten eine Chance, die Gegenwart aus der Vergangenheit heraus besser zu verstehen. Wenn heute das Bild vom kriegerischen Islam wiederbelebt wird, kann es auf vagen Vorstellungen von den Türkenkriegen als einem „kriegerischen Ansturm des Islams“ gegen das „christliche Europa“ aufbauen, die immer noch irgendwie in unserem kollektiven Gedächtnis enthalten sind. Es überrascht, daß sich nicht selten auch noch in neuen Texten und Darstellungen Formulierungen finden, die – in den meisten Fällen wohl unreflektiert und ohne schlechte Absicht – wenig differenziert die Terminologie und Geschichtsdeutung des 17. und 18. Jh. direkt übernehmen und damit einer heutigen kritischen historischen Beurteilung kaum gerecht werden. So spricht E. Petrasch vom „schicksalhaften Abwehrkampf des Abendlandes gegen die jahrhundertlang anstürmenden Heerscharen des Halbmondes“<sup>53</sup>. Im Katalog des Wiener Historischen Museums, das über einige der bedeutendsten Exponate aus der Zeit der Türkenkriege verfügt, heißt es: „Bei der Mobilisierung des Abendlandes gegen den islamischen Sturm kam Papst Innozenz XI. ein Hauptverdienst zu.“<sup>54</sup> Politically correct sollte man besser vom „türkischen Angriff“ als vom „islamischen Sturm“ sprechen, da sonst der Konflikt leicht zu einem Weltkonflikt zwischen Christentum und Islam und der Islam zu einer Weltgefahr für das Christentum hochstilisiert wird. Selbst in einer neuen, 1983 angebrachten Gedenktafel an der Kirche auf dem Kahlenberg, die an den Sieg von 1683 erinnert, ist noch ganz im Sprachduktus der zeitgenössischen Deutung der Ereignisse von der „Befreiung der Christenheit“ die Rede. Schließlich übernimmt ein neuerer Stadtführer Baden-Badens unreflektiert die Terminologie der Inschrift des Grabmonuments und bezeichnet die beiden besiegten Türken als „Ungläubige“<sup>55</sup>.

Auf diesem Hintergrund soll nun abschließend die Frage nach dem heutigen Umgang mit dem Baden-Badener Grabmonument gestellt werden. Es bieten sich grundsätzlich drei verschiedene Möglichkeiten für den Umgang mit dem Grabmonument und seiner Problematik an:

Die erste Möglichkeit besteht darin, diese Problematik zu ignorieren und das Monument als reines Museumsstück und Zeugnis handwerklicher Kunstfertigkeit zu betrachten, wie es heute zumeist geschieht.

Die zweite (eher hypothetische) Möglichkeit wäre ein Bildersturm, der konsequent ein Monument entfernen würde, dessen Aussage nicht mehr tragbar ist. Ähnliches geschieht seit der Wende mit Marx-, Lenin- und Stalinstatuen sowie anderen Relikten des Kommunismus im ehemaligen Ostblock. Bei einem solchen Vorgehen besteht jedoch die Gefahr, daß Teile der eigenen Vergangenheit geleugnet oder verdrängt werden.

Die dritte Möglichkeit wäre ein produktiver Umgang mit der Geschichte. Was dies bedeuten könnte, läßt sich am Beispiel des Siegestores in der Münchener Ludwigsstraße illustrieren. Dieses 1843–50 nach dem Vorbild des römischen Konstantinbogens errichtete Siegesmonument war dem bayerischen Heer geweiht, das Bayern 1813–15 in den Freiheitskriegen von der Herrschaft Napoleons befreien und in ein Bündnis mit Österreich führen konnte. Im zweiten Weltkrieg wurde das Tor schwer beschädigt. 1958 erfolgte ein teilweiser Wiederaufbau, der den zerstörten Bogen des Tors nicht historisierend, sondern schlicht mit Beton wiederherstellte, so daß die Zerstörung bleibend sichtbar ist. Das Tor wurde mit folgender Inschrift versehen: „Dem Sieg geweiht, im Krieg zerstört, zum Frieden mahnend.“ Aus dem triumphalen Siegesdenkmal ist ein Mahnmal für den Frieden geworden, dessen Aussage durch die Einbeziehung des historischen Monuments um so eindringlicher wird.

Im Fall des Münchener Siegestores hat die Zerstörung durch den Krieg die Chance zu einer Reinterpretation eröffnet, die mit der Art des Wiederaufbaus und der neuen Inschrift am Denkmal selbst sichtbar gemacht werden konnte. Da eine solche Chance im Falle des Baden-Badener Grabmonuments nicht gegeben ist, muß dort die Reinterpretation auf geistiger, pädagogischer und eventuell auf künstlerischer Ebene (verschiedene Künstler könnten sich durch das Monument zu eigenen Werken als Antworten darauf anregen lassen, die dann in der Kirche ausgestellt werden könnten) stattfinden.



Für einen solchen Prozeß bietet das nun beinahe 250 Jahre alte Relikt Aussagekraft genug. Tritt man in einen kritischen Dialog mit der Geschichte, so kann man auch im Grabmonument des Markgrafen Ludwig Wilhelm in der Baden-Badener Stiftskirche heutige Fragen thematisiert und visualisiert sehen:

Erstens erinnert das Grabmonument an den Tod, der im ausgehenden 20. Jh. oft tabuisiert wird. Die Konfrontation mit dem heute sehr fremden barocken Todesverständnis fordert den heutigen Betrachter zu einer eigenen Todesdeutung heraus.

Zweitens provoziert die Hybris des Herrschenden zu der Frage, wo Menschen heute an die Stelle Gottes gestellt werden.

Drittens zwingt das Grabmonument mit den beiden nackten Türken zur Auseinandersetzung mit dem heutigen Umgang mit dem Fremden und anderen Religionen.

Schließlich läßt es auf dem Hintergrund der Relevanz der Darstellung für ein feindliches Islambild dazu ein, über die Strukturen eines solchen Feindbildes nachzudenken. Im Kontext realer Ängste der Menschen im 17. Jahrhundert, die sich davor fürchteten, von den Türken erobert zu werden, sind Feindbilder, die die Türken auf den militärischen Aspekt reduzieren, verständlich. Aufgrund ihrer Eindimensionalität und Übertreibung sowie des Mangels an konkreter Erfahrung und Begegnung verfehlen sie aber das muslimische Selbstverständnis, verletzen in ihrer ikonographischen Umsetzung die Würde des Fremden und müssen vom heutigen Betrachter deshalb kritisch gelesen werden. Damit ist angedeutet, daß eine kritische Auseinandersetzung mit historischen und gegenwärtigen Islambildern und Einsichten in die historische Entwicklung von Wahrnehmungsakten sinnvolle Schritte hin zu einer interreligiösen Verständigung und einem produktiven Umgang mit der Geschichte darstellen können.

#### Anmerkungen

1 Vgl. zum Beispiel R. W. Southern, *Das Islambild des Mittelalters*, Stuttgart 1981; J. V. Tolan, *Medieval Christian Perceptions of Islam*, New York 1996; N. Daniel, *Islam and the West. The Making of an Image*, Oxford 1993; M. Spohn, *Alles getürkt.*

500 Jahre (Vor)Urteile der Deutschen über die Türken, Oldenburg 1993; A. Schimmel, *West-östliche Annäherungen. Europa in der Begegnung mit der islamischen Welt*, Stuttgart u. a. 1995.

2 A. Lueg, *Das Feindbild Islam in der westlichen Öffentlichkeit*, in: dies. / J. Hippler (Hgg.), *Feindbild Islam*, Hamburg 1993, 14–43, hier 42.

3 Vgl. G. Gür, *Das Türkeibild in der deutschen Presse unter besonderer Berücksichtigung der EU-Türkei-Beziehungen. Eine Inhaltsanalyse für den Zeitraum 1987–1995*, Frankfurt 1998.

4 Vgl. A. K. Flohr, *Feindbilder in der internationalen Politik. Ihre Entstehung und Funktion*, Münster/Hamburg 1991; J. Bernard u. a., *Auf der Suche nach einem neuen Feindbild. Eine vergleichende Metaphernanalyse zu Kommunismus und Islam*, in: *Der Islam in den Medien*, Gütersloh 1994, 198–205; S. Kuske, *Vom Tausendundeiner Nacht zu Tausendundeiner Angst: der Islam in den Medien*, in: *C. Jahr u. a., Feindbilder in der deutschen Geschichte*, Berlin 1994, 251–279 und S. Schiffer, *Medien und „Wissens“vermittlung am Beispiel des Islam*, in: S. Nolda (Hg.), *Erwachsenenbildung in der Wissensgesellschaft*, Bad Heilbrunn 1996, 120–139.

5 Vgl. M. E. Pape, *Die Turquerie in der bildenden Kunst des 18. Jh.*, Köln 1987, 5 und W. Krauss, *Die Türken im Bild der Franzosen des 18. Jh.*, in: ders., *Zur Anthropologie des 18. Jh.*, München/Wien 1979, 176–189, 176: „Zufolge des Spruchs, daß die Feinde unserer Feinde unsere Freunde sind, wurden die Türken als eine Nation gesehen, die das Interesse und die Sympathie der Franzosen verdienten.“

6 Vgl. R. Schwoebel, *The Shadow of the Crescent. The Renaissance Image of the Turk (1453–1517)*, Nieuwkoop 1967, 9–23, 147–166.

7 Zum folgenden Ereignisablauf vgl. R. Waissenberger, *Orientierung im Zeitalter. Österreich und Europa vom Westfälischen Frieden bis zum Frieden von Karlowitz*, in: *Die Türken vor Wien 1683. Europa und die Entscheidung an der Donau*, hg. vom Historischen Museum der Stadt Wien, Salzburg/Wien 1983, 9–28 und E. Eickhoff, *Venedig, Wien und die Osmanen. Umbruch in Südosteuropa 1645–1700*, Stuttgart 1988.

8 Vgl. M. Csáky, *Ideologie oder „Realpolitik“? Ungarische Varianten der europäischen Türkenpolitik im 16. und 17. Jh.*, in: *Anzeiger der phil.-hist. Klasse der österreichischen Akademie der Wissenschaften* 120 (1983) 176–195; M. W. Weithmann, *Balkan-Chronik. 2000 Jahre zwischen Orient und Okzident*, Regensburg <sup>2</sup>1997, v. a. 117–180 und H. G. Majer (Hg.), *Die Staaten Südosteuropas und die Osmanen*, München 1989.

9 H. Duchhardt, *Das Zeitalter des Absolutismus*, München <sup>3</sup>1998, 33 weist diese Behauptung ebenso entschieden zurück.

10 Vgl. G. E. von Grunebaum (Hg.), *Der Islam II (Fischer Weltgeschichte 15)*, Frankfurt 1971, 100–114 und M. A. Cook (Hg.), *A History of the Ottoman Empire to 1730*, Cambridge u. a. 1976, 177.

11 Vgl. K. M. Setton, *Venice, Austria, and the Turks in the Seventeenth Century*, Philadelphia 1991, 260.



- 12 Weithmann (s. Anm. 8) 137. Vgl. auch P. F. Sugar, Southeastern Europe under Ottoman Rule, 1354–1804, Seattle/London 1977.
- 13 Vgl. Grunebaum (s. Anm. 10) 92: „Die Hauptaufgabe des Staates war es, Reichtümer auszubeuten, nicht Untertanen zu bekehren.“
- 14 Die Türkenbelagerung Wiens 1683 und ihre Auswirkungen für die politische, kulturelle und geistige Entwicklung der Balkanvölker, Wien 1983, 5.
- 15 Vgl. Csáky (s. Anm. 8) 187 f., 191, 194 und Waissenberger (s. Anm. 7) 14.
- 16 Vgl. dazu v. a. E. Petrasch, Der Türkenlouis. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, in: Die Türken vor Wien (s. Anm. 7) 221–230 und H. Schmidt, Art. Ludwig Wilhelm von Baden, in: NDB XV, 350–354.
- 17 Petrasch, Türkenlouis 229.
- 18 Vgl. Monumentum Gloriam Immortalis, quod Serenissimo Principi Ludovico Wilhelmo [. . .], Badische Hofdruckerei Herr o. J. [UB Freiburg: H 2005].
- 19 Die gesamte Inschrift im lateinischen Original und in deutscher Übersetzung ist abgedruckt bei V. Stoesser, Grabstätten und Grabinschriften der Badischen Regenten 1074–1811, Heidelberg 1903, 116 f.
- 20 H. Bauer, Barock. Kunst einer Epoche, Berlin 1992, 247. Vgl. auch 217–252.
- 21 Vgl. Duchhardt (s. Anm. 9) 37 f. und W. Hug, Geschichte Badens, Stuttgart 1992, 157–161.
- 22 Vgl. Bauer (s. Anm. 20) 92 f.
- 23 Vgl. zu diesem Themenkomplex H. Gerlitz u. a., Art. Krieg, in: TRE XX, 10–55.
- 24 Vgl. M. Grothaus, Zum Türkenbild in der Adels- und Volkskultur der Habsburgermonarchie von 1650 bis 1800, in: G. Heiss/G. Klingenstein (Hgg.), Das Osmanische Reich und Europa 1683–1789: Konflikt, Entspannung und Austausch, Wien 1983, 63–83, hier 67 und 78.
- 25 P. Paul Usleber SJ, Wunder=Voller Lebens=Lauf/ und Höchst=Seeliger Eintritt/ des Durchleuchtigsten Fürsten und Herrn/ Herrn Ludovici Wilhelmi [. . .], gedruckt 1707, Badische Hofdruckerei Herr [UB Freiburg: H 2005], 10 f., 20, 41–43.
- 26 Ebd. 45.
- 27 Vgl. H. Niester, Das Epitaph des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden in der Stiftskirche zu Baden-Baden und sein Meister Johann Schütz, in: Badische Heimat 30 (1950) 51–54, hier 52.
- 28 Die Darstellung der Weisheit verstehe ich nicht als Tugendallegorie, sondern als göttliche Weisheit und habe sie deshalb bereits unter (a) behandelt.
- 29 Vgl. Usleber (s. Anm. 25) 9, 11, 14, 18, 33 f.
- 30 Vgl. E. Lacroix u. a. (Bearb.), Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden, Karlsruhe 1942, 130.
- 31 Vgl. R. Kahsnitz, Art. Justitia, in: LCI II, 466–472, hier 468.
- 32 Vgl. Niester (s. Anm. 27) 51.
- 33 Zit. nach Stoesser (s. Anm. 19) 117.
- 34 Vgl. W. Prohaska, Zum Bild der Türken in der österreichischen Kunst des 18. Jh., in: Die Türken vor Wien (s. Anm. 7) 251–261, hier 251 und Grothaus (s. Anm. 24) 83. Ein früherer Beleg ist die nackte Darstellung Mohammeds (mit Turban) im Inferno-Fresko von 1321 im Camposanto von Pisa, in deren Hintergrund jedoch nicht eine Auseinandersetzung mit dem Islam selbst, sondern die Lehrstreitigkeit zwischen Aristotelismus und Averroismus steht. Vgl. dazu O. Holl, Art. Mohammed, in: LCI III, 273 f. Vgl. auch als Hintergrund Ps 47,4; 110,1.
- 35 Vgl. L. Pürenger-Zwanowetz, Ein Triumphdenkmal aus Elfenbein: die Reiterstatuetten Kaiser Leopolds I. und König Josephs I. von Mathias Steinl, in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 19 (1962) 88–164, hier 103.
- 36 Vgl. Dürers Zeichnung eines osmanischen Reiters (um 1495) sowie die Reiterbildnisse Sultan Süleymans von Jan Swart van Groningen (1526) und von Niccolò Nelli (um 1570), abgebildet und vorgestellt bei: M. Kopplin, Turcica und Turquerien. Zur Entwicklung des Türkenbildes und Rezeption osmanischer Motive vom 16. bis 18. Jh., in: Exotische Welten – europäische Phantasien, Stuttgart 1987, 150–163, hier 152. Aus dem 17. Jh. stammt ein Kupferstich Jacob Peeters, der Sultan Mehmed IV. zu Pferd darstellt, abgebildet in: Die Türken vor Wien (s. Anm. 7) 10.
- 37 Pürenger-Zwanowetz (s. Anm. 35) 105.
- 38 Vgl. Im Lichte des Halbmonds. Das Abendland und der türkische Orient, hg. von den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, Dresden 1995, 96–100. Zur Bewaffnung der Türken vgl. P. Jaeckel, Die Bewaffnung des osmanischen Heeres, in: Die Türken vor Wien (s. Anm. 7) 108–122. Zur „Türkenbeute“ vgl. K. Vocolka, Die Türkenbeute in der politischen Propaganda der frühen Neuzeit, in: Österreichische Osthefte 21 (1979) 79–88.
- 39 Kopplin (s. Anm. 36) 156.
- 40 Die mit der Inventarnummer angeführten Stücke sind alle enthalten im Katalog: Die Karlsruher Türkenbeute. Die „Türkische Kammer“ des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden. Die „Türkischen Curiositaeten“ der Markgrafen von Baden-Durlach, hg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, München 1991.
- 41 Vgl. E. Petrasch, Die Karlsruher Türkenbeute, in: ebd. 11–51, hier 23.
- 42 Vgl. dazu G. Sievernich/H. Budde, Europa und der Orient 800–1900, Berlin 1989, 818 f. Ein kurzer Überblick zum Thema „Feindbilder. Krieg und Kunst“ findet sich ebd. 681.
- 43 Vgl. Grothaus (s. Anm. 24) 83, der dieses Umschlagen in die Zeit um 1700 datiert.
- 44 Usleber (s. Anm. 25) 33.
- 45 Ebd. 40.
- 46 P. A. Mannesheimer, Das klassizistische Grabmal. Eine Typologie, Bonn 1968, 185.
- 47 Vgl. ebd. 186. – Die Inschrift des Baden-Badener Monuments weist in Spannung zur bildlichen Darstellung schon mehr in die Richtung einer klassizistischen Todesdeutung, heißt es dort doch: „... solange er lebte, immer Sieger, nie besiegt ausser vom gemeinsamen Schicksal, welches auch den grossen Helden nicht verschont hat.“ (Zit. nach Stoesser (s. Anm. 19) 117.)
- 48 Vgl. H. J. Kissling, Türkenfurcht und Türkenhoffnung im 15./16. Jh., in: Südostforschungen 23 (1964) 1–18; W. Schulze, Reich und Türkengefahr im späten 16. Jh. Studien zu den politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen einer äußeren Bedrohung, München 1978 und J. Delumeau, Angst

- im Abendland, Bd. 2, Reinbek 1985, 397-411. Der Ausdruck „Türkenhaß“ ist sicherlich auch in Anlehnung an „Fremdenhaß“ gewählt worden.
- 49 Vgl. F. Matsche, Die Kunst im Dienst der Staatsidee Kaiser Karls VI., Berlin u. a. 1981, Bd. 1, 19; Vocelka (s. Anm. 38) 86 und Prohaska (s. Anm. 34) 251-254. Im Triumphfresko im Augustiner-Chorherrenstift St. Florian tritt diese Ideologie deutlich in Erscheinung: „Die Überwindung des Erbfeindes führt ein neues Erdenzeitalter herauf, in dem der Friede, Überfluß und die Beständigkeit Garanten des immerwährenden christlichen Reiches der Habsburger sind.“ (Prohaska 254.)
- 50 Vgl. Flohr (s. Anm. 4) 117-121 und H.-M. Bernhardt, Voraussetzung, Struktur und Funktion von Feindbildern, in: Jahr (s. Anm. 4) 9-24, hier 15 und 21.
- 51 Möglicherweise diente eine im Wiener Belvedere aufgestellte Marmorstatue mit der Apotheose Prinz Eugens von 1721 dem Baden-Badener Grabmonument als Vorbild. Vgl. dazu E. Petrasch, Die Geschichte der türkischen Trophäensammlung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, in: ZGO 100 (1952) 566-691, hier 577 Anm. 17.
- 52 Vgl. Prohaska (s. Anm. 34) 257 und Pape (s. Anm. 5) 93 ff.
- 53 Petrasch, Türkenbeute (s. Anm. 41) 12.
- 54 R. Waissenberger (Bearb.), Schausammlung des Historischen Museums der Stadt Wien, Wien 1984, 108.
- 55 Vgl. A. Schmieder-Matter, Baden-Baden. Stadtführer, Freiburg<sup>3</sup>1988, 46.

Anschrift des Verfassers:  
 Hansjörg Schmid  
 Jensenstraße 6  
 79117 Freiburg



# Auf dem Weg zu einer Hauptstadt der Skulptur

Freiburgs Kunst unter freiem Himmel

Freiburg verdankt seinen Ruhm als Kunststadt in erster Linie dem Münster und seinem einzigartigen gotischen Turm. Das hat zwar seine Berechtigung, bedarf aber ebenso der Erweiterung. Denn Freiburg ist eine Stadt mit ungewöhnlich vielen und qualitätvollen Skulpturen im öffentlichen Raum.

Dies beginnt mit den Arbeiten am Münster selbst. Wie viele große Kirchenbauten des Mittelalters ein Gesamtkunstwerk, schließt es auch Skulpturen mit ein. Besonders erwähnenswert sind dabei das romanische Relief der „Wolfschule“, das aufwendige hochgotische Hauptportalprogramm oder die mächtigen Figuren der Propheten am Turmkokogon. Der Bogen der Skulptur in Freiburg spannt sich über die Zeugnisse des Barock und Rokoko, unter denen die „Vier Jahreszeiten“ aus der Hand Johann Christian Wentzingers im Park von Schloß Ebnet herausragen (Originale im Museum für Stadtgeschichte), über die Denkmäler des 19. Jahrhunderts, voran das vielleicht zu Unrecht ins Abseits gerückte Siegesdenkmal aus dem Jahre 1876, bis hin zu den zahllosen Bauplastiken der Gründerzeit und des Jugendstils.

Wenn Freiburg als ein Zentrum der Skulptur gelten kann, dann vor allem auch aufgrund der Tatsache, daß allein im 20. Jahrhundert von über einhundert verschiedenen Künstlern Arbeiten im Außenbereich aufgestellt wurden. In diesem Zeitraum, um den es im folgenden schwerpunktmäßig gehen soll, wurden - nachdem sich schon das Münster der Unterstützung der Basler und der Straßburger Bauhütten versichert hatte - zunehmend auch Bildhauer

internationalen Ranges nach Freiburg geholt. In Anbetracht der gebotenen Kürze können verständlicherweise nicht alle bedeutenden Arbeiten gleichermaßen vorgestellt und auch nur einige wesentliche mit der Skulptur im öffentlichen Raum zusammenhängende Aspekte beleuchtet werden.

Der „öffentliche Raum“ wird hier in einem relativ engen Sinn verstanden, als der Bereich, in dem die Begegnung en passant erfolgen kann: dreidimensionale Kunst unter freiem Himmel. Die Bezeichnungen „Skulptur“ und „Plastik“ werden meistens in ihren Funktionen als Überbegriffe und nicht ausschließlich in ihren wörtlichen Bedeutungen verwendet, die zum einen die subtraktiv-bildhauerische Arbeit und zum anderen die aufbauend-modellierende Tätigkeit beschreiben.

## DER BAUSCHMUCK UND DIE INDUSTRIALISIERUNG DER KUNST UM 1900

Der Beginn des 20. Jahrhunderts stand noch ganz im Geist der Gründerzeit. Seit der Reichsgründung von 1871 wuchs Freiburg rapide. In der Wiehre, im Stühlinger und in Herdern schossen neue Wohnviertel aus dem Boden, die Einwohnerzahlen stiegen zwischen 1890 und 1910 von etwa 48 800 auf 83 300, an der Universität schrieb sich 1911 der 3000. Student ein. Die Stadt erhielt ihr neues Bild zunächst durch die zahlreichen Bauplastiken, die der Bauboom und ein gesteigertes Repräsentationsbedürfnis mit sich brachten. Auch wenn die meisten der zahllosen Fassadenreliefs

wie aus Stein gemeißelt wirken, beruht doch nur der geringste Teil auf traditioneller Bildhauerarbeit. Der massenweise Bedarf führte zu einer industriellen Fertigung auch auf dem Gebiet der Kunst, mit dem Ergebnis, daß dem aufmerksamen Flaneur durch Freiburg so manche Motive in den um 1900 entstandenen Wohnvierteln mehrfach begegnen.

Führend auf dem Gebiet des Fassadenschmucks war das 1872 gegründete Bauunternehmen Brenzinger & Cie., das eine eigene Modellierwerkstatt unterhielt, in dem die Formen für das Verfahren erstellt wurden, das damals mit „Cementguss“, „Steinguss“ oder „Kunststein“ bezeichnet wurde. Standardisierte Elemente wie Konsolen, Voluten, Baluster, Ornamente und Medaillons wurden häufig auch aus Terrakotta hergestellt. Sogar der für die Inneraumgestaltung so beliebte Stuck konnte durch die richtige Mischung fassadenfest gemacht werden. Als figürlicher Schmuck erschienen diejenigen Motive am geeignetsten, die kunstgeschichtlich verbürgt waren und dem Bildungsbedürfnis und -exhibitionismus gerecht wurden: Karyatiden, Löwenköpfe und bacchantische Knaben.

Der Motiv- und Formenkanon ist begrenzt, so daß es fast zwangsläufig scheint, daß mit dem Jugendstil, der in Freiburg kurz nach der Jahrhundertwende um sich griff, ein Gegenwurf auf den Plan tritt, der seit dem Ende des Rokoko erstmals wieder eine originäre Formensprache mit sich brachte. Hier bot sich für ein ganzes Heer von Bildhauern für mehr als ein Jahrzehnt ein lukratives Betätigungsfeld in zahllosen floralen Motiven, Drachen, Grottesken, Medusenhäuptern und Pangesichtern, die das kürzlich erschienene Buch von Joanna Flawia Figiel über den Jugendstil in Freiburg dokumentiert.

Wer nun aber meint, der stereotypen Verwendung von immer gleichen Motiven im Historismus sei durch den Jugendstil ein Ende bereitet worden, der irrt. Der Katalog der Fa. Brenzinger, der sich in Freiburgs Kleinem Stuck-Museum erhalten hat, weist auch einige der scheinbar so individuellen Reliefs des art nouveau auf. Die Konkurrenz, ja die ideologische Kontroverse zwischen Gründerzeit und Jugendstil ist damit in Teilen ad absurdum geführt.

## BILDHAUERBOOM UND GRABMALKUNST

Zu den großen Aufgaben der Bildhauerei gehörte im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts noch die repräsentative Ausgestaltung von Grabstätten. Um den Hauptfriedhof, der den Alten Friedhof in Herdern bereits im Jahre 1872 abgelöst hatte und zwischen 1894 und 1899, dem Bevölkerungs- und Geldzuwachs gehorchend, aufwendig erweitert worden war, ließen sich Bildhauer nieder. Überhaupt stieg ihre Zahl in Freiburg immens an. Waren 1810 nur je ein Bildhauer und ein Steinhauer im Freiburger Adreßbuch verzeichnet (der eine, Franz Anton Xaver Hauser, hatte 1807 die Figur des 1944 zerbombten Bertoldsbrunnens, der andere, Georg Riescher, den Steintrog dazu gemeißelt), so firmierten im Jahr 1910, einhundert Jahre später, im Branchenteil 31 Bildhauer und 19 Steinhauer. Ernst zu nehmen ist auch der jährlich auftauchende Hinweis „und sämtliche Maurermeister“ (ab 1877 mehr als 40 Namen), war doch die Ausbildung zum Maurer an der Städtischen Gewerbeschule, die 1905 ihr neues, repräsentatives Gebäude an der Kirchstraße bekommen hatte, stark kunsthandwerklich orientiert.

Wenngleich der Hauptfriedhof heute nicht das gleiche hermetische Ensemble wie der Alte Friedhof bietet, zeugt er doch auch – wie die Bauplastik – vom gesteigerten Bedarf nach skulpturaler Ausschmückung, vornehmlich im zeittypischen Symbolismus. Bevorzugte Materialien für die Trauerengel, Porträtmedaillons und Kreuzifixe war der Sandstein, der in den Steinbrüchen der Region gebrochen werden konnte, während einige der größeren Skulpturen in weißem Carrara-Marmor aus Italien kamen (signiert von C. Scanzi aus Genua).

Auch unter den ganzfigurigen Arbeiten auf dem Hauptfriedhof gibt es Beispiele für die in die Gefilde der Kunst vordringenden Industrialisierung. Einige der trauernden Engel, die wie Bronzefiguren wirken, sind in Wahrheit Galvanoplastiken, Kunstwerke mit dünner Metallhaut aus Kupfer um einen Kern aus Gips, Schamott, Stroh, die – schwäbische Sparsamkeit! – in der Württembergischen Metallwarenfabrik (WMF) in Geislingen unter Stromspannung in einer mit Schwefelsäure angesäuerten Kupfer-



vitriollösung gedreht wurde, bis sich auf ihnen ein Kupferniederschlag bildete. Die verschiedenen Modelle wurden per Katalog angeboten.

Das Verfahren war vergleichsweise preisgünstig. So kosteten die beiden Galvanofiguren an der Einsegnungshalle des Hauptfriedhofs, obgleich individuell angefertigt, zusammen nur etwa 4000 Mark, während allein schon die Modelle für die Bildhauerarbeiten aus Stein

4400 Mark verschlangen, zu denen noch weitere 6600 Mark für die Ausführung kamen.

Die meisten Bildhauer sind vergessen. Wer kennt heute Fidel Binz, Joseph Dettlinger, Oskar Geiges, Theodor Hengst, Ferdinand Kohl, Alberto Luratti, Friedrich Meinecke, Gustav Messerschmid, August Müsle, Viktor Szilagi oder Heinrich Weltring, damals gefragte Künstler?



*Bauplastik der Gründerzeit. Julius Seitz: Unterricht, 1890/91. Marmorgruppe über dem Corps de logis des Goethe-Gymnasiums (früher: Höhere Mädchenschule).*

Holzmarkt. Foto: Oliver Dieskau

Die führende Position in Freiburg nahm eindeutig Julius Seitz ein, der sich 1884 im Alter von 37 Jahren in der Stadt niedergelassen hatte und ihr Bild bis zu seinem Tod im Jahre 1912 entscheidend mit prägte. Er war nach dem 1847 zugezogenen Alois Knittel (1814–1875), von dem die meisten der neogotischen Skulpturen auf dem Alten Friedhof stammen, der zweite akademisch geschulte Bildhauer in Freiburg. Alois Knittels Sohn Gustav Adolf Knittel (1852–1909) hätte ihm vielleicht Paroli bieten können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, für mehr als ein Jahrzehnt, von 1896 bis 1907, nach Metz zu gehen. So aber stammen die meisten anspruchsvollen Grabmäler auf dem neuen Hauptfriedhof und ebenso die überwiegende Zahl der überlebensgroßen Giebelfiguren in der Stadt und den neuen Wohnvierteln aus der Werkstatt von Julius Seitz.

Die Schaffenszeit von Seitz in Freiburg verläuft parallel mit der fast gleich langen Amtszeit des legendären Oberbürgermeisters Dr. Otto Winterer (1888–1913). Der Prosperität, die sich mit dem Wirken des Politikers in der Epoche der ausgehenden Gründerzeit verband, hat der Künstler, der eine eigene Handschrift zwischen Historismus und Jugendstil fand, reichhaltigen Ausdruck gegeben.

Das avantgardistischste Kunstwerk auf dem Hauptfriedhof ist freilich nicht das Werk eines in Freiburg ansässigen Bildhauers, sondern das eines gebürtigen Schweizers, der 1897 in München die „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk“ mit begründet hatte: Hermann Obrist (1863–1927), dessen Grabmal für Alice Toporski von 1912 eine meisterhafte Synthese von abstrakten Elementen, Naturerosion und dem durchbrochenen Freiburger Münsterhelm darstellt.

## MODERNES MÄZENATENTUM

Freiburger Skulptur des frühen 20. Jahrhunderts ist demnach doch nicht nur Massenware. Auch im Stadtgebiet ragen nicht wenige Arbeiten als originäre Lösungen heraus, etwa der „Schneckenreiterbrunnen“ im Colombipark, dessen Anschaffung auf eine ungewöhnliche Mäzenatentätigkeit zurück geht. 1897 genehmigte das Ministerium für Justiz, Kultus und Unterricht dem Münsterbauverein die Ein-

richtung einer Lotterie nur unter der Auflage, daß ein Teil des Erlöses für den Ankauf von Werken badischer Künstler verwendet würde. Mit diesen Geldern kam 1906 die Bronzearbeit des Karlsruhers Konrad Taucher in den Colombipark, von den Zeitgenossen aufgrund „unverhüllter Schönheit und edlem Linienfluß“ vielfach bewundert.

Auch Brenzinger & Cie. (der Firmengründer Heinrich Julius Brenzinger war bei Taucher in die Lehre gegangen) sollte der Bildhauerei in Freiburg mäzenatisch verbunden bleiben, sogar bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, als beispielsweise 1950 die „Wartende“ des Bildhauers Richard Engelmann im Stadtgarten aufgestellt wurde. Wie diese Figur bestehen viele andere, vor allem aus der ersten Jahrhunderthälfte, aus dem billig zu produzierenden Stein- oder Betonguß mit poröser Materialstruktur, die an das Naturmaterial Muschelkalk erinnern soll. Aus Brenzinger-Beton sind sogar einige der exponiertesten Werke, etwa die vier monumentalen, allegorischen Mensch-Tier-Gruppen auf der „Ochsenbrücke“, 1912 von Carl Anton Meckel (1875–1938) geplant und von Ludwig Kubanek gestaltet (1877–1929).

## SKULPTUR FÜR STÄDTISCHE NEUBAUTEN

Trotz der immensen Anzahl ortsansässiger Bildhauer griff man für die großen, repräsentativen Neubauten des frühen 20. Jahrhunderts auf Künstler von außerhalb zurück. Als zwischen 1906 und 1910 das Stadttheater im Stil des Neobarock entstand, wurde dem Berliner Bildhauer Hermann Feuerhahn (1873–1941) die Verantwortung für die Bauplastik übertragen. Die Ausführung der sechs überlebensgroßen weiblichen Halbakte, symbolistische Allegorien der Freude, Schönheit, Musik, Poesie, des Tanzes und des Schmerzes, und der übrigen Reliefs (der von Atlanten getragene Rundgiebel wurde nach dem Zweiten Weltkrieg bedauerlicherweise ohne Not entfernt) oblag freilich Freiburger Künstlern: Louis Granget, Theodor Hengst, Ludwig Kubanek, Albert Mayer, August Müsle und Julius Seitz.

Auch zwei der wohl bekanntesten Plastiken Freiburgs, die 1915 fertig gestellten, rundpla-



stischen bronzenen Sitzfiguren von Homer und Aristoteles vor dem KG I der Universität, sind Werke eines auswärtigen Künstlers, nämlich des Münchener Bildhauers Cipri Adolf Bermann (1862–1942). Homer steht für die Wissenschaften mit künstlerischen und musischen Inhalten, Aristoteles für die Naturwissenschaften. In ihrem Denkmalcharakter sprechen sie noch die Sprache des vorausgegangenen Jahrhunderts.

## DENKMALMANIE

Die wirtschaftliche Prosperität und der damit verbundene Aufschwung in Sachen Skulptur fanden mit dem Ersten Weltkrieg ein jähes Ende. Die Krise betraf auch die Bildhauer, waren doch die öffentlichen und die privaten Kassen gleichermaßen leer. Hinzu kam ein verändertes Stilbedürfnis, eine Tendenz zu einer größeren Sachlichkeit, die sich am besten mit dem Begriff des „Bauhaus“ umreißen läßt.

Ein bedeutendes Betätigungsfeld blieb: das des Denkmals, das seine Blütezeit, ja eine regelrechte „Denkmalmanie“ im 19. Jahrhundert erlebt hatte. Im Zuge des sich herausbildenden Nationalbewußtseins waren in einer Mischung aus Identifikationsuche, Autoritätsgläubigkeit und Lokalpatriotismus unzählige Personendenkmäler errichtet worden. Einige davon stehen noch: die Büste Carl von Rottecks aus dem Jahre 1847 von Johann Nepomuk Zwerger, Professor am Städel in Frankfurt, die nach einer langen Odyssee Aufstellung auf dem Platz der Synagoge (früher: Europaplatz) fand; das Berthold-Schwarz-Denkmal von Alois Knittel auf dem Rathausplatz, das den Liberalen Rotteck 1853 ersetzte; das Brustbild des Mediziners Alexander Ecker vor der Anatomie, 1890 von Hermann Volz aus Karlsruhe in Bronze geschaffen; die Büste des Historikers Heinrich Schreiber, ein naturalistisches Werk Gustav Adolf Knittels von 1893 an der Kaiserbrücke; die monumentalen Statuen des Albertus Magnus und des Martin Malterer mit Herzog Leopold III., von Julius Seitz 1898/99 für die Schwabentorbrücke geschaffen; schließlich die bronzene Büste des Theologen Alban Stolz vor der Konviktkirche, die 1913 von Emil Stadelhofer modelliert wurde.

Viele Denkmäler sind aufgrund von Kriegszerstörungen nicht mehr vorhanden: der erwähnte alte Bertoldsbrunnen von Hauser und Riescher, der von Seitz inzwischen umgestaltet worden war; die Ulrich Zasius-Büste von Wilhelm Walliser aus dem Jahre 1868; der Albert-Ludwigs-Brunnen von Alois Knittel, 1869; ein Denkmal für den Mediziner Adolf Kußmaul, das Hermann Volz 1909 aus Marmor gemeißelt hatte. Eine Büste des Generals von Werder, 1874 ebenfalls von Knittel gehauen, befindet sich heute im Depot des Augustiner-museums. Die vier überlebensgroßen bronzenen Kaiserfiguren von Julius Seitz und Fridolin Dietsche, die um die Jahrhundertwende auf der Kaiserstraßenbrücke errichtet worden waren, und die vier Fürstenstandbilder am Neuen Rathaus, für die der Karlsruher Dietsche allein verantwortlich zeichnete, sind gegen Ende des Zweiten Weltkriegs als „Metallspenden“ entfernt worden, ein Schicksal, dem der „Schneckenreiter“ von Konrad Taucher und das zehn Meter hohe „Siegedenkmal“ von Friedrich Moest, beide ebenfalls aus Bronze, entgingen.

## TRAUER- UND ERINNERUNGSARBEIT ZWISCHEN DEN WELTKRIEGEN

Das vielfach bestellte und fast ausgelaugte Feld des Denkmals sollte nach den Erfahrungen des Krieges von 1914–18 neu bestellt werden. Zu den bekanntesten Bildhauern zwischen den Weltkriegen, die in oder für Freiburg tätig waren, zählen Karl Albiker (1878–1961), Wilhelm Gerstel (1879–1963) und Arnold Rickert (1889–1974), allesamt Gründungsmitglieder der 1927 ins Leben gerufenen „Badischen Secession“.

Von Arnold Rickert, der in Freiburg einige größere Grabmalplastiken ausführte, bevor er an die Kunstgewerbeschule nach Bielefeld ging, stammt das zentral vor dem KG I aufgestellte „Denkmal für die Gefallenen der Universität Freiburg i. Br.“ aus dem Jahre 1928, die ausdrucksstarke Sitzfigur einer Trauernden Alma mater aus Muschelkalk, die auch stilistisch auf der Höhe der Zeit ist und Elemente aus Expressionismus und Kubismus (in den prismatisch gebrochenen Gewandfalten) mit



*Verhaltener Expressionismus der zweiten Generation. Wilhelm Gerstel: Aufwärtsstrebender, 1924/27. Bronze, Höhe ca. 145 cm, Greiffeneggring.*

Foto: Michael Klant



klassischer Zeitlosigkeit (im Profil des Gesichtes) verbindet. Es grenzt sich deutlich ab von dem 1925 am Stadtgarten errichteten, martialisch anmutenden „Denkmal des 5. Badischen Infanterieregiments 113“ von Carl Anton Meckel, einer phallisch anmutenden Säule, die im Volksmund aufgrund des obenauf liegenden Stahlhelms den Beinamen „Hutständer“ bekam und die sozialdemokratische Presse an die „Geistlosigkeit des wilhelminischen Militärstaates“ erinnerte.

Weitaus innerlicher wirkt – trotz anatomischer Mängel – ein Frühwerk der heute fast vergessenen, in München und Rom geschulten Eva Eisenlohr (1891–1977), zwei weibliche Halbakte voller Schmerz (Hauptfriedhof, früher Familiengrab Eisenlohr, heute Grab Otilie Kanzler). Die nach dem Siegesdenkmal größte figürliche Plastik Freiburgs findet sich ebenfalls auf dem Hauptfriedhof. Sie stammt von Karl Albiker, gebürtigem Schwarzwälder und seit 1919 Professor in Dresden. Er ging 1929 als Sieger aus zwei sich über mehrere Jahre hinweg ziehenden Wettbewerben um ein städtisches Denkmal der „Helden des Krieges 1914–1918“ hervor. Seine über fünf Meter hohe „Germania“ signalisiert den Kompromiß zwischen Trauer, Resignation und Schuldbekentnis, wie sie in der gesenkten Fahne ihren Ausdruck finden, und weiterer Wehrbereitschaft, die aus der kolossalen Größe und der kriegerischen Gewandung sprechen.

Der für Freiburg wichtigste Bildhauer, der sich einem (wenn auch verhaltenen) Expressionismus zurechnen läßt, ist der aus Bruchsal stammende Wilhelm Gerstel. Er hatte schon 1909/10 die überlebensgroßen Sandstein-Allegorien der „Wahrheit“ und „Freiheit“ für das KG I der Universität geschaffen, die allerdings 1944 zerstört wurden. Die Aufstellung zweier weiterer Werke Gerstels im öffentlichen Raum Freiburgs, der um 1925 entstandene „Aufwärtsstrebende“ am Greiffeneggring und der „Erwachende Adam“ am Flückiger See, der 1935 als „entartet“ gebrandmarkt worden war, verdankt sich Initiativen der Nachkriegszeit und dem Zuzug Gerstels von Berlin, wo er zwischen 1921 und 1948 an der Akademie gelehrt hatte, nach Freiburg, wo er von 1949 bis 1956 als einflußreicher Leiter der Bildhauerklasse der Akademie wirkte.

## NAZIZEIT

War die Zwischenkriegszeit für die Bildhauer die Phase der erneuten Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten des Denkmals gewesen, so boten die Jahre nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten wieder mehr Möglichkeiten im Bereich der Bauplastik, bedingt durch eine Zunahme öffentlicher Bauvorhaben. Dies hatte seine Ursache in einer Verfügung von Reichspropagandaminister Joseph Goebbels, wonach mindestens 2% der Bausumme für Kunst am Bau aufzuwenden seien – eine an sich begrüßenswerte Regelung, die indessen in den Jahren von 1933 bis 1945 an ideologische Vorgaben geknüpft war. So kam in Freiburg nur zum Zuge, wer bereit war, „im Geist der neuen Zeit“ zu arbeiten. Eine vertrauliche Liste, die 1936 auf Geheiß des Karlsruher Ministeriums für Kultus und Unterricht durch den Leiter der Städtischen Sammlungen, Dr. Werner Noack, angelegt wurde, führte auf, wer zu den „in erster Linie empfehlenswerten Künstlern“ gehörte.

Neue Aufträge gab es in erster Linie im Bereich der Universitätskliniken, für deren Neubauten 1926 der Grundstein gelegt worden war. Die Namen derjenigen, die Aufträge erhielten, sind an einer Hand abzuzählen. Da ist zum einen Wilhelm Merten (1879–1952), dessen um 1936/37 geschaffene „Lebensquelle“, die für die Frauenklinik vorgesehen war und den Krieg im Keller der Universitätsklinik unbeschadet überstand, heute im Colomipark steht, als scheinbar zeitloses, antikisierendes Schönheitsideal, das seine Verpflichtung dem „gesunden“ Menschenbild der Nazis gegenüber doch nicht verbergen kann. Von Mertens Hand stammen noch einige harmlose – und vielleicht gerade darin bedenkliche? – Plastiken: der „Raufbubenbrunnen“ von 1931 am Rotteckring, der Märchenbrunnen von 1935 an der Beurbarungsstraße und (evtl. in Gemeinschaftsarbeit mit dem wenig erforschten Ludwig Kubanek), zwei Gruppen mit Putten im Halbhof der Universitätschirurgie, um 1937 aus dem erschwinglichen Kunststein entstanden.

Drei Künstler teilten sich 1938/39 die Arbeit an den sechs leicht überlebensgroßen Sandsteinakten und -halbakten in der Toreinfahrt zum Universitätsklinikum: Emil Stadel-



*Das Frauenbild im Nationalsozialismus. Hellmuth Hopp: Mutterbrunnen, 1934. Kunststein, Höhe ca. 250 cm. Ursprünglich Schützenallee (derzeit eingelagert).*

Foto: Michael Kny



hofer (1872-1961), Ulrich Kottenrodt (1906-1984) und Hellmuth Hopp (um 1910-1942). Während sich für die beiden erstgenannten wie im Falle Merten die Frage nicht endgültig beantworten läßt, ob sie ihre akademischen bildhauerischen Fähigkeiten nicht eher aus Not denn aus Überzeugung den neuen Machthabern zur Verfügung gestellt haben, fällt die Antwort für Hellmuth Hopp eindeutiger aus. Denn dieser junge Bildhauer, der nach einer Lehre in der Werkstatt Ludwig Kubaneks bei dem später verfeimten Expressionisten Christoph Voll an der Landeskunstschule in Karlsruhe und anschließend bei Charles Despiau in Paris studiert hatte, war Überzeugungstäter. Er gewann schon 1933, mit gerade 23 Jahren, den Wettbewerb um den „Mutterbrunnen“, in dem er die Funktion der Frau, wie sie von den Nazis propagiert wurde, bildhaft umsetzte. Aufgrund der Bauarbeiten an der B31 ist die kunststeingewordene Ideologie, eine Walküre mit drei Kindern (zwei Jungen, ein Mädchen), zur Zeit nicht aufgestellt.

Auch die beiden überlebensgroßen Sandstein-Aktfiguren der „Schwebenden“ und des „Fliegenden“, von Hopp 1942 für den Freiburger Flughafen geschaffen, sind momentan abgebaut. Sie waren aufgrund drohender Luftangriffe schon vor ihrer Aufstellung eingelagert worden, kamen dann aber 1946, wohl weil sie – Ironie der Geschichte – für künstlerisch wertvoll befunden wurden, vor das nun von der Französischen Armee als Casino benutzte Gebäude an ihren vorgesehenen Platz. Der ideologische Gehalt und die propagandistische Funktion von Skulptur können sich, wie dieses paradoxe Beispiel zeigt, hinter einer landläufig als „schön“ empfundenen Ästhetik verbergen.

An dieser Stelle drängt sich einmal mehr die Frage auf, wie mit Werken und Künstlern umzugehen sei, deren nationalsozialistische Vergangenheit nicht zu leugnen ist. Ist es nicht aus aufklärerisch-dokumentarischer Absicht heraus und aus Gründen eines ehrlichen Umgangs mit der Geschichte notwendig, daß die beschriebenen Skulpturen zugänglich bleiben? In diesem Zusammenhang ist in Freiburg (neben dem Agitator Werner Höll, der 1937 die Beschlagnahmeaktion im Augustinermuseum mit durchführte und später als scheinbar unbescholtener, abstrakter Holzschneider wirkte)

auch Nikolaus Röslmeir (1901-1977) zu erwähnen, der seine Ausbildung ebenfalls bei Kubanek in Freiburg begonnen hatte und von 1925 bis 1927 bei Monumentalbildhauer Josef Wackerle in München studierte. Röslmeirs Wettbewerbsbeitrag zum „Mutterbrunnen“ von 1933 trug den Titel „Jung Deutschland“. 1936 erhielt er zwei erste Preise bei dem Wettbewerb „Aus dem Leben der Hitlerjugend“ zur Gestaltung des Mösleparcs und für eine Monumentalplastik aus Stein. Die zehn geplanten Hitlerjungen gelangten vor Kriegsende nicht mehr zur Aufstellung, einige von ihnen standen aber, von Pimpftuch und Koppelschloß befreit, zwischen 1954 und 1982 in der Nähe der Lortzing-Schule (heute im Depot des Augustinermuseums).

## KULTURELLE WIEDERBELEBUNG

Der Schock des Krieges hat bei einigen Künstlern zu einem Wandel im Stil (und vielleicht auch in der Gesinnung) geführt. Als Anfang der 1950er Jahre der Wunsch nach Wiederherstellung des zerstörten Bertoldsbrunnens aufkam, wurde ein Wettbewerb veranstaltet, aus dem – Nikolaus Röslmeir siegreich hervorging, diesmal mit einer stark abstrahierten Pferd und Reiter-Gruppe aus Bronze, deren schrundige Oberfläche sich an der existenzialistischen Formensprache eines Alberto Giacometti oder einer Germaine Richier orientiert. Bis es zur Aufstellung im Jahre 1965 kam, war es freilich zu einigen einschneidenden Entwicklungen im Bereich der Skulptur in Freiburg gekommen.

Von der fast vollständigen Zerstörung der historischen Bausubstanz der Innenstadt durch den Bombenhagel des 27. November 1944 war auch die Freiplastik betroffen. Den Wiederaufbau begleitend wurde ein neues Programm für Skulptur im Außenraum geschaffen. Eine 1948 ins Leben gerufene „Künstlerhilfe“ erlaubte den Ankauf von Kunstwerken für die Städtischen Sammlungen. Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Hoffmann (1945-1956) setzte sich besonders für die Aufstellung von Skulpturen des unter den Nazis verfeimten Richard Engemann (1868-1966) ein, der seine Professur in Weimar frühzeitig verloren und in Freiburg-Kappel ein Exil gefunden hatte. Im Gemeinderat kam es dennoch zu heftigen Debatten, als



1954 die Marienstatue Engelmanns vor der Herz-Jesu-Kirche im Stühlinger aufgestellt werden sollte. Vom selben Künstler, der eine verhaltene, vornehmlich an Maillol orientierte Moderne vertrat, stammen u. a. das „Mädchen mit Schwamm“ auf dem Aschoff-Platz in Herdern (oft falsch als „Flora“ bezeichnet), die große „Trauernde“ auf dem Hauptfriedhof, die bereits erwähnte „Wartende“ im Stadtgarten und das „Kauernde Mädchen“ im Innenhof der Alten Universität.

Aus den 1950er Jahren stehen noch einige Plastiken mit erzählerischem Wert, etwa der „Schreiende Erpel“ (1953) von Richard Bampi (1896–1965), der an die angebliche Warnung des Federviehs vor dem Luftangriff vom 27. November 1944 erinnern soll, oder der „Kinderreigen“ (1956) von Ernst Thomann (geb. 1910) im Hof der Kinderklinik an der Heiliggeiststraße.

Von größerer künstlerischer Bedeutung ist freilich eine Arbeit wie das „Mädchen mit Vogel“ (1956) von Toni Stadler (1888–1982). Zeigt sich Stadler, damals Professor an der Münchener Akademie, als Vertreter einer abstrahierten Figürlichkeit, so gelingt Walter Schelenz (1903–1987), der zum bedeutendsten Bildhauer Freiburgs nach dem Zweiten Weltkrieg werden sollte, der Sprung zur ersten freistehenden abstrakten Plastik. Seine Bronze „Formentfaltung“, 1959 vor dem Staatlichen Hochbauamt an der Mozartstraße aufgestellt, ist ein Werk mit kristallinen, rhythmischen Formen, die mit den organischen Formen des kleinen Parks außen herum ebenso korrespondiert wie mit den rechten Winkeln der Gebäude. Im selben Jahr spannte Otto Herbert Hajek (geb. 1927) sein „Magnetisches Raumfeld“, ein dem Informel verpflichtetes, abstraktes Reliefgerüst, vor die Außenwand des Hörsaals für Pharmakologie und Physiologie in der Hermann-Herder-Straße.

## FREIBURG GOES INTERNATIONAL: HENRY MOORE UND DIE FOLGEN

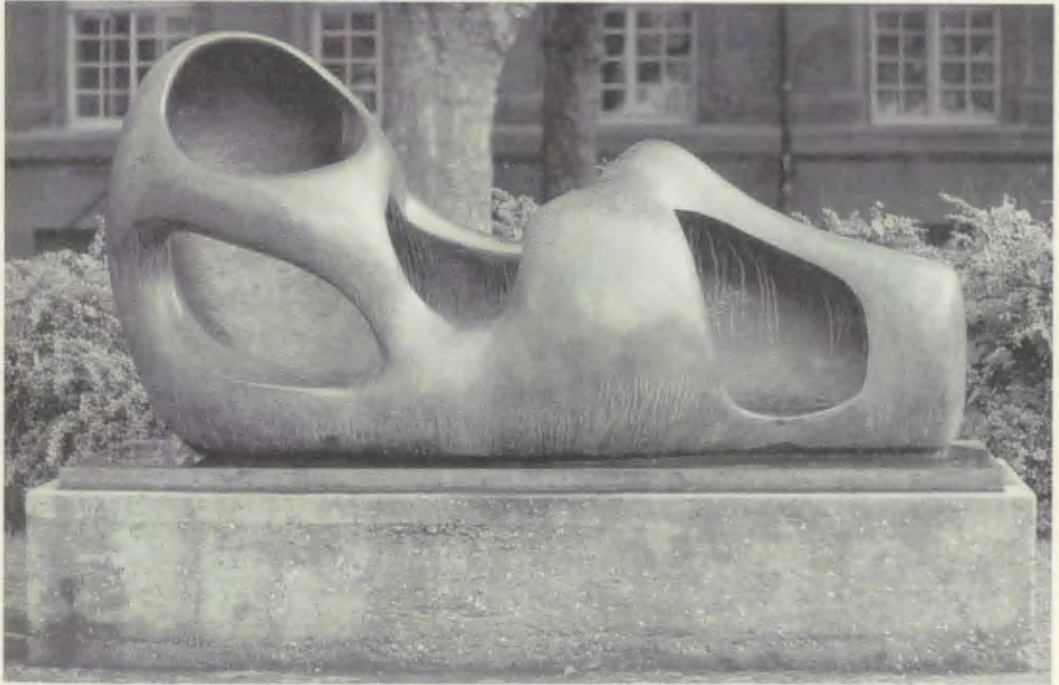
Im Nachhinein ist es verwunderlich, daß nicht diese wirklich modernen, rein abstrakten Plastiken, sondern eine noch figürliche Arbeit für einen der größten Freiburger Kunstkandale sorgte: die „Reclining Figure“ des Englän-

ders Henry Moore (1898–1986), eine bereits 1953/54 formulierte Bronze einer stark abstrahierten weiblichen Figur, inspiriert an Urformen der Natur wie Knochen oder ausgehöhlten Steinen. Der Architekt Walter Müller, seit 1957 Oberbaudirektor in Freiburg, hatte sich für die Aufstellung vor dem neuen KG II der Universität engagiert. In der Öffentlichkeit löste die als „Emmentaler Venus“ beschimpfte Arbeit heftige Diskussionen aus, die bis in den Gemeinderat hinein wirkten. Dabei wurden die Kosten (in Anbetracht des heutigen Marktwertes geradezu lächerliche 60 000 DM) nicht einmal von der Stadt, sondern vom Land Baden-Württemberg aufgebracht.

Mit der Aufstellung von Moores „Liegender“ kam aber erstmals eine Skulptur eines Künstlers von hohem internationalem Rang nach Freiburg. Nicht nur der Zugewinn an künstlerischer Qualität, auch die damit verbundene kulturpolitische Bedeutung, der Beitrag zur Völkerverständigung, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Mit Moore war ein Anfang gemacht, weitere Ankäufe bei Künstlern aus dem europäischen Ausland folgten in kurzen Abständen, von denen einige genannt seien.

Vom Linzer Rudolf Hoflehner (1916–1995), ab 1952 Professor an der Akademie in Wien, seit 1962 in Stuttgart, stammt die stark abstrahierte „Venus von Krieau“, ein Werk aus präformiertem, geschweißtem Eisen, angeschafft 1964 für den Hof vor dem Neubau des Instituts für Biologie in Herdern. Zwei Jahre später wurde auf der Art Basel zur Belebung der hinter dem Schwarzen Kloster entstandenen Geschäftspassage eine abstrakt-geschwungene Aluminiumplastik angekauft, die der Schotte Eduardo Paolozzi (geb. 1924), in London und München tätiger „Künstler-Ingenieur“, aus industriell gefertigten Teilen montiert hatte. 1967 erhielt der Italiener Berto Lardera (geb. 1911), documenta-Teilnehmer und einer der bedeutendsten Vertreter der abstrakten Eisenplastik, einen Auftrag für den Innenhof der Universität (heute Platz der Weißen Rose), der durch den Bau neuer Kollegiengebäude entstand. Sein den Raum virtuell durchschneidender „Heroischer Rhythmus IX“ wurde 1969 umgehend nach der Errichtung von protestierenden Studenten besetzt. 1973 folgte die Aufstellung des verspielt-dekorativen „Golden Pond“ der wenig





Die 1961 aufgestellte, von Protesten begleitete „Emmentaler Venus“. Henry Moore: *Reclining Figure*, 1953/54. Bronze, Länge 214 cm. KG II der Universität.

Foto: Dietmar Bender / Thomas Wiedemer

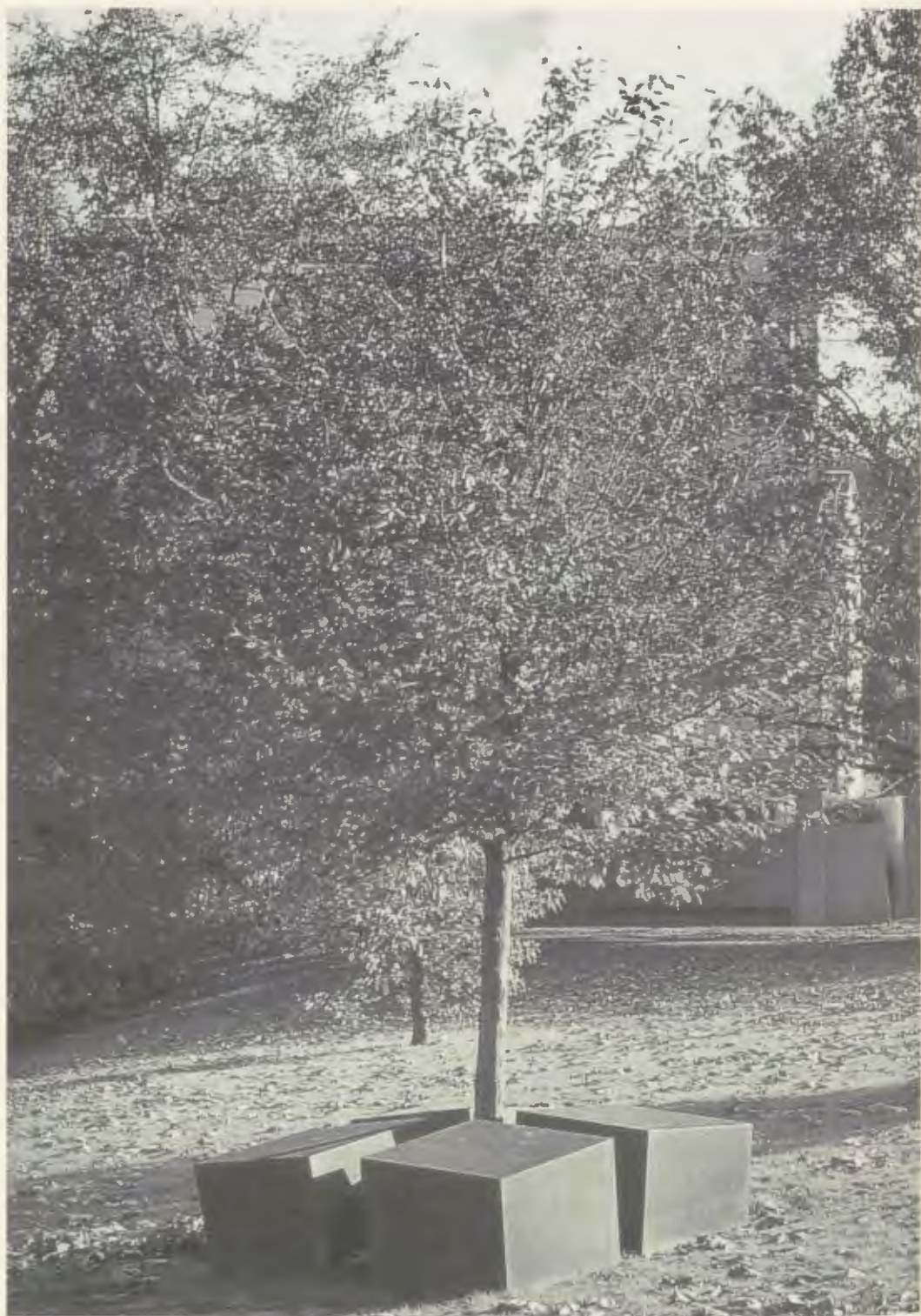
bekanntesten Italienerin Carla Lavatelli (geb. 1928) im Botanischen Garten an der Schänzlestraße. 1979 installierte der Amerikaner George Rickey (geb. 1907), der 1968 nach Berlin gekommen war, die „Four Lines Oblique“ vor dem Max-Planck-Institut für Internationales Strafrecht an der Günterstalstraße, eine 7 Meter hohe, filigrane kinetische Plastik, deren vier lange Edelstahlfühler beim leisesten Lufthauch in Bewegung geraten. 1985 kam eine Bronzeversion des „Marsyas I“, den der Wiener Alfred Hrdlicka (geb. 1928) schon 1959/62 in Marmor gemeißelt hatte, vor den Eingang des KG IV, wo die emporgereckte Faust des vom Gott Apoll gepeinigten Satyrs durch die heute noch sichtbare rote Farbe uminterpretiert wurde.

## DIE „KUNST AM BAU“-REGELUNG

Wie ließen sich all diese Ankäufe finanzieren? Prinzipiell kennt die Kunst im öffentlichen Raum drei potentielle Auftraggeber: die Privatperson oder -wirtschaft, dann die Stadt und schließlich das Land.

Privater Initiative verdankt sich das Gros der Bauplastiken und Grabmäler, aber auch einige Plastiken in der Innenstadt, u. a. von Gerstel und Engelmann, oder – um ein jüngeres Beispiel zu nennen – die blau gefaßte Holzskulptur „in situ“ des Freiburgers CW Loth (geb. 1954), die 1998 im Ebener Schloßgarten entstand. Baugesellschaften, die sich in neuen Stadtteilen engagierten, geben gelegentlich Arbeiten in Auftrag, von denen sich der 12 Meter hohe „Rote Otto“ (1973) von Eberhard Rau (geb. 1925), eine windbewegte Figurengruppe aus Polyester, oder die „Freiburger Gruppe“ (1996) von Jürgen Grieger (geb. 1959) aus norwegischem Syenith an der Kartäuserstraße 118 hervorheben lassen.

Die Stadt war zuständig u. a. beim Neubau des Theaters oder auch im Falle Paolozzi; sie sollte später u. a. das beeindruckende „Mahnmahl für die Opfer des Naziregimes“ bei Walter Schelenz in Auftrag geben, eine abstrahierte Baumskulptur, die, angeregt vom kunstverständigen Oberbaudirektor Klaus Humpert, ihren optimalen Aufstellungsort 1975 am Rotteckring fand.



*Minimal Art gegen die Kraft der Natur. Gerhard Birkhofer: Würfelspaltung, 1982. Eisen, 180 x 70 x 180 cm. Campus der Pädagogischen Hochschule.*

Foto: Oliver Dieskau



Als eindeutig wichtigster Auftraggeber hat sich in Freiburg jedoch das Land erwiesen. Ausschlaggebend dafür war ein Beschluß der Landesregierung zur Förderung der Kunst und des Kunsthandwerks, der 1955 in Kraft trat und die so genannte „Kunst am Bau“-Regelung in Gang setzte. Bei der Errichtung öffentlicher Gebäude, so die Bestimmung, sollen ein bis zwei Prozent der Auftragssumme für Kunst ausgegeben werden. Über Wettbewerbe oder Direktaufträge erfolgt die Auswahl, zu deren Zweck die Oberfinanzdirektionen in Stuttgart, Karlsruhe und Freiburg eigene Kunstkommissionen einrichteten (nach der kürzlich erfolgten Zusammenlegung der OFDs Karlsruhe und Freiburg sind nur noch zwei Kommissionen tätig). Seit 1963 regelt die „Dienstsanweisung für die Staatlichen Hochbauämter Baden-Württemberg“ das Verfahren und die Zusammensetzung der Jury. Mitglieder sind freischaffende Künstler, Vertreter der Staatlichen Hochbauverwaltung, des Nutzers und gegebenenfalls der Architekt, beratend wirken ein Kunsthistoriker und ein Vertreter des Landesverbandes der bildenden Künstler mit.

Auf die Vielzahl der Schulneubauten und der staatlichen Baumaßnahmen im Universitätsbereich ist es zurückzuführen, daß sich Freiburg in der zweiten Jahrhunderthälfte auf den Weg zu einer Hauptstadt der Skulptur machen konnte. Von Kritik ist die Kunst am Bau-Regelung deshalb nicht frei geblieben. Die schon zum Zwang gewordene Regulierung bei öffentlichen Neubauten garantiert nicht zwangsläufig auch Qualität. Von der „Möblierung“ der Plätze und Innenstädte wurde gesprochen, sogar ketzerisch verlangt, auch einmal Verzicht zu üben. Freiburg blieb freilich von absoluten Fehlgriffen verschont, hier gelang es im Gegenteil, sowohl qualitätvolle Arbeiten von Künstlern vor Ort zu erwerben als auch Werke von Bildhauern internationalen Ranges nach Freiburg zu holen.

## DER BOOM DER 70ER UND 80ER JAHRE

Die Plastik im öffentlichen Raum boomte, wie die Vielzahl neuer Skulpturen beweist. Hans-Günther van Look (geb. 1939) errichtete 1970 in einer Wasserfläche vor der Albert-Schweitzer-

Schule die „Raumklänge“, drei marmorne Kugelformen mit Einschnitten, und 1973 im Colombipark die „Große Meditation“, eine abstrakte, wandartige Arbeit mit konkaven, segelartigen Elementen, die später nach Landwasser umgesetzt wurde. Otto Herbert Hajek kontrastierte 1972 sein eigenes informelles Frühwerk von 1959 im Institutsviertel mit dem geometrisch-abstrakten, in den bunten Farben der Pop art bemalten „Ort der Begegnung“ vor der Mensa II. Von Fritz Koenig (geb. 1924) wurde 1971 die „Große Kugelkopfsäule“ vor dem Speisekasino der Universitätsklinik aufgestellt.

Auch auf dem erweiterten Campus der Pädagogischen Hochschule, wo bereits eine Stahlplastik des Rottweiler Künstlers Erich Hauser (geb. 1930) von 1960 stand, gelangten in den 1970er Jahren einige bedeutende Arbeiten zur Aufstellung. Die Edelstahlplastik „Wibke 0II/b“ der Stuttgarterin Gerlinde Beck (geb. 1930), ein Sinnbild der Balance, wurde 1971 angekauft, die „Vertikale Doppelfigur“ von Wilhelm Loth (1920–1993) aus Darmstadt ein Jahr später. Die letztgenannte wurde ob ihrer erotischen Formen von aufgebrachten Anwohnern in den Anfangsjahren mehrfach umgestoßen. Die zentral auf dem Campus aufgestellten, modulartigen „Gekippten Würfel“ aus V2A-Stahl des Münchener Alf Lechner (geb. 1925), die mit ihrer Schrägstellung das starre Schema der Architektur konterkarieren und gerade dadurch ein Prinzip von Wissenschaftlichkeit: den Widerspruch, spiegeln, entgingen 1975 wohl nur deshalb den wütenden Protesten, die andere Arbeiten Lechners in der Innenstadt auslösten, weil die Hochschule dezentral im Stadtteil Littenweiler liegt.

## DER ÖFFENTLICHE RAUM, EIN ORT DER KUNSTDEBATTE

Die Beispiele zeigen, daß es zum Wesen der Kunst im öffentlichen Raum gehört, zu Stellungnahmen aufzufordern. Dies betrifft natürlich in erster Linie den Außenraum, den Platz unter freiem Himmel, wo sich die Kunst jedem aufdrängt oder gar in den Weg stellt, während die Begegnung im Innenraum, ob nun in Museum, Kunstverein oder Galerie, den gezielten Besuch und damit eine prinzipielle Offenheit voraussetzt. Freiplastiken aber treffen

auch auf nichtinformierte Rezipienten und müssen a priori mit größeren Widerständen rechnen. Daß Künstler nicht nach dem Geschmack des breiten Publikums, sondern höchstens geschmacksbildend arbeiten können, liegt auf der Hand. Gleiches gilt für diejenigen, die Kunst auswählen und auf Akzeptanz in der Öffentlichkeit hoffen und daran arbeiten.

Die Freiburger Fälle von „Skandalplastiken“, die sich zu Publikumslieblingen entwickelten, beschränken sich nicht auf Henry Moore. Eber-

hard Raus „Roter Otto“, der 1973 – hauptsächlich wegen der hohen Kosten – auf heftigen Widerstand getroffen war, ist inzwischen bei Kindern und Erwachsenen gleichermaßen beliebt und sogar zum Wahrzeichen von Landwasser geworden. Die „Trollblume“ des Schweizer Paul Suter (geb. 1926) aus orange lackiertem Eisen, die 1976 als Leihgabe des Künstlers in den Stadtgarten kam, siedelte 1978 in den jungen Stadtteil Weingarten über, um „die Bevölkerung mit den Werken moderner Künstler vertraut zu machen“, wurde akzeptiert und kurz später von der Stadt angekauft. Die Marmorfiguren „Mann“ und „Frau“ von Joachim Schmettau (geb. 1937), die 1979 auf die Brücke zur neuen Universitätsbibliothek kamen, erbosten Passanten gleich nach der Aufstellung durch ihre „Rollenklichees“. Wenn sie heute oft besprüht oder von Plakaten überklebt werden, zeigt sich darin freilich weniger Kunstkritik als Acht- und Rücksichtslosigkeit.

Es ist schwer zu beurteilen, ob die minimalistische, 15 Tonnen schwere Granitstele auf dem Augustinerplatz von Ulrich Rückriem (geb. 1938), für Kenner einer der bedeutendsten Bildhauer der Gegenwart, überhaupt als Kunstwerk erkannt wird. Vor 200 Jahren für einen Platz in Paris als Obelisk auserwählt und im Steinbruch St. Michel de Montjoie in der Normandie aus der Wand gebrochen, war der Quader in den Wirren der Französischen Revolution liegen geblieben, wohl auch, weil er für die Lichtsymbolik der Aufklärung nicht rein genug erschien. Ulrich Rückriem aber nahm ihn 1986, als im Rahmen der Renovierung der alten Deutschordenskommande für die Justizbehörden eine Kunst am Bau-Ausschreibung stattfand, in seiner Beschaffenheit an, gliederte und akzentuierte ihn nur mit den für ihn typischen Bohrlöchern und Fugen an sich radikalen Eingriffen, die den Stein mehrfach spalteten und doch nur zurückhaltende Spuren hinterlassen. Die Säule, von einem erbosten Zeitungsleser auf den Friedhof gewünscht, sorgt für Blickachsen und Strukturierung des Raumes auf dem neu gestalteten Augustinerplatz.

So unfruchtbar Vorurteile sind, so wesentlich sind Diskussion und unterschiedliche Positionen für die Kunst. Im Zuge der Politisierung in den späten 1960er und den 70er Jahren, in denen auch Kunstwerke mehr denn je auf ihre



Vom Obelisken für Paris zum Nabel des Augustinerplatzes. Ulrich Rückriem: o.T. (Skulptur für Freiburg), 1986. Granit, in fünf Teile gespalten und wieder zusammengesetzt, Höhe 568 cm. Augustinerplatz.

Foto: Oliver Dieskau / Michael Klant.



gesellschaftlichen Funktionen befragt wurden, gingen Bildhauer in Freiburg dutzendweise an die Öffentlichkeit, als der Kunstverein mit Unterstützung der Stadt die heute legendären Bildhauersymposien vor breitem Publikum durchführte (1977, 1979 und 1981). Noch sichtbare Resultate dieser Aktionen sind der „Phönix“ von Hubert Bernhard (geb. 1920) auf dem Goetheplatz, oder die „Aposynthese“ und die „Philosophie des Materials“ von Rudolf Wachter (geb. 1921) im Eugen-Keidel-Bad bzw. auf der Mensa-Hochallee.

Daß Kunst, die unmittelbar auf Zuspruch stößt, nicht anbiedernd sein muß, zeigen die Skulpturen von Franz Gutmann (geb. 1928) aus Obermünstertal, etwa die monumentalen „Stühlinger Riesen“, die 1983 unter die neue Stadtbahnbrücke kamen. Von Beginn an populär waren auch die sechs lebensgroßen „Lauschenden“ in Bronze von Karl Henning Seemann (geb. 1935), die seit 1983 den Halbhof vor der neuen Musikhochschule beleben. Vergleichsweise leicht zugänglich sind – bei aller Verschiedenheit – die figürlichen Arbeiten dreier Freiburger Künstler: die Steinskulpturen von Hans-Peter Wernet (geb. 1941), etwa die „Rheintöchter“ von 1984 in der Eisenbahnstraße, ebenso der 1992 aus Betonscheiben aufgebaute „Atlant“ von Jörg Bollin (geb. 1944) am Intercity-Hotel in der Bismarckallee oder die bronzene „Begegnung im Kreis“ (im Volksmund: „Goldjungen“), die Walter Diederichs 1990 vor das Landratsamt stellte.

Eine besondere Form des Zuspruchs erfährt seit Anfang der 1970er Jahre das nach seinem Aufstellungsort so genannte Holbein-Pferdchen, das Werner Gürtner (1907–1991) schon 1936 modelliert hatte. Es erfreut sich immer neuer witziger, nächtens vorgenommener Übermalungen, die bereits auf Postkarten und in einem Bildband abgedruckt wurden, was die Frage nach dem Urheberrecht aufwarf und zu Gerichtsprozessen führte. Hier findet, verbunden mit dem Nervenkitzel der Illegalität, wahre Pop-Kultur statt, die allerdings auch fast schon zu einem Sport geworden ist.

## ENTDECKUNGEN

Während viele Plastiken in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt sind, liegen

andere eher versteckt. Dazu zählt beispielsweise der bronzene „Pelikan“, den Christiane Gerstel-Naubereit (geb. 1901) schon 1940 vollendete, der aber erst 1986 vor der Markuskirche aufgestellt wurde. Allein die Kunst in den Freiburger Innenhöfen wäre eine eigene Betrachtung wert, von der „Großen Terrakotta-Gruppe“ eines Walter Schelenz beim Landgericht in der Schusterstraße, über die Keramik von Stephan Hasslinger im Innenhof des Krankenhauses der Diakonie bis zu den Eisengüßen von Dietrich Schön im Garten der Zentralen Studienberatung der Universität in der Sedanstraße 6.

Auch die Kunst auf Schulhöfen ist zu den Werken zu rechnen, die nur einem begrenzten Kreis bewußt sind, ob nun von Erich Hauser (Rotteck-Gymnasium, 1970), Rudolf Scheurer (Wentzinger-Schulen, 1972) Barbara und Burkhart Wojirsch (Droste-Hülshoff-Gymnasium, 1972), Franz Gutmann (Wentzinger-Schulen, 1980), René Acht (Theodor-Heuss-Gymnasium, 1981) oder Richard Schindler (Gertrud-Luckner-Gewerbeschule, 1996).

## NEUE MONUMENTALITÄT

Der Trend geht zu immer größeren Dimensionen. Ein rot lackiertes Stahlrohr von 130 Metern Länge ließ der Wahlamerikaner und Hauptvertreter der Pop art, Claes Oldenburg (geb. 1929), der seit einigen Jahren mit seiner Frau Coosje van Bruggen (geb. 1942) signiert, 1983 zu einem riesigen Gartenschlauch formen, der sich im Eschholzpark 10 Meter hoch schlingt und aufrichtet, als würde er von der Kraft des Wassers gebogen. Er soll an die Schrebergärten erinnern, die verschwanden, als mit dem Bau eines Berufsschulzentrums auch der Park neu angelegt wurde.

Als 1986 die Landesgartenschau in Freiburg ausgerichtet wurde, entstanden rund um den Flückiger See einige die Landschaft prägende Zwitter aus Architektur und Plastik, darunter Werke der renommierten Architekten-Künstler Rob Krier, Hans Dieter Schaal, Oswald Matthias Ungers, Heinz Hilmer und Christoph Sattler.

Besonders im Endspurt der 1990er Jahre gelangten monumentale Werke zur Aufstellung. Die flächenmäßig ausgedehnteste Plastik

wurde 1995 vor dem Neurozentrum der Universitätsklinik errichtet: das Skulpturenensemble „Tonus“ des Japaners Kazuo Katase (geb. 1947), dessen größtes Element, ein 32 Tonnen schwerer, gelbschwarzer Ring mit 15 Metern Durchmesser durch einen Keil am Wegrollen aus seiner Hanglage gehindert wird, Sinnbild für das labile Gleichgewicht, in dem sich der Mensch befindet.

Der ehemalige Freiburger Künstler Robert Schad (geb. 1953) errichtete gleich zwei riesige Werke im Außenraum: die fast neun Meter hohe, vertikal ausgerichtete, aus massivem Vierkantstahl geschweißte „Nirne“ im Institutsviertel der Universität, und die 18 Meter lange Überdachung der Zufahrt zur Tiefgarage des Polizeirevier Nord mit dem Titel „Im Lauf“, die mit ihrem wilden, chaotischen Liniengerüst einen ironischen Gegenentwurf zur Ordnung der umliegenden Architektur und der sie beherrschenden Ämter darstellt.

Auch die 1996 entstandene „Freiburger Sitzende“ von Franz Bernhard (geb. 1934) aus Jockgrim, eine sieben Meter hohe, in einer Schiffswerft in Speyer geschweißte Corten-Stahlplastik, stemmt sich „gegen den Raster und den rechten Winkel“ (Bernhard) der modernen Metallrasterfassade des Materialforschungszentrums in der Stefan-Meier-Straße.

Thomas Virnich (geb. 1957) aus Mönchengladbach formte 1999 nach dem Gewinn zweier Wettbewerbe gleich zwei monumentale Werke im öffentlichen Auftrag, eine bronzene „Urkraftskulptur“ für das Physikalische Institut mit einer Kugelform von drei Metern Durchmesser, und eine Keramikwand mit „verlorenen Tierformen“ aus Karlsruher Majolika für das Zoologische Institut.

Der „Fahnenmast“ des Berliners Norbert Radermacher (geb. 1953), der sich als Kunstwerk erst auf den zweiten Blick zu erkennen gibt, kündigt mit seinen 32 Metern Höhe aus verschiedenen Perspektiven schon dem Münsterturm Konkurrenz an, dessen Helmform von einem oben als Wetterfahne rotierenden Wimpel wieder aufgegriffen wird. Vor dem „Panzerkreuzer“ aufgestellt, verleiht er der Architektur, ab 1955 Verwaltungssitz der französischen Streitkräfte und seit 1998 Universitätsrektorat, einen ozeandampferartigen Charakter.

Das jüngste Beispiel für den Mut und den Weitblick der Kunst am Bau-Kommission – deren Etat in Zeiten knapper Haushalte bedauerlicherweise immer wieder in Frage gestellt wird – liefert das Ergebnis des Wettbewerbs im Rahmen des Neubaus der 15. Fakultät der Universität in der Nähe des Flugplatzes, den Dennis Oppenheim (geb. 1938) aus New York mit einem komplexen Werk gewann. Drei Objekte, aus verschiedenen Metallen und Kunststoffen montiert, vollziehen unter dem Titel „Jump and Twist“ einen Übergang vom Außen- zum Innenraum. Die erste, bauwagenähnliche „Unit“ weist schräg auf die Glasfront im Osten, die zweite hebt ab und durchbricht die Fassade, während die dritte transparent im Innenraum schwebt und rotiert.

Von der romanischen Reliefplastik am Freiburger Münster war es ein weiter, 800 Jahre dauernder Weg bis zu den utopischen Objekten der Gegenwartskunst, die vielleicht mehr Fragen aufwerfen als Antworten geben, der offenen Situation gegen Ende des Jahrhunderts aber einen adäquaten Ausdruck zu geben vermögen.

---

#### *Literaturhinweise*

Angesichts der Fülle von Daten und Namen mußte auf Anmerkungen generell verzichtet werden. Sie wären aus Platzgründen entweder unweigerlich unvollständig ausgefallen oder hätten den Text unleserlich gemacht. Alle Quellen sind in den zwei Publikationen ausgewiesen, die als Ergebnisse zweier von mir geleiteter Forschungsprojekte am Institut der Künste, Pädagogische Hochschule Freiburg, entstanden:

Skulptur in Freiburg. Bd. 1: Kunst des 20. Jahrhundert im öffentlichen Raum. Freiburg: modo 1998.

Skulptur in Freiburg. Bd. 11: Kunst des 19. Jahrhundert im öffentlichen Raum. Freiburg: modo Frühjahr 2000.

In diesen Bänden sind ebenso Hinweise auf weiterführende Publikationen enthalten. An Überblicksliteratur seien die folgenden Bücher empfohlen:

Rosemarie Beck/Roland Meinig: Brunnen in Freiburg. Freiburg: Rombach 1991.

Joanna Flawia Figiel: Jugendstil in Freiburg. Freiburg: Kore 1999.

Finanzministerium Baden-Württemberg (Hg.): Kunst in der Architektur Land Baden-Württemberg. 25 Jahre künstlerisches Schaffen im staatlichen Hochbau in Baden-Württemberg. Stuttgart 1979.

Finanzministerium Baden-Württemberg (Hg.): Kunst an Staatlichen Bauten in Baden-Württemberg 1980-1995. Stuttgart: Cantz 1995.



Peter Kalchthaler: 125 Jahre Hauptfriedhof 1872-1997. Geschichte-Kunst-Architektur. Mit einem Beitrag von Odwin Hoffrichter. Hg. von der Stadt Freiburg im Breisgau. Freiburg: Promo 1997.

Kunstverein Freiburg (Hg.): Kunst im Alltag. Öffentlich zugängliche Kunstobjekte im Stadtbereich Freiburg aufgestellt in den Jahren 1945-1988. Freiburg 1988.

Veronika Mertens: Nicht nur die Wissenschaft... Ein Kunstführer durch die Universität Freiburg. Freiburg: Rombach 1995.

Städtische Museen Freiburg / Museum für Neue Kunst (Hg.): Die Kunst der frühen Jahre. Freiburg 1945-60. Kat. Freiburg 1992.

Nicoletta Torcelli: Kunst am Bau. Hintergründe und Beispiele zur inhaltlichen Bestimmung des Begriffs. Magisterarbeit, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 1988.

Walter Vetter: Architektur und Plastik aus der Zeit des Jugendstils in Freiburg. In: Schauinsland 84/85, 1966/67, S. 251-64.

Anschrift des Autors:  
Prof. Dr. Michael Klant  
Institut der Künste  
Pädagogische Hochschule  
Kunzenweg 21  
79117 Freiburg

# Tiroler Barockkünstler und Bauleute in Freiburg im Breisgau

Kaiserin Maria Theresia betrachtete die habsburgischen Vorlande als eine „Provinz, durch die Österreich mit dem europäischen Welttheater in Verbindung trat.“<sup>1</sup> Einsetzung und Austausch von Beamten der Regierung und Verwaltung, Studenten der Freiburger Universität, Soldaten der Garnison, zuwandernde Handwerker und Bergleute, Anlieferung von Salz aus dem Tiroler Handel, persönliche Beziehungen der Klöster und des hohen Klerus von und nach Österreich sowie Verheiratungen der Adels- und Bürgerfamilien sorgten neben den politischen Bindungen für rege Beziehungen zwischen Vorderösterreich und den anderen habsburgischen Territorien.<sup>2</sup> Die kulturellen Leistungen, die Tiroler Bauleute und Künstler im Breisgau vollbrachten, wurden bisher allerdings nur mehr am Rand wahrgenommen.<sup>3</sup> Im Gegensatz dazu erregten die Vorarlberger und Allgäuer Bauleute<sup>4</sup>, die in der Breisgau-Hauptstadt aufgenommen wurden, schon lang die Aufmerksamkeit der Forschung. Die Meister aus dem Bregenzerwald und Allgäu stehen zu Recht im hellen Licht der Betrachtungen, denn sie beherrschten damals weitum das Bauwesen. Daß jedoch auch zwei Gruppen von Tirolern als Baumeister, Handwerker und Künstler in der Stadt arbeiteten, ist kaum mehr bewußt. Diese steuerten ebenfalls beachtliche Beiträge zur heimischen Barockkunst bei.

## TIROLER ALS FREIBURGER MEISTER

Andreas Hochsing, der Bildhauer, läßt sich als erster Meister aus Tirol in Freiburg nachweisen. Er kam am Beginn des Spanischen Erbfolgekriegs (1701) mit Schwazer Bergleuten in

den Breisgau, die von der vorderösterreichischen Landesverteidigung als Minierer angefordert worden sind. Andreas Hochsing hatte vor der Abwanderung aus seiner Tiroler Heimat während der Jahre 1696 bis 1700 als Gehilfe des Altarbauers Bruder Felizian Griebauer OFM in der Franziskanerkirche zu Schwaz gearbeitet.<sup>5</sup> Der Bildhauer stammte aus Weerberg bei Schwaz.<sup>6</sup> Sein Aufenthalt im Breisgau führte am 5. April 1704 in Freiburg zur Verheiratung mit der Jungfrau Magdalena Denzlinger aus Hochdorf.<sup>7</sup> Dabei diente ihm der in den Breisgau einberufene Tiroler Sprengmeister Simon Marcksteiner als Trauzeuge. Im Eheeintrag wurde Andreas Hochsing als „aedituus pro t: ad S. Claram et Statuarius“ (Klosterdiener/Mesner zur Zeit im Kloster St. Clara und Bildhauer) bezeichnet. Die Freiburger Klarissen gehörten zur Tiroler Franziskanerprovinz, so daß dadurch „mannigfache Beziehungen zu Tirol“ erklärbar sind. Andreas Hochsing verdiente sich zumindest im ersten Jahrzehnt seines Freiburgeraufenthaltes bei den Klarissen den Unterhalt und schuf für jene Schwestern „gar wohl gefallene und hoch gelobt wordene“ Arbeiten (Tabernakel, Lichtstöcke, Orgeldekorationen, Refektoriumsuhr, Faßmalerei- und Vergolderarbeiten).<sup>8</sup>

Ein Schicksalsschlag traf ihn, als am 2. Juni 1722 seine Frau Magdalena Denzlinger starb und er gezwungen war, sich zur Versorgung seines Haushalts am 4. Juni 1722 mit Anna Regina Steiner („Suitensis helveta“/aus Schwyz/Innerschweiz stammend) wieder zu verheiraten.<sup>9</sup> Die Vermögensverhältnisse des Bildhauers müssen zufriedenstellend gewesen sein, denn Andreas Hochsing kaufte am 7. Februar 1734 dem Schneider Hans Georg Neuhorn ein



halbes Haus samt dem halben Hof und Gesäß im Freiburger Clarissergäßlein für 400 Gulden ab.<sup>10</sup> Wenig später, am 23. April 1734, verlor er seine zweite Frau durch Tod.<sup>11</sup> Bei der Erbschaftsverhandlung wurden am 17. Juli 1734 „Haus, Hof und Gesäß in der Freiburger Lämmleingasse zur Trostlen genannt“ und die Kinder Katharina aus erster Ehe und die beiden „in der anderten Ehe erzeugten“ Söhnlein Andreas und Johannes erwähnt.<sup>12</sup> Andreas Hochsing holte sich am 7. September 1734 die Jungfrau Anna Maria Jelerin als dritte Frau in die Familie.

Bei der Trauung diente ihm der Schneider H. G. Neuhorn als Zeuge.<sup>13</sup> Der Bildhauer wurde am 15. August 1736 selber vom Tod in die Ewigkeit gerufen, als er „um Gottes willen in Horb a. N.“ weilte und für den „Herrn Geistlichen Schinzinger“ arbeitete.<sup>14</sup> Der aus Freiburg stammende Canonicus Franz Joseph Schinzinger, Kantor und Organist des Horber Collegiatstiftes, hatte Andreas Hochsing wohl zu Arbeiten am „barock geschnitzten“ Orgelprospekt herbeigerufen.<sup>15</sup> Das Erbschaftsinventarium vom 14. Dezember 1736 verzeichnete den unveränderten Familien- und Häuserstand des Verstorbenen.<sup>16</sup> Seine Witwe Anna Maria schloß am 3. April 1741 eine weitere Ehe und verstarb am 7. Februar 1745 in Freiburg.<sup>17</sup>

Eine Übersicht über die archivalisch belegten und stilistisch zuschreibbaren Werke zeigt, daß Andreas Hochsing bei der Stadt, im Münster und in den Klöstern als Künstler gesucht, viel beschäftigt und der bedeutendste Bildhauer Freiburgs während des 1. Drittels im 18. Jahrhundert gewesen ist. Eine chronologische Aufzählung möge dies verdeutlichen:

- Kurz nach 1700 (1. Jahrzehnt): Weibliche Heiligenstatue aus dem Kloster Adelhausen<sup>18</sup> und Arbeiten für das Kloster St. Klara.
- 1706 Postamente zu acht neuen Heiligenstatuen im Franziskanerkloster St. Martin, Freiburg.<sup>19</sup>
- 1708 Zierrate zur Orgel und „Bildnis des hl. Conrad“ für das Freiburger Münster.<sup>20</sup>
- 1709 Zierrate und Aufsatz zum Münsterhochaltar und Statuen der hl. Agatha und Appolonia einschließlich Farbfassung.<sup>21</sup>
- 1710 Lichtstöcke und Wappen hinter dem Hochaltar des Münsters.<sup>22</sup>

- 1711 Alle Schnitzarbeiten und Schwarzmar morierungen für die sechs neuen Barockaltäre im Freiburger Münster, die Münsterpfleger Johann Christoph Rieher mit Spendengeldern anschaffte.<sup>23</sup>
- 1712 Statuen des hl. Johann Nepomuk (heute in der St. Pantaleonskapelle), des hl. Urban und Laurentius für die Pfarrkirche St. Michael in Vogtsburg-Niederrotweil. Außerdem: Modell zu einer gegossenen Statue für das Freiburger Münster.<sup>24</sup>
- 1716 Wiederherstellung der Maximiliansfigur am Freiburger Kaufhaus, die 1713 durch eine Kanonenkugel schwer beschädigt worden ist.<sup>25</sup> Außerdem: Ein Gemälde „Freudenfest“.<sup>26</sup>
- 1717 Reparatur der Ratsstube. Außerdem: Reparatur des „St. Clemens-Heiltums“ in der Klosterkirche St. Peter.<sup>27</sup>
- 1719 „pro discretionem wegen Inscription S: Caroli Borromaei“ (evtl. im Zusammenhang mit der Hochsingschen Borromaeus-Statue über dem Portal der Kirche des Collegium Borromaeum in Freiburg).<sup>28</sup> Im August wurde der erste Stein zu den drei neuen Säulen vor dem Münster gelegt.<sup>29</sup>
- 1720/21 Bildhauerarbeiten für die drei Altäre der St. Ursulakapelle bei der Abtei St. Peter. Statue der hl. Ursula „aus weißem Stein“ über dem Kapellenportal.<sup>30</sup> Die Einrichtung der Kapelle wurde 1899 durch Brand zerstört.
- 1723 Reparatur der Brunnen auf dem Freiburger Fischmarkt und Vergoldungen.<sup>31</sup> Außerdem: Statue des hl. Johann Nepomuk in Waldkirch, am Süden des Marktplatzes. Signatur A. HOC: HSING und Datum 1723. Die Statue steht auf der Mauer des v. Rottenbergischen Hauses. Einst wurde jeden Samstag davor ein Licht angezündet. Auf dem Sockel der Statue prangt das Wappen des ehemaligen Obervogts v. Rottenberg.<sup>32</sup>
- 1727 Kruzifixe für die Ratsstube der Stadt Freiburg.<sup>33</sup> Außerdem: In nächster Nähe zur v. Rottenbergischen Johann-Nepomuk-Statue wurde in Waldkirch nochmals ein Johann-Nepomuk-Bildnis A. Hochsings aufgestellt. Sockelinschrift: EX VOTO F.I.B.S. Datum: 1727.<sup>34</sup>
- 1728 Vergoldung des Ratsstubenkruzifixes in Freiburg.<sup>35</sup>



*St. Ursula-Statue A. Hochsings über dem Portal der St. Ursula-Kapelle in St. Peter/Schwarzw.*

Manfred Hermann, Ebringen



- 1729 Renovierung von „zwei Tafeln“ und einem Kruzifix in der Freiburger Amtsstube. Außerdem: Bildhauerlohn für „8 Gerichtsstäbe denen städtischen Herren Vögten.“ Farbfassung des Missionskreuzes.<sup>36</sup>
- 1730 Bildhauerarbeiten zum Hochaltar der Pfarrkirche St. Hilarius in Freiburg-Ebnet. Beziehungen zum Kirchenbaumeister Franz Hamm und zum Altarbildmaler Franz Bernhard Altenburger.<sup>37</sup>
- 1731 Bezahlung für die „Bildnus S: Sebastiani auf den Brunnen in der Salzgass.“ Den Stein dazu hatte Steinhauer Michael Ackerlin von Pfaffenweiler geliefert. Der Brunnen selber war ein Werk des Zunftmeisters Franz Hamm. Brunnenröhren sowie Heiligenschein und Pfeil der Sebastiansfigur lieferten Glockengießer Weitenauer von Basel und der Freiburger Degenschmied Leopold Haintzel hinzu.<sup>38</sup> Der Brunnen stand ursprünglich unweit des Sickingen-Palais und wurde 1832 auf den Annaplatz bei der alten Wiehre-Kirche St. Cyriak und Perpetua versetzt und mit einem neuen Brunnenrog aus Heimbach aufgestellt.<sup>39</sup> Außerdem: Bildhauerarbeiten zu den Nebenaltären der Adelhauser Klosterkirche in Freiburg. Beziehung zu dem Altarbildmaler F. B. Altenburger und der aus Schwaz/Tirol stammenden Priorin Maria Caecilia Tschortschin.<sup>40</sup>

- Vor 1736 Arbeiten im Collegiatstift zu Horb a. N. im Dienst des Stiftsherrn und Organisten F. J. Schinzinger.<sup>41</sup> (Orgel)

- 1736 Im Erbschaftsinventarium des zünftigen Bildhauers Andreas Hochsing wird am 14. Dezember 1736 vermerkt, daß „an Werkzeug ein guter Teil annoch zu Oberkirch ist.“ Das deutet auf eine entsprechende Arbeit (in Stein?) hin.<sup>42</sup>

Die sehr statisch wirkenden Figuren Andreas Hochsings prägen eine auffallende Faltenmanier aus. Über dem Spielbein oder auch an beiden Beinen hängen meist übereinander fallende, etwas nach unten zulaufende Falten, die wie Schuppen wirken. An dieser nur ihm eigenen Manier gibt sich Andreas Hochsing gut zu erkennen. So können ihm weitere, undatierte Arbeiten zugeschrieben werden:

Bekleidete St. Ursula-Tragfigur im Schrank der hinteren Sakristei zu St. Peter i. Schw. (Abschnitzungen werden durch das Brokatkleid verdeckt). Leuchterengel und Engelgruppe mit Leidenswerkzeugen Christi aus dem Freiburger Münster wurden 1860 nach Hugstetten übernommen.<sup>43</sup> Ein zugehöriger Engel steht in einem Privathaus zu Stegen-Eschbach.

Schmerzhaftes Muttergottes in der Grafenkappelle des Freiburger Münsters.<sup>44</sup> Statuen der Katharina, Barbara und Muttergottes in der Pfarrkirche St. Stephan zu Munzingen. Madonnenstatue im Seitenaltar der Pfarrkirche Freiburg-St. Georgen. St. Johann Nepomuk-Statue bei Hausen a. d. Möhlin. Statuen des hl. Dominikus und der Katharina von Siena, die zusammen mit dem Hochaltaraufbau am 7. Dezember 1786 um 51 Gulden für Bombach aus dem ehemaligen Freiburger Dominikanerinnenkloster zur hl. Katharina von Siena auf dem Graben ersteigert wurden, in der Pfarrkirche von Bombach.<sup>45</sup> Drei kleine Steinfiguren am Hauptportal der wiederhergestellten St. Martinskirche in Freiburg (1719).

Franz Pfunner, Bergknappe und Artilleriekorporal, wurde 1701 beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs zur Landesverteidigung nach Vorderösterreich entsandt. Am 31. Mai 1701 teilte die oberösterreichische Kammer in Innsbruck der Regierung in Freiburg mit, daß sie „durch die kaiserlich-landesfürstlichen Bergwerke zu Schwaz zwölf taugliche Bergknappen als Minierergesellen habe auswählen lassen und ihnen anheut von hier abzureisen und sich eihster Tügen draußen in Freiburg sich einzubefinden befiehlt, weil bei dem vorderösterreichischen Artillerie-Wesen und den Zeughäusern beider Posten Freiburg und Breisach eine Anzahl Minierer vonnöten.“<sup>46</sup> Unter den genannten Knappen befand sich nicht nur jener Simon Marcksteiner, der bei Bildhauer Andreas Hochsing als Trauzeuge und Taufpate erscheint, sondern auch Franz Pfunner. Beide wurden in Freiburg heimisch. Franz Pfunner („oriundus de Schwaz Tyrolensis Corporalis Ballistarium hic“/aus Schwaz in Tirol - stammend, hier als Artillerie-Korporal) verheiratete sich am 2. April 1704 zu Freiburg mit der Jungfrau Maria Elisabeth Marter aus Tiengen bei Waldshut.<sup>47</sup> Aus dieser Ehe gingen die Söhne Franz Joseph (1705) und Franz Friedrich

(1718) hervor, die später als Dekorationsmaler in Freiburg tätig wurden. Nach allem dürfte Franz Pfunner aber auch als Anlaufpunkt in Freiburg für Verwandte und Landsleute aus Schwaz wichtig gewesen sein, die im breisgauischen Kunstbetrieb des 18. Jahrhunderts erfolgreich werden sollten. Offensichtlich blieb Franz Pfunner zeitlebens im Militärdienst; denn in seinem Sterbeeintrag vom 19. Mai 1738 wird er noch als „rei Tormentariae miles“ (Artillerie-Soldat) bezeichnet.<sup>48</sup>

Franz Joseph Pfunner, Maler, kam am 12. März 1705 in Freiburg als Sohn des vorgenannten Ehepaars Franz Pfunner („ballistarius de Swazio“) und Maria Elisabeth Marter zur Welt.<sup>49</sup> Er verheiratete sich am 7. Juni 1732 mit der Witwe Barbara Breysacherin zu Freiburg.<sup>50</sup> Über seine Berufstätigkeit liegen bisher keine Nachrichten vor. Als er am 18. April 1739 starb<sup>51</sup>, verzeichnete die Marianische Sodalität der Stadt, daß der 34jährige „Maler“ gewesen sei.<sup>52</sup>

Franz Bernhard Altenburger, der Maler, hinterließ „in Tirol keinerlei Arbeiten.“ Er stammte aus einer in Schwaz nachweisbaren Familie, zu der man wohl den Silberarbeiter Bernhard Altenburger (2. Hälfte 18. Jahrhundert) zählen muß.<sup>53</sup> Der in den Breisgau zugewanderte Maler war mit den beiden anderen Schwazern in Freiburg, Andreas Hochsing und Johann Georg Pfunner, „befreundet, wie die ‚Tyroller‘ in der Fremde überhaupt sehr zusammenhielten.“<sup>54</sup> Als Taufpate zweier Kinder des Bildhauers Andreas Hochsing läßt sich F. B. Altenburger schon am 5. April 1728 und 21. August 1730 archivalisch in Freiburg nachweisen.<sup>55</sup>

Weil 1809 die Stadt Schwaz von bayerischen Truppen in Brand gesteckt wurde und dabei die Archivalien verbrannten, kann nichts mehr über die Herkunft der aus Schwaz ausgewanderten Künstler festgestellt werden.

Eine erste künstlerische Arbeit im Breisgau läßt sich für diesen Tiroler Maler in der Pfarrkirche Freiburg-Ebnet nachweisen. Dort trägt das Hochaltarblatt die Signatur „F. B. Altenburger inv. et pinxit 1730.“ Unter der Darstellung der Kirchenpatrone Hilarius, Remigius und Maria fällt eine bemerkenswerte Ortsansicht mit Abbildung des älteren Schloßbaus der Freiherren von Sickingen auf.<sup>56</sup>

1731 schuf F. B. Altenburger die signierten Seitenaltarblätter für die Kirche der Adelhauser Dominikanerinnen in Freiburg.<sup>57</sup>

Am 25. August 1733 vereinbarte er mit dem Stift Waldkirch vertraglich, die Decke der Stiftskirche auszumalen und Gemälde (signiert) für den Hochaltar herzustellen.<sup>58</sup>

Außerdem sind in Waldkirch fünf Fastenbilder von seiner Hand vorhanden.<sup>59</sup>

Als am 17. März 1735 der Freiburger Herrenpfündner Martin Wentzinger starb, fungierte neben dem berühmten Bildhauer Johann Christian Wentzinger auch Maler F. B. Altenburger als Zeuge der Beerdigung.<sup>60</sup>

Möglicherweise kannten sich beide von Arbeiten in Kenzingen her.

In dem kunstgeschichtlich sehr ergiebigen Tagebuch des Ettenheimer Bürgers Johann Conrad Machleid ist zu lesen: „1735 den 12:ten August ist mir und meiner ersten Frau seligen Anna Ursula Laiblin mein schönes Bild Jesus, Maria und Joseph von Herrn Franz Bernhard Altenburger, gebürtig von Innsbruck, ein kunstreicher, weilen er 2 Tag gratis bei meiner ersten Hochzeit gewesen, so hat er dies Bild uns 2 Eheleuten in das Brautkörble verehrt. Er täte zu Kenzingen bei Herrn Kammerer Garnier arbeiten, kame von da nacher Freiburg, und starb bei den Herren Dominikanern, und liegt in ihrer Kirch begraben. Er täte ihnen H: Dominikaner alles vermachen, seine Mittel in barem Geld ungefähr 600 Gulden. Tröste ihn und seine Frau selig der Liebe Gott. NB: Dieses Bild, weilen es ein Kunststückle ist, von 2 Herren Maler, von einem jungen Menschen von Schlettstadt, dem H: Viscal Miller sein Altar danach kopiert worden. Mehr hat es der kunstreiche Maler Joseph Antoni Morathi<sup>61</sup> allhier in der ‚Sonne‘ auch wiederum kopiert 1771 in dem Monat Hornung.“<sup>62</sup>

1736 vermerken die Oberrotweiler Pfarr-Rechnungen für die Wallfahrtskirche St. Pantaleon in Niederrotweil: „Item für ein gemalte Tafel. Wie unser Herr den Hl. Pantaleon aus dem Meer hebt, 6 Gulden. Item für eine Ecce homo-, und Mater dolorosa-Tafel zu malen /: so jetzt in die Pfarrkirch verkauft :/ ausgegeben dem Franz Bernhard 9 Gulden 9 Batzen. Item für einen Rahmen zu St. Pantaleonstafel, so die Freifräulein von Leyen malen lassen 12 Gulden.“<sup>63</sup> Der Betrag von 9 Gulden 9 Batzen für





Hochaltargemälde F. B. Altenburgers in der Stiftskirche Waldkirch

Manfred Hermann, Ebringen

die in die Niederrotweiler St. Michaelskirche übernommenen Tafelbilder stimmt genau mit der Forderung des Erbschaftsinventariums F. B. Altenburgers an den „Herrn Kammerer zu Rotweil“ überein. Es darf begründet vermutet werden, daß Maler Altenburger auch an der Ausmalung der 1729/30 durch einen Tiroler Maurer barock umgebauten Niederrotweiler Kirche beteiligt war. Eine Bauaufnahme des Erzbischöflichen Baurates Raimund Joblinger verzeichnete 1914, daß im nördlichen Seitenschiff drei Deckengemälde aus dem Marienleben vorhanden seien. 1877 wurden „sehr alte, durchweg schöne Fresko-Gemälde“ an der Kirchendecke erwähnt. Das Erzbischöfliche Bauamt beteuerte am 13. Februar 1923, „daß es ein Leichtes sein wird, die Übertünchungen von den Deckengemälden des nördlichen Seitenschiffs wieder zu entfernen“. 1917 war dagegen im Hauptschiff die Gipsdecke mit Profilrahmen in den Kirchenraum abgestürzt.<sup>64</sup>

Am 3. Dezember 1736 verstarb Franz Bernhard Altenburger und wurde in der Kirche der Freiburger Dominikaner zur letzten Ruhe gebettet.<sup>65</sup> Im Erbschaftsinventarium vom 18. Dezember 1736 „über weiland H: Franz Bernhard Altenburger des kunstreichen Malers von Schwaz aus Tirol sel.“ wurde weder eine Herkunft aus Innsbruck erwähnt noch ein Hinweis auf eine Ehefrau oder eine eigene Familie gegeben.<sup>66</sup> Dafür registrierte man offiziell, daß „der Erblasser auf dem Gut in Schwaz 1000 Gulden rheinisch tut allhero 1200 Gulden“ stehen habe. In das hinterlassene Vermögen seien außerdem noch schuldig zu bezahlen „das Stift Waldkirch 192 Gulden, Ebringen 4 Gulden 7 Batzen 5 Pfennig, Herr Zeuglieutenant von Heintz (Baumeister der Freiburger Klosterkirche St. Ursula) 2 Gulden 6 Batzen, Herr Kammerer von Rotweil 9 Gulden 9 Batzen, Pfaffenweiler 18 Gulden, Wasenweiler 7 Gulden 3 Batzen und der Herr Pfarrherr zu Wittnau 12 Gulden.“ Diese interessante Aufzählung stand, wie die Beispiele Waldkirch und Niederrotweil zeigen, mit Arbeiten des Malers F. B. Altenburger in Beziehung. Möglicherweise hat er auch für Sasbach a. K. gemalt, denn am linken Seitenaltarblatt „Beweinung Christi“ der Sasbacher Pfarrkirche St. Martin ist eine Signatur „F.B.A.“ zu erkennen. Den Guthaben standen Bezahlungen „aus dem Vermögen“

gegenüber. Franz Bernhard Altenburger schuldete „dem Buchbinder Bayerle für Kost wie Hauszins noch 52 Gulden 12 Batzen.“ Einem Herrn Georg Martini mußten „für Kost und Liegerstatt für Joseph Kirchner und Franz Anton Altenburger“ 22 Gulden 3 Batzen bezahlt werden. Und Joseph Kirchner erhielt „auf die Reise“ 24 Gulden ausbezahlt. Es könnte sich um Aufwendungen für Mitarbeiter Franz Bernhard Altenburgers gehandelt haben. Auch dem Adlerwirt zu Staufen mußten noch 7 Gulden 3 Batzen erstattet werden.

Ohne Zweifel: mit professionellen Forderungen hatten die 36 Gulden zu tun, die „Hans Georg Pfunner, dem Faßmaler, über gegebene Farben und Goldblättlein per 36 Gulden“ zu vergüten waren. Auch „Anton Xaveri Hauser, dem Bildschnitzer“, waren 5 Gulden 3 Batzen (vielleicht für Gemälderahmen) auszubezahlen.

Um die Erbschaft aus der Stadt gehen lassen zu können, stellten die „Befreundete und Erben in Tirol“ 1738 bei der Freiburger Stadtverwaltung einen Antrag. „Nachdem verwichenes 1736tes Jahr unser Vetter Franz Bernhard Altenburger, gewester Maler zu Freiburg, das Zeitliche gesegnet hat, möchten wir Altenburger: Erben und Befreundete, alle in Tirol und meistens in Schwaz aufhaltend,“ von der Bezahlung des Abzuggeldes befreit werden.<sup>67</sup>

Johann Georg Pfunner, Bildhauer und Faßmaler, blieb auf der Wanderschaft in Freiburg hängen. Seine Tiroler Landsmännin, Schwester M. Caecilia Tschortschin, gab ihm eine erste Arbeit. Die Chronik des Adelhauser Dominikanerinnenklosters berichtet darüber: „1734 Seindt die hl: Bilder an der Kanzel / auch gefaßt worden, durch Herrn Johann Jörg Pfunner, auf das hohe Fest der Hl: Weihnachten, bezahlt durch Mutter Subpriorin Maria Caecilia Tschortschin mit 15 Gulden rheinisch.“<sup>68</sup>

Am 7. April 1736 schloß dieser „Juvénis Johann Georg Pfunner, sculptor ex Tyroli de Schwaz“ im Freiburger Münster mit der Jungfrau Maria Ursula Eislerin die Ehe. Dabei assistierte ihm der schon genannte Faßmaler Franz Joseph Pfunner als Trauzeuge.<sup>69</sup>

Das deutet auf verwandtschaftliche Zusammenhänge und die Familie des Artilleriekorporals Franz Pfunner als Anlaufstation hin. Am 6. Juli 1736 legte Johann Georg Pfunner bei der Stadtobrigkeit seine Lehrbriefe mit dem Tauf-



schein vor und bat in einem Gesuch, ihm als Bildhauer und Faßmaler das Zunftrecht in Freiburg zu gewähren.<sup>70</sup> Damit löste er große Aufregung und Ablehnung bei den ortsansässigen Faßmalern und Bildschnitzlern Anton Laubacher, Sebastian Blödt und Anton Xaver Hauser aus. Sie remonstrierten, daß sie schon für ihren Verdienst „mehrentils außer der Stadt weilen“ müßten. Deshalb solle der Bittsteller „ab- und an sein Geburtsort verwiesen werden.“<sup>71</sup> Auf diesen Wunsch ging die Stadt offensichtlich nicht ein. Johann Georg Pfunner blieb in Freiburg, starb aber schon bald am 20. Januar 1739. Das Totenbuch bezeichnete ihn als „pictor“.<sup>72</sup> Auch die Marianische Sodalitaet der Stadt umschrieb seinen Beruf als „Maler“.<sup>73</sup>

Franz Friedrich Pfunner, Faßmaler, kam am 20. März 1718 als Sohn des „artoloristae, et corporal“ Franz Pfunner und der Maria Elisabeth Marterin in Freiburg zur Welt.<sup>74</sup> Am 15. Juli 1739 nahm ihn die Stadt gegen Bezahlung von 12 Gulden Gebühr als Hintersäß auf und erteilte ihm damit eine eingeschränkte Arbeiterlaubnis.<sup>75</sup> Dieser Vorgang stand im Zusammenhang mit der am 21. Juli 1739 vollzogenen Verehelichung mit Marianna Brachertin.<sup>76</sup> Seine wirtschaftlichen Verhältnisse entwickelten sich so gut, daß F. F. Pfunner am 5. Juli 1743 eine Bittschrift um Aufnahme als zünftiger Bürger bei der Stadt einreichen konnte.<sup>77</sup> Dafür hatte er 60 Gulden zu bezahlen, die er „innert einer Jahresfrist“ begleichen mußte.<sup>78</sup>

Franz Friedrich Pfunner zögerte jedoch nicht, bezahlte sofort und wiederholte am 8. Juli 1743 nochmals die Bitte um Aufnahme in die Zunft.<sup>79</sup>

Das wurde wohl gewährt, denn die Zunftbücher der Malerzunft zum Riesen hielten im Jahr 1743 die Aufnahme F. F. Pfunners als Mitglied fest.<sup>80</sup>

Auf die gute Geschäftslage deutet auch der Kauf eines Wohnhauses hin. F. F. Pfunner erwarb am 16. November 1750 von Schneidermeister Joseph Xaver Gerbismann ein Haus, Hof und Gesäss in der Nußmannsgasse Nr. 11 gelegen, zum Amethyst genannt, um 600 Gulden rauher Währung. Er wurde dadurch unmittelbarer Nachbar des Bildhauers Anton Xaver Hauser.<sup>81</sup> Am 18. November 1765 bat er für sich und seine Frau bei der Stadt um die „Herrenpfründ des Mehreren Spitals.“<sup>82</sup> Das war ver-

mutlich eine Altersvorsorge. Drei Monate später, am 18. Februar 1766, kaufte F. F. Pfunner dem Schlossermeister Johann Georg Strobel „ein Haus, Höfle, Hinterhaus und Gesäss samt Hausgärtlein in der Nußmannsgasse gelegen für 1300 Gulden rauher Währung“ ab.<sup>83</sup> Es handelte sich um das Haus „zum kleinen Meerwunder“ in der Nußmannsgasse Nr. 5.<sup>84</sup>

Maler Franz Friedrich Pfunner starb am 24. Februar 1781 in Offenburg. Er wird dort im Sterbebuch als „civis et pictor“ (Bürger und Maler) bezeichnet.<sup>85</sup> Das Necrologium der Freiburger Marianischen Sodalitaet hielt ebenfalls das Ableben des Malers fest, verzeichnete aber den 25. Februar 1781 als Sterbetag.<sup>86</sup>

Über das Schaffen Franz Friedrich Pfunners blieben in Archivalien einige Nachrichten erhalten:

- 1745/46 Schwere Schäden bei der Beschießung der Stadt Freiburg durch die französische Belagerungsarmee (1744). In den Klöstern St. Ursula und Adelhausen mußten gründliche Reparaturen durchgeführt werden. F. F. Pfunner wurde dabei als Maler eingesetzt.<sup>87</sup>
- 1747/51 Farbfassungen an den Altären der Freiburger Predigerkirche und Restaurierungen in der Waldkapelle St. Valentin. Uhrblatt am Christophstor. Bemalung des Bettelkarrens. Für diese Aufträge wurde F. F. Pfunner beigezogen.<sup>88</sup>
- 1748 hatte er für die Stadt Freiburg „Fruchtsäck zu bemalen.“<sup>89</sup>
- 1751 F. F. Pfunner mußte in Freiburg „die Schützenmauer anmalen“ und für die Pfarrei Kirchzarten die Statue „der Mutter Gottes, so herumgetragen wird“, farbig fassen.<sup>90</sup>
- 1753 Für die Altäre der Klosterkirche Sölden malte F. F. Pfunner fünf Antependien.<sup>91</sup>
- 1754 legte er der Stadt Freiburg einen Entwurf für das Zifferblatt der „allhiesigen Münsteruhr“ vor und wurde auch für die Renovierung der Schützenmauer bezahlt.<sup>92</sup>
- 1755 Faßmalerarbeiten in der alten Wiehrekirche am Freiburger Annaplatz.<sup>93</sup>
- 1756 bezog er eine Bezahlung für Arbeiten „in der Stadtschreiberei und an den Schützenmauern.“<sup>94</sup>
- 1758 F. F. Pfunner faßte die beiden Nebentaltäre in der Freiburger Franziskanerkirche



St. Martin, die später in die Kapelle des Alten Friedhofs übernommen wurden.<sup>95</sup>

- 1760/65 Anstreicherarbeiten im Adelhauser Kloster.<sup>96</sup>
- 1767 In der Marmorierung der 1980 freigelegten Originalfassung des Kanzelkorbs in der Pfarrkirche Freiburg-Lehen findet sich die Signatur „FPf 1767“. Für die Farbfassung an Kanzel und Altären erhielt F. F. Pfunner von der Stadt Freiburg Bezahlungen.<sup>97</sup>
- 1768 Für Freiburg hatte er mehrere Weinfässer mit dem Stadtwappen zu bemalen.<sup>98</sup>
- 1769 Erbauung des neuen Stadtpalastes der Freiherren von Sickingen in der Freiburger Salzstraße. Flach- und Faßmaler Franz Friedrich Pfunner wurde für die Malerarbeiten beigezogen.<sup>99</sup>
- 1769/70 Malerarbeiten im Adelhauser Kloster.<sup>100</sup>
- 1777 F. F. Pfunner erhielt Bezahlungen von der Stadt.<sup>101</sup>
- 1778 Für Malerarbeiten am Schwabentorturm wurde ihm die stattliche Summe von 100 Gulden ausbezahlt.<sup>102</sup>
- 1779 Die Adelhauser Klosterrechnung verzeichnete, daß der Herr Pfunner „den Englischen Gruß an dem Kirchenportal, und zwei Kreuzstöcke im Gesindehaus erneuert und angestrichen“ habe.<sup>103</sup>

Johann Pfunner, der Kunstmaler, „von Schwatz Thyrol gebürtig“, meldete sich am 20. Dezember 1736 in Straßburg vor der Zunft zur Steltz als Geselle „bey H: Meyer dem Maler“ an.<sup>104</sup> Viel spricht dafür, daß er nach seiner Lehrzeit bei dem Schwazer Maler Johann Höttinger d. J.<sup>105</sup> über Freiburg i. Br. (mit der wohl verwandten Familie des Artilleriecorporals Franz Pfunner) nach Straßburg weitergewandert war. Leider lassen die Schwazer Archive keine Untersuchung der Herkunft und Verwandtschaftsbeziehungen Johann Pfunners mehr zu, weil 1809 die Taufbücher vor 1721 mit dem größten Teil der Pfarr- und Stadtarchive bei Brand und Plünderung der Tiroler Stadt zugrunde gegangen sind. Lediglich aus Freiburger Altersangaben kann geschlossen werden, daß er zwischen 1713 und 1716 geboren worden sein mußte. Es fällt auf, daß sich Johann Pfunner kurz nach dem Tod des in Freiburg tätigen Landsmannes Franz Bernhard

Altenburger (3. 12. 1736) in Straßburg eine neue Arbeitsstelle gesucht hatte.

Johann Pfunner war nach der Straßburger Gesellenzeit als unsteter Wanderkünstler unterwegs. Seine Spuren lassen sich im Schwarzwald verfolgen. Dort schuf er Deckengemälde und Altarblätter in den Kirchen von Urach (1739/40), Untersimonswald (1740/43), Altsimonswald (1741), Friedenweiler (1741) und Pfaffenweiler bei Freiburg (1742). Aufträge für die Kirche des Freiburger Predigerklosters (1747/48) und die St. Leonhardskapelle zu Hüfingen (1748/49) bereiteten die Einbürgerung Johann Pfunners in Freiburg vor.

Am 7. Februar 1749 beantragte „Herr Johann Pfunner, ein Kunstmaler, von Schwaz in Tirol gebürtig“, bei der Stadt Freiburg, als „Zünftiger und Kunstmaler“ aufgenommen zu werden.<sup>106</sup> Er wurde Mitglied der Malerzunft zum Riesen<sup>107</sup> und entfaltete von Freiburg aus eine überaus fruchtbare Tätigkeit. Die landsmannschaftlichen und vermutlichen Verwandtschaftsbeziehungen zu Freiburg waren wohl für Johann Pfunner mit ein Grund, sich gerade dort niederzulassen. Erst spät, am 2. Mai 1765, entschloß er sich, die Freiburgerin Maria Anna Willin zu heiraten.<sup>108</sup> Für seine Familie kaufte er am 15. Juni 1766 dem zünftigen Säcklermeister Johann Baptist Huber „eine Behausung und Gesäss in der Großen Gassen gelegen“ (Kaiserstraße Nr. 96 II), zum Hinteren und Vorderen Pelikan genannt, um 1800 Gulden rauher Währung ab.<sup>109</sup> Der Marktbetrieb vor seinem Haus scheint J. Pfunner jedoch nicht immer Freude bereitet zu haben. So klagte er 1767 gegen den Nachbarn, Weißbäcker Franz Zipfel, der eine Trennmauer zwischen ihren Häusern auf dem Fischmarkt errichtet hatte.<sup>110</sup> Und 1768 beschwerte er sich „gegen die Feilhabung der Metzgersweiber vor seiner Behausung“. Er bat, „ihre allda ausübende Unanständigkeiten zu verweisen“, und daß sie auch „bei Regenwetter und zu keiner Zeit seine Behausung betreten und ihre schandlichen Ausgelassenheiten ausstoßen und daß sie mit ihren Bänken besser in die Gasse hinausrücken sollen.“<sup>111</sup> Über die günstige Lage seines Hauses im Herzen der Stadt Freiburg war Johann Pfunner vermutlich wieder froh, als ihn gesundheitliche Probleme zwangen, die Malerei aufzugeben. Er ersuchte am 26. April 1787 die Freiburger Rats-



herren, ihm den Kaffee- und Bierausschank im Haus zu genehmigen, „da er, weil alt und auf einem Auge blind, durch seine Kunst nichts mehr verdienen kann.“

Der Geschäftsrückgang wegen der Änderung des Zeitgeschmacks und der künstlerischen Auffassungen kam hinzu. Bestellungen gingen nicht mehr im gewohnten Umfang ein, weil sich der stilistische Wandel vom Rokoko zum spätbarocken Klassizismus und der zunehmende Ausfall der kirchlichen Auftraggeber auswirkten. J. Pfunner betonte vor dem Rat, „meistens mit Ausmalung der Kirchen und derlei Gemälden, die auf die Kirchen einigen Bezug hatten, seinen Unterhalt gewonnen zu haben. So ist ihm derselbe durch die bisherigen Verbesserungsanstalten benommen worden.“<sup>112</sup>

Er starb am 24. Mai 1788 in seinem Haus Nr. 775 an Harnruhr. Als Lebensalter werden 72 Jahre vermerkt.<sup>113</sup> Die Marianische Sodalität notierte das erreichte Lebensalter ihres Mitglieds jedoch mit 75 Jahren.<sup>114</sup> Die Witwe Maria Anna Willin und der Sohn Johann Evangelista Pfunner, der sich als „Faßmaler“ bezeichnete, konnten das Wohnhaus der Familie nicht mehr halten und verkauften es am 8. Juli 1790 an den Schneider Lambert Bihler.<sup>115</sup>

Obwohl einige Publikationen zum künstlerischen Werk Johann Pfunners erschienen sind<sup>116</sup>, fehlt immer noch eine gründliche, zusammenfassende Würdigung des am meisten beschäftigten Freiburger Barockmalers. Seinen gesamten künstlerischen Nachlaß beschreiben zu wollen, würde einer umfangreichen Arbeit bedürfen. Neben den eingangs schon erwähnten Frühwerken stellte Hermann Ginter eine Reihe von Altarblättern und Deckengemälden des Künstlers zusammen, und zwar für die Zeit nach 1749 in Freiburg (mehrfach), St. Peter/Schwarzwald, Appenweier, Riedböhringen, Herbolzheim, Niederschopfheim, Nußbach (St. Wendel), Mahlberg, Hofweier, Meißenheim, Horb a. N., Freiburg-Hochdorf, Ettenheim, Kiechlinsbergen, Endingen a. K., Sasbach bei Achern, Heimbach, Wyhl a. K., Gütenbach, Friedenweiler, Breisach, Schönbühl-Palmbühl, Schnörzingen, Dossenhausen und Roßwangen. Irene Streit nahm 1976 einen weiteren Anlauf zur kunstgeschichtlichen Aufarbeitung.

Der Werkliste Johann Pfunners müssen im Breisgau und in der Ortenau nach meiner Unterlagensammlung noch weitere Arbeiten hinzugefügt werden, und zwar in Bleibach, Ebnet-Schloß, Ebringen-Berghäuser Kapelle, Freiburg: Adelhauser Klosterkirche (Orgelrückseite), Freiburg-St. Georgen, Griesheim, Gündlingen, Holzhausen (Hochaltarblatt), Oberhausen bei Herbolzheim, Lichtenthal, Merzhausen-Jesuitenkapelle, Münchweier (aus Ettenheimmünster), Neuershausen, Schliengen (St. Sebastiansaltargemälde), Pfaffenweiler, St. Märgen Ohmenkapelle, Suggental, Tennenbach (heute in Kiechlinsbergen und Oberwinden), Waldkirch und Zunsweier. Nicht vergessen werden dürfen die Gemälde, die Johann Pfunner im Oberelsaß, in Bergholtzzell, Guebwiller, Oelenberg, Reiningen, Schweighouse, Soppe-le-Haut, Thann und Vieux-Thann hinterlassen hat.

Angesichts der Fülle und Qualität des künstlerischen Werks Johann Pfunners ist es überraschend, daß er bei der Landesausstellung „Barock in Baden-Württemberg“ 1981 nicht unter die ausgestellten Künstler aufgenommen worden ist. Johann Pfunner war ein typischer Rokokomeister und unter den Tiroler Künstlern in Freiburg ein strahlender Stern. Wie sehr ihn die Zeitgenossen schätzten, geht aus dem Urteil des Ettenheimer Stadtchronisten Johann Conrad Machleid hervor: Das 1772 gelieferte Hochaltarblatt für die neue Ettenheimer Stadtpfarrkirche sei „kunstreich wunderschön gemacht, der Anatomie nach, schön in der Stellung der Figuren und Haltung /: auch proper in Schatten und Licht gemalt:/ und kostete die Gemeinde nur 180 Reichsgulden.“ Lob verdiente auch Johann Pfunners sogenanntes Heilig-Grab-Theatrum, eine gewaltige, chorraumfüllende Theaterkulisse mit Szenen der Passion Christi und Wechselbildern zu den Kartagen, die zu den Sehenswürdigkeiten Ettenheims gehört und heute für Südbaden ein einmaliges Barockkunstwerk darstellt.<sup>117</sup>

Josef Ammann (Amann), Bildhauer, verlegte 1788 seinen Wohnsitz nach Freiburg, um die Voraussetzungen für die berufliche Zukunft seines Sohns Joseph Ignatius zu verbessern. Dreißig Jahre zuvor war er in Endingen a. K. zugewandert. Dort setzte sich am 12. Septem-



*J. Pfünners Hochaltargemälde des hl. Martin in der Pfarrkirche Freiburg-Hochdorf*

Manfred Hermann, Ebringen



ber 1758 der Bürger Melchior Metz für die Einbürgerung des „Joseph Ammann, gebürtig von Tannheim aus dem Tirol, seiner Profession ein Bildhauer und Fasser“, ein. Der Zugewanderte hätte sich entschlossen, „sich mit seiner Schwester Conrad Kuenlins sel. Wittib Tochter zu verheiraten, sofern ihm von Magistrats wegen die Gnad erzeigt würde, als Bürger allhier auf- und angenommen zu worden.“<sup>118</sup>

Nachweise über eheliche Geburt, Herkommen und Vermögen wollte der Endinger Rat vorgelegt bekommen, ehe eine Zustimmung zu dem Antrag erfolgen könne.<sup>119</sup> Am 13. Februar 1759 führte Joseph Ammann („oriundus ex Tannheim in Tyrol“) die 29 Jahre alte Tochter Anna Catharina der Endinger Bürgersleute Conrad Kienle und Eva Manz in der alten St. Peterskirche vor den Traualtar<sup>120</sup> und erwarb sich damit auch das Endinger Bürgerrecht und die Aufnahme in die Handwerkerzunft. Ausgehend von der Altersangabe im Sterbeeintrag Josef Ammanns läßt sich das Taufdatum und der genaue Herkunftsort des zugewanderten Bildhauers ermitteln. Im Taufbuch der Tiroler Pfarrei Tannheim wurde am 27. Januar 1720 ein Joseph Ammann aus dem Ortsteil „Berg“ registriert.<sup>121</sup> Der Bildhauer wuchs also in einem kleinen Weiler des zur Herrschaft Ehrenberg gehörigen, im Außerfern gelegenen Tannheimer Hochtals auf. Dort lebte eine Bevölkerung, die gezwungen war, vom Wanderhandwerk zu leben und vor allem Stukkateure und Bildhauer hervorbrachte. Im Protokoll der Endinger Ratssitzung vom 6. Mai 1759 bestätigte man die Herkunft Josef Ammanns als „von Berg aus dem Tyrol gebürtig.“<sup>122</sup> Allerdings wurde ihm keine Ermäßigung des festgesetzten Einkaufsgeldes „von 100 Gulden rheinisch, nebst dem Feuereimer“ gewährt. Wenn außerdem die Stadt „etwas von des Supplikanten Arbeit nötig habe, solle ihm solches bar bezahlt werden.“

Auf der Wanderschaft suchten die Tiroler Gesellen gern Landsleute auf, die sich „draußen im Reich“ niedergelassen hatten und Arbeitsmöglichkeiten boten. So ist Josef Ammann nicht der erste Tiroler gewesen, der in Endingen die Einbürgerung erreichte. 1718 schaffte es „Peter Schädel, Maurer und Steinhauer aus Tirol Ehrenberger Herrschaft“, Endinger Bürger zu werden. 1720 folgte

„Christian Bader, Maurergesell aus Tirol und Ehrenberger Herrschaft gebürtig“, nach.<sup>123</sup>

Die Ehe Josef Ammanns wurde von 1760 bis 1766 in rascher Folge mit sechs Kindern gesegnet.<sup>124</sup> Darunter befand sich der Sohn Joseph Ignaz (19. 4. 1763), der dem Vater als Bildhauer nachfolgen sollte. Wo die Familie hauste, hielt 1764 der Endinger Feuerversicherungsbeschrieb fest: „In der Meisten Gasse N: 141 - Joseph Ammann Bildhauer - FS-Numerus 138 Ein zweistöckigt, halb Stein, halb holzenes Haus 270 Gulden, eine Scheuer 90 Gulden, ein kleines einstöckigt holzenes Haus 40 Gulden = 400 Gulden.“<sup>125</sup>

Verschiedene Archivalien lassen erkennen, daß J. Ammann neben der Bildhauerei auch die Landwirtschaft seiner Frau betrieb.<sup>126</sup> 1763 tauschte er eine Öltrotte mit Gelände gegen eine Matte ein.

Als sich kirchliche Auftraggeber mehr und mehr mit Aufträgen an Künstler zurückhielten, weil die Aufhebung von Klöstern zunehmend zu Existenzangst führte, trugen verschiedene Geländeverkäufe nach 1780 dazu bei, Josef Ammanns Familie über Wasser zu halten.<sup>127</sup>

Nicht unwillkommen scheint deshalb am 12. Juni 1784 die Anfrage der Stadt an den „fürberufenen Joseph Ammann Bildhauer“ gewesen zu sein, „ob und wie er seinen am Riegeler Tor liegenden Garten per 9 Mannshauet, den man zur Anlegung eines Friedhofs zu adaptieren gedenke, heranzulassen willens sei.“ Ammann lehnte nicht ab, wollte aber nur um 1000 Gulden rheinisch und nicht minder verkaufen.<sup>128</sup> Vier Monate später, am 23. Oktober 1784, erschien „die Ehefrau des Bildhauers Ammann“ vor dem Rat und gab kund, daß sie den begehrten Garten samt den Bäumen um die 1000 Gulden herzugeben willens sei, wenn die Stadt noch das erforderliche steinerne Kreuz anschaffe und städtischerseits die dazu benötigten Steine durch Fröhnung beiführen lasse.“ Es dauerte jedoch noch bis zum 3. Dezember 1787, bis die vorderösterreichische Regierung bestimmte, daß der Stadtmagistrat „den Ankauf des Bildhauer Amann-Gartens für 950 Gulden anstoßen und solchen ohne weiters zum Gottesacker zurichten lassen solle.“<sup>129</sup>

Die wirtschaftliche Lage der Familie blieb offensichtlich schwierig. Die Verkäufe von Wirt-

schaftsgelände gingen in den nächsten Jahren weiter.<sup>130</sup>

Als sich die Familie entschloß, ihren Endinger Wohnsitz aufzugeben und nach Freiburg in die vorderösterreichische Regierungsstadt umzusiedeln, kam es 1788 zum Ausverkauf von Haus und Hof. Bildhauer Ammann riskierte den Platzwechsel in die größere Stadt, in der die Prälaten der österreichischen Vorlande zu ihren Konsessen zusammenkamen, vermutlich in der Hoffnung, damit für die auf den Sohn Joseph Ignaz übergehende Bildhauerwerkstatt besser zu Aufträgen kommen zu können. Während Reben und Matten an verschiedene Käufer weitergingen, wechselte das Ammannsche Haus um 1800 Gulden Reichswährung in den Besitz des Bäckers Wilhelm Jerg über. Es wurde beschrieben, daß es „unweit der St. Peters Kirchen an der Spitalgasse“ liege.<sup>131</sup>

Für seine Familie kaufte der alternde Bildhauer in der Pfaffengasse Freiburgs (Herrenstraße Nr. 17) das Haus „Zum weißen Löwen“.<sup>132</sup> Der noch ledige Sohn, Joseph Ignaz Ammann, wurde allerdings vorgeschoben, um das Haus für die Summe von 2401 Gulden auf seinen Namen anzukaufen und gleichzeitig Bürgerrecht und Zunft zu erwerben. Als der Sohn am 20. August 1792 die Caféwirstochter Katharina Barbara Wehrlin heiratete, hielt das Münsterpfarramt im Ehebuch fest, daß er „Hofbildhauer bei seiner Durchlaucht dem Fürsten von Thurn und Taxis“ sei.<sup>133</sup> Alles schien gut geregelt zu sein.

Am 22. August 1794 starb Anna Catharina Ammann geb. Kienlerin 64jährig an der Ruhr.<sup>134</sup> Ehemann Joseph, „allhiesiger, Burger und Bildhauer“ und Sohn Joseph Ignaz erklärten am 26. September 1794 „die einzigerichtsmässigen Erben“ zu sein. „Die Stadt Endingische Burgerin Katharina Amman“ hinterließ aber nur Kleider und wenige eigene Mobilien im Wert von 70 Gulden.<sup>135</sup> Am 10. Juli 1796 folgte Joseph Ammann seiner Frau im Tode nach. Das Totenbuch der Freiburger Münsterpfarre und das Necrologium der Marianischen Sodalitaet nennen ihn in den Einträgen „Bildhauer von Endingen“ und geben sein Sterbealter mit 83 Jahren an.<sup>136</sup> Diese Altersangabe läßt sich jedoch nicht halten, weil in den Jahren um 1713 kein Joseph Ammann in den Taufbüchern der Tiroler Pfarrei Tannheim verzeichnet ist.

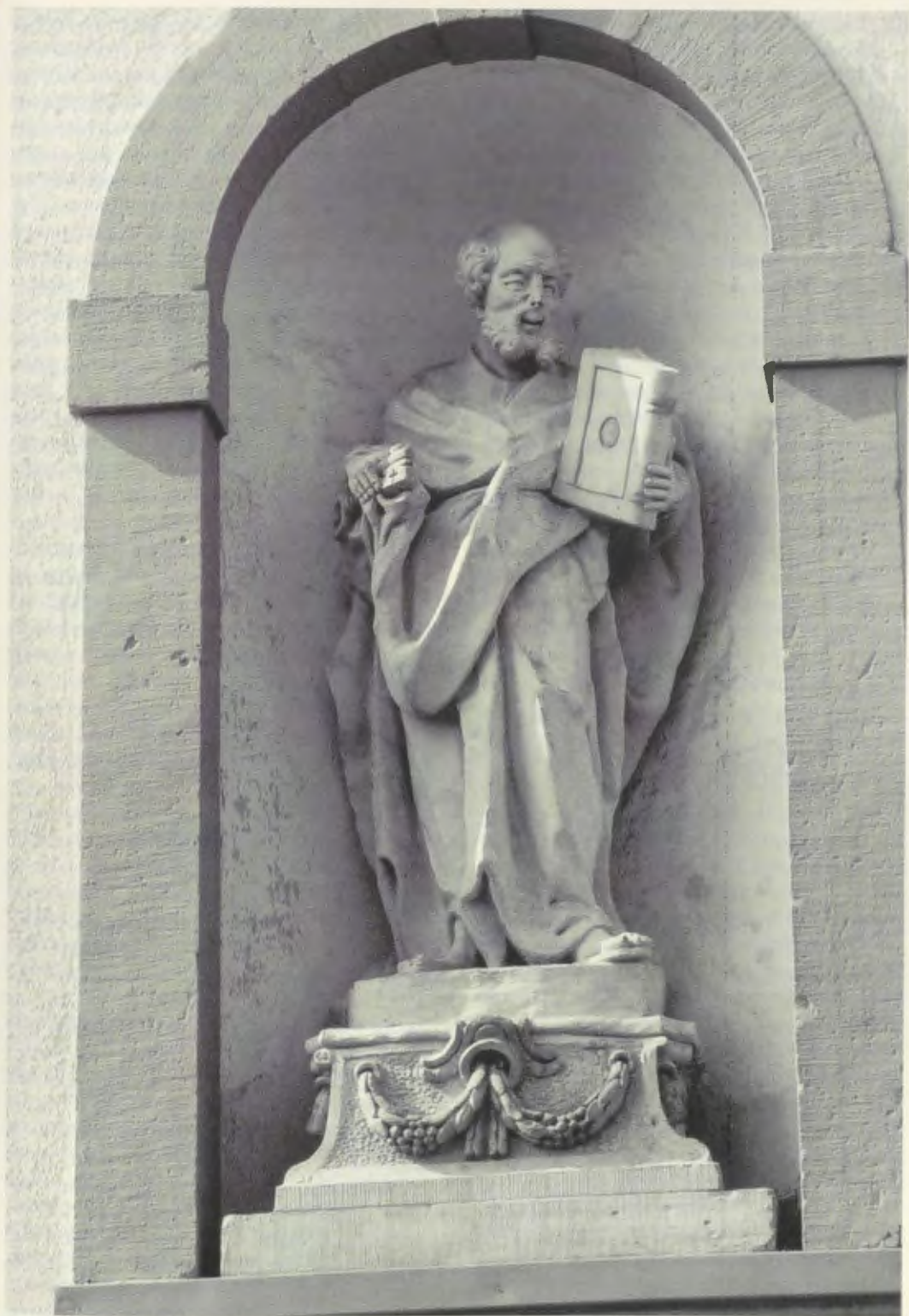
Es dauerte nur noch wenige Jahre, bis die Ammannsche Bildhauerwerkstatt in Freiburg erlosch, Joseph Ignaz 1802 seinen Hausbesitz verkaufte und nach Überlingen zog, um dort das Badwirthshaus zu betreiben.<sup>137</sup> Er endete tragisch in völliger Verarmung. Vorbei war der Kunstrausch des Barock, in dem viele kirchliche Auftraggeber den Architekten, Bauleuten, Stukkateuren, Bildhauern und Malern Aufträge und Verdienst geboten hatten. Der Hauch des Rationalismus legte sich abkühlend über die Formensprache der Kunst. Er lähmte zusehends auch die Aktivitäten der bisherigen Hauptauftraggeber. Die vorderösterreichischen Klöster verfielen der Säkularisation. Bruderschaften als Gebetsgemeinschaften und eifrige Mitgestalter des religiösen Lebens wurden aufgehoben und ihre Vermögen eingezogen.

Kunstwerke aus stillgelegten oder ausgeräumten Kirchen überschwemmten den Markt. Für Künstler waren schlechte Zeiten angebrochen.

Um das künstlerische Werk Josef Ammanns darstellen zu können, bedürfte es noch einer gründlichen, systematischen Durchforschung des Kaiserstuhls und der nördlich angrenzenden Landschaft. Nur vereinzelt sind bis jetzt Arbeiten des Endinger Barockmeisters bekannt geworden.

- 1762 lieferte er ein Kruzifix in die Pfarrkirche von Ettenheim.<sup>138</sup>
- 1765 ließen Xaveri Ritter und Maria Anna Feistin „ein neu Kruzifix von Stein“ auf ihre Kosten „an der Ettenheimer Straß nacher St. Landelin, bei des Rothenferbers Kreuz am Filmerspach genannt“, errichten.<sup>139</sup>
- 1768 stellte der „Bildhauer von Endingen“ auch das neue Kreuz beim Ettenheimer Zollhaus an der Straße auf, das „Bartholomä Winterers selige Ehefrau und dero Kinder haben machen lassen.“<sup>140</sup>
- 1775 Am 11. November erhielt Joseph Ammann „für den Tabernakel und mehrere Arbeit an der neuen Sankt Peters-Pfarrkirche in Endingen laut Akkord bezahlt 243 Gulden.“<sup>141</sup>
- 1776 Auch dieses Jahr arbeitete Joseph Ammann für die Endinger Peterskirche (ohne genaue Angaben in der Rechnung).<sup>142</sup> Das sogenannte Schieble-Kreuz am Nord-





*Die Petrus-Statue J. Ammanns in der Portalfassade der Pfarrkirche von Ringsheim*

Manfred Hermann, Ebringen

rand von Forchheim wird Josef Ammann zugeschrieben.

- 1780 Am 16. Dezember bekam „Herr Joseph Ammann, der allhiesige Bildhauer“ von der Endinger Stadtverwaltung den Auftrag, den „zweiten Seitenaltar in die St. Peterspfarrkirche“ nach den vorgelegten Aufrissen anzufertigen.<sup>143</sup> Seine beiden Seitenaltäre wurden 1782 farbig gefaßt.
- 1785 Der Fassade der Pfarrkirche in Ringsheim ließ die Gemeinde die weißgefaßten Steinfiguren der Apostel Petrus und Paulus hinzufügen. Dazu berichtet die Ringsheimer Gemeinderechnung: „Joseph Amann dem Bildhauer zu Endingen wegen denen gefertigten 2 Heiligen-Bildnissen Peter und Paul akkordierter Maßen bezahlt 100 Gulden.“<sup>144</sup> In der Beilage zur Gemeinderechnung quittierte Bildhauer Joseph Ammann am 12. Juli 1785, daß er „wegen gefertigten Bildnissen Petri und Pauli in allhiesige Pfarrkirche die akkordierte einhundert Gulden rheinisch von dem Heimburger Alexi Hoch zurecht empfangen habe.“<sup>145</sup>

## ORDENSEIGENE KÜNSTLER UND BAULEUTE DER TIROLER FRANZISKANERPROVINZ IN FREIBURG I. BR.

Erzherzog Ferdinand II., Sohn des Kaisers, Herr über Tirol und die Vorlande, drängte aus herrscherlichem Selbstverständnis auf die Gründung einer eigenen Franziskanerprovinz, die am 12. Mai 1580 in Innsbruck ausgerufen wurde. Das Freiburger Kloster St. Martin ging in der Form einer Union am 6. Juli 1580 in die neue Provinz zum hl. Leopold über. Dadurch wurde es aus dem Verband der Straßburger Provinz gelöst. Die loyale Verbundenheit mit dem Landesherrn war nachfolgend in der Ordensprovinz selbstverständlich. Mit ihrer Ausbreitung und der regen Mobilität ihrer Mitglieder diente die Tiroler Franziskanerprovinz auch der Herrschaftssicherung.<sup>146</sup>

Nach dem Dreißigjährigen Krieg und während des 18. Jahrhunderts zog das Freiburger Franziskanerkloster besonderen Nutzen aus der Personalstruktur der Provinz und dem Können der Tiroler Brüder, die je nach Bedarf in Freiburg eingesetzt wurden. Es galt, nach

schlimmen Kriegsjahren nicht nur das Kloster wieder instandzusetzen, sondern auch mit der künstlerischen Umgestaltung der St. Martin-Kirche zu jener großen Erneuerungsbewegung in der katholischen Kirche beizutragen, die nach dem Konzil von Trient eine dem späten Mittelalter vergleichbare Frömmigkeitshaltung unter den Gläubigen wiedererweckte. Im Gefolge solcher kirchlichen Entwicklungen drang die in Rom entstandene nachtridentinische Sakralkunst als Spiegelbild der „ecclesia triumphans“ nach Mitteleuropa vor. Der Barock stellte alle Künste in den Dienst der Seelsorge. Sie dienten als Medien der Frömmigkeit und wurden eingesetzt, um die Heilsgeschichte nicht etwa historisch zu betrachten, sondern um sie zu aktualisieren und in das tägliche Leben der Gläubigen sinnfällig einzubeziehen. In einer alle Kräfte fordernden Anstrengung entfachte die Seelsorge erneut eine Volksfrömmigkeit, die den Menschen eine im Religiösen geborgene, frohmachende Welt schenkte. Auch die Künste des Barock wurden von einem Denken geprägt, das nach der Theologie ausgerichtet war und von einer Geistigkeit durchschauert wurde, die ihr Maß von den Letzten Dingen des Menschen nahm. Als Stadtmissionare trugen die Freiburger Franziskaner zwischen 1650 und 1785 mit ihrem Wirken zu dieser religiösen und kulturellen Blüte bei.<sup>147</sup>

Als erster klostereigener Kunsthandwerker aus Tirol ist Bruder Electus Tischler, ein gebürtiger Südtiroler, zu nennen, der von 1650 bis 1659 in Freiburg lebte.<sup>148</sup> Er war Schneider und Paramentenmacher von Beruf und fertigte 1654 für alle sechs Altäre in der „äußeren Kirche“ blaue, auf Rahmen gezogene Antependien an.<sup>149</sup>

Gleichzeitig arbeitete Bruder Urban Steinkellner an baulichen Verbesserungen im Kloster, schuf 1654 drei neue Beichtstühle und stellte bis 1657 den Altar des hl. Antonius von Padua, den Tabernakel des Hochaltars und das Chorgestühl neu her.<sup>150</sup> Bruder Urban war von 1652 bis 1657 in Freiburg, St. Martin, eingesetzt. Er stammte aus Knittelfeld (Obersteiermark), geboren um 1620. Als er am 8. Mai 1696 in Bozen starb, rühmte ihm der Chronist nach, ein robuster Mann, stets arbeitsam und friedliebend gegenüber Anderen gewesen zu sein. Er habe in der Provinz in neun Klöstern Altäre,



Kanzeln und Chorstühle mit eigener Hand geschaffen.<sup>151</sup>

1666 überbrachte Pater Norbert Hörmann, der Beichtvater des Freiburger Klarissenklosters, eine Kopie des Innsbrucker Maria-Hilf-Bildes in die St. Martinskirche. Zumal der Maler Michael Waldmann d. J.<sup>152</sup> für die Innsbrucker Maria-Hilf-Kirche im Stadtteil Anbruggen und für Waldsee Kopien des berühmten, seit 1650 im Dom St. Jakob aufgestellten Gnadenbildes Lukas Cranachs d. Ä. gemalt hat, darf mit einiger Wahrscheinlichkeit auch bei der von Guardian Roman Eggenstein<sup>153</sup> bestellten Nachahmung für Freiburg auf den Maler Michael Waldmann d. J. geschlossen werden. Am 15. März 1666 setzten die Freiburger Franziskaner ihr „pulcherrima et devotissima Beatissimae Mariae Auxiliatricis picta imago“ feierlich auf dem Marienaltar zur allgemeinen Verehrung aus.<sup>154</sup>

1669–1673 wurde der baufällige Klosterkomplex von Freiburg-St. Martin, der nur noch mit Gefahr zu bewohnen war, mit Hilfe von Stiftungen aus dem ganzen Land neu errichtet. Merkantilarzt Dr. Heinrich Rhodan von Bozen, ein ausgewandeter Freiburger, hat den heimatischen Franziskanern allein die ansehnliche Summe von 2000 Gulden vermacht. Bei den durchgreifenden Arbeiten blieben nur die alten Hauptmauern stehen. Entlang der Mauer gegen die Alte Universität (heute neues Rathaus) Freiburgs entstand ein vorgesetzter Laubengang mit säulengestützter Arkatur und aufgesetztem Oberstock des Klosters, der das Platzbild der Klosteranlage bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts mitprägte.<sup>155</sup>

Als Architekt läßt sich Pater Rufin Laxner nachweisen, der sich als Provinzial und Architekt große Verdienste um Leben und Klosterbauten seiner Tiroler Ordensprovinz erwarb. Er wurde um 1617 in Bludenz geboren und 1638 in Brixen zum Priester geweiht. Während seines zweiten Provinzialats von 1668–1671 nahm er die Wiederherstellung des Freiburger Klosters energisch in die Hände. Kloster- und Kirchenbauten in Hall/Tirol, Ehingen, Horb, Waldsee, Kenzingen, Brixen und ein Schloßbau in Langenargen zählen zu seinen bedeutenderen Werken als Ordensbaumeister. P. Rufin Laxner starb am 14. Februar 1687 in Brixen. Er liegt vor dem Hochaltar der von ihm erbauten

Ordenskirche begraben. In Brixen ist auch sein Porträt erhalten geblieben.<sup>156</sup>

Während des Klosterneubaus lebte im Freiburger Franziskanerkonvent auch Bruder Vitus Rastpichler, erfahrener Baumeister und Schreiner, der im Volksmund auch „Bruder Veit“ genannt wurde. Dessen Erfahrung und Können als Bauleiter kamen dem Neubau der Klosteranlage zugute. Er war ebenso bei den Klosterbauten in Hall/Tirol, Ehingen, Waldsee, Kenzingen und Saulgau eingesetzt. Für die Freiburger Klarissen entwarf er den Plan zum Klosterneubau (Ecke Gauchstraße/Merianstraße). Dazu wurde am 1. April 1683 der Grundstein gelegt. Auch die Wilhelmiten bezogen 1684 den Plan für ihren Klosterneubau in Oberried von „Bruder Vitt, dem Franziskaner, einem trefflichen Baumeister.“<sup>157</sup>

Bauarbeiten zu den Klöstern in Schwaz und Innichen waren seine letzten Einsätze. Der Nachruf rühmt nicht nur Baukunst und Arbeits-eifer des Verstorbenen, sondern auch seine Frömmigkeit und Freundlichkeit, die ihn allseits beliebt gemacht hätten.<sup>158</sup> Br. Vitus Rastpichler wurde um 1617 in Umhausen/Ötztal geboren. Er trat 1644 bei den Franziskanern in den Orden ein und gehörte von 1668 bis 1688 zum Freiburger Konvent. Der Tod holte ihn am 3. Januar 1699 in Innichen heim. Er hatte in der von ihm angelegten Klostergruft schon einen Platz für sich bezeichnet. Dort wurde Br. Veit beigesetzt.

1694 stellten die Brüder Felizian Griebauer und Josaphat Leiter zum Fest des hl. Sebastian einen „neuen und schönen“ Altar zu Ehren des Bruderschaftspatrons in der Freiburger St. Martinskirche auf. Sie hatten über ein Jahr daran gearbeitet. Unter Förderung mehrerer Ratsherren brachte die Sebastiansbruderschaft die benötigten Mittel auf.<sup>159</sup>

Bruder Felizian Griebauer stammte aus Hall/Tirol- und erreichte 1686 in Freiburg seine Aufnahme in den Franziskanerorden. Als Altarbauer und Kunstschreiner kam er noch in den Klosterkirchen Telfs, Reutte und Schwaz zum Einsatz. Es ist bekannt, daß er immer wieder „weltliche Gehilfen“ als Mitarbeiter für seine Altarbauten heranzog. So beschäftigte er bei der Arbeit am Schwazer Hochaltar 1696–1700 den „Tischler und Bildhauer Andreas Hochsing“ aus Weerberg bei Schwaz, der danach

nach Freiburg i. Br. abwanderte.<sup>160</sup> Wann und wo Br. Felizian zur Welt kam, ist nicht bekannt. Er war in Hall/Tirol ansässig, als er 1685 um Aufnahme in den Orden bat. 1686 wurde er in Freiburg eingekleidet. Br. Felizian starb am 16. September 1731 in Schwaz.<sup>161</sup>

Bruder Josaphat Leiter (Leitner) war in der Provinz als Maler, Vergolder und Restaurator sehr geschätzt. Deswegen mußte er viel zwischen den Klöstern wandern. In Freiburg hatte er 1693/94 die Aufgabe, den neuen St. Sebastiansaltar farbig zu fassen.<sup>162</sup> Bruder Josaphat wurde um 1657 in Innsbruck geboren und 1682 in Freiburg eingekleidet. Als Maler war er sonst noch für die Klöster in Bozen, Schwaz, Reutte, Ehingen, Brixen, Innsbruck und Telfs tätig. Bruder Josaphat starb am 22. April 1721 in Bozen. Sein Nachruf hält fest, daß er viel gebetet habe, ein treuer Befolger der franziskanischen Armut und liebevoll gegen die Mitbrüder gewesen sei.<sup>163</sup>

Um die Orgel der Freiburger St. Martinskirche von Fehlern zu befreien und gründlich instanzzusetzen, rief Guardian Aegidius von Dall 1697 den Bruder Marinus Köck herbei.<sup>164</sup>

Der „organifex artificiosissimus“ stammte aus Brixen (geboren um 1665) und starb am 11. Februar 1721 in Innichen. Er hat Orgelneubauten geschaffen und Unterhaltungsarbeiten reihum in den Klosterkirchen der Tiroler Franziskanerprovinz durchgeführt.<sup>165</sup>

1699 kam der Konstanzer Weihbischof Ferdinand Geist von Wildegg nach Freiburg, um in der oberen Festungsanlage auf dem Freiburger Schloßberg die kleine Garnisonkirche mit einem Altar zu Ehren des Apostels Petrus zu konsekrieren. Jener 14. Mai war auch für die Franziskaner ein Festtag, die sich in Freiburg der Militärseelsorge widmeten. Nach der Überlieferung stammt der 1756 in die Wiehrekirche St. Cyriak und Perpetua am Annaplatz übernommene Hochaltar aus dem Kirchlein der geschleiften Schloßbergfestung.<sup>166</sup> Bei gleicher Gelegenheit weihte der Konstanzer Bischof am 16. Mai auch einen Altar in der Hauskapelle des Franziskanerklosters ein. Zumal Freiburg damals keinen eigenen Bildhauer mehr besaß, ist es sehr wahrscheinlich, daß der 1699 unter den Laienbrüdern des Freiburger Konvents auf-



Eine Außenansicht des ehem. Wilhelmitenklosters in Oberried

Manfred Hermann, Ebringer



gezählte Bruder Gabriel Höflich als Bildhauer an beiden genannten Altären tätig war.<sup>167</sup>

Im 18. Jahrhundert setzten die Freiburger Franziskaner trotz krisenhafter Zeit die Barockisierung ihrer Kirchengestaltung fort. 1706 wurden neben nicht genau zuschreibbaren Neuanschaffungen die vorhandenen Reliquien des hl. Bischofs Morinus in die Sockel der acht Statuen von Franziskanerheiligen eingelegt, die Br. Gabriel Höflich neu hergestellt hatte. Unter ihm entstand der Altar der Schmerzhafte Muttergottes. Er war nach allem 1707 auch am Bau eines neuen Tabernakels beteiligt. Zu dem 1708 in der Kirche errichteten „Heilig Grab“ steuerte Klosterbildhauer Gabriel Höflich die Figur des Auferstandenen bei. 1709 entstanden weitere Altäre von der Hand des Bruders Gabriel. Er formte den Maria-Hilf-Altar nach dem Vorbild des Sebastiansaltars um, errichtete den Altar der hl. Margarita von Cortona sowie „auf Kosten der Gemahlin des Festungskommandanten, Frau Caecilia v. Harsch geb. del Pozzo,“ den Josefsaltar. Die Kirche erhielt ein „gar großes Crucifix.“ Gleichzeitig bekam das Refektorium eine Kreuzigungsgruppe mit Maria und Johannes. Br. Gabriel Höflich prägte sehr stark die Altarausstattung der Klosterkirche St. Martin mit. 1710 gingen noch sechs holzgeschnitzte Altarleuchter aus seiner Werkstatt hervor.<sup>168</sup>

Br. Gabriel Höflich kam um 1663 in Innsbruck zur Welt, trat 1684 in den Franziskanerorden ein und starb am 5. Mai 1723 in Hall/Tirol. Wegen seiner Kunstfertigkeit wurde er vom Orden auch in den Klöstern Bozen, Füssen, Ehingen, Kenzingen, Kaltern und Hall/Tirol eingesetzt. Neben seinen Werkstattarbeiten betete Br. Gabriel viel, half in Küche und Garten mit und beteiligte sich fleißig an den Sammelgängen.<sup>169</sup>

1713 begann die große französische Armee Ende September, Freiburg zu belagern. Die Kämpfe entwickelten sich zu den schwersten in der Geschichte der alten Stadt. Der intensive Kanonenbeschuß fügte auch dem Franziskanerkloster beträchtliche Schäden zu, die nach dem Friedensschluß bis 1719 repariert werden mußten. Die Provinz ließ dazu 1715 für den Petrus-Alcantara-Altar St. Martins von Bruder Hilarius Aufenbacher in Bozen ein neues Gemälde anfertigen und nach Freiburg überbringen.<sup>170</sup>

Bruder Hilarius Aufenbacher war nie in Vorderösterreich stationiert. Er stammte aus Bozen (geboren 2. September 1679) und starb dort am 2. Juni 1738. Nach der Noviziatszeit 1708/09 im Kloster Innichen schickte ihn die Provinzleitung wiederholt in die Klöster Bozen, Schwaz und Innsbruck. Gemälde in Telfs, Bozen, Innichen, Schwaz und Innsbruck weisen den Br. Hilarius als beachtenswerten Ordenskünstler aus.<sup>171</sup>

1747–1751 berichten die Quellen über Veränderungen (Renovationen?) an den vorhandenen Altären der Freiburger St. Martinskirche. Es fällt auf, daß in dieser Zeit Bruder Ignatius Bruder 1747/1748 zum Freiburger Konvent gehörte. 1705 in Bozen geboren, trat er 1732 in den Orden ein. Nachdem er neben Freiburg auch in den Klöstern Innichen, Schwaz, Hall/Tirol, Ehingen, Waldsee, Innsbruck und Bozen eingesetzt worden ist, starb er in seiner Heimatstadt am 15. März 1774. Er galt als guter Maler und Kunsthandwerker.<sup>172</sup>

Den Schluß der ordenseigenen Künstler aus Tirol in Freiburg machte Bruder Gaudenz Köck, ein fähiger Orgelmacher. Er wurde 1743 nach Freiburg versetzt „mit einem Auftrag für die Orgel in St. Martin.“ Geboren um 1691 in Brixen, arbeitete Gaudenz Köck schon vor seiner Ordensaufnahme (1716 in Reutte) mit seinem Onkel, dem Br. Marinus Köck (1665–1721), an Orgeln in den Ordenskirchen. Br. Gaudenz Köck war ein sehr geschickter Orgelmacher, der vorwiegend für Tiroler Kirchen seine Werke schuf. Nach allem nahm ihm der Tod am 18. März 1744 in Freiburg i. Br. die Arbeitswerkzeuge aus der Hand.<sup>173</sup>

Die Zeit der Franziskaner in Freiburg-St. Martin endete, als die vorderösterreichischen Behörden in die Pfarrverhältnisse Freiburgs eingriffen, 1785 St. Martin zur „zweiten Hauptkirche der Stadt“ erklärten und eine eigene Pfarrei westlich der Kaiser-Joseph-Straße gründeten. Der Auszug der Franziskaner aus ihrem Kloster und der Einzug der Augustiner-Eremiten als Mit-Seelsorger in der neuen „Unteren Pfarrei“ bedeuteten nach 1785 nicht nur einen Bruch mit den durch Jahrhunderte bestehenden Verhältnissen in St. Martin<sup>174</sup>, sondern auch den Beginn eines neuen bau- und kunstgeschichtlichen Zeitabschnitts für die alte Klosterkirche.



## Anmerkungen

- 1 F. Quarthal u. G. Wieland, Die Behördenorganisation Vorderösterreichs von 1753 bis 1805 - Alemannisches Institut Freiburg Nr. 43/1977, S. 7.
- 2 F. Metz, Vorderösterreich - Eine geschichtliche Landeskunde, 2./1967, Freiburg.
- 3 Darüber ist bei W. Noack, Südwestdeutsche Kunst im Zeichen der vorderösterreichischen Herrschaft (wie Anm. 2, S. 195-212), nichts erwähnt.
- 4 N. Lieb, Die Vorarlberger Barockbaumeister, 3/1976, München. Außerdem: F. Hefe, Vorarlberger und Allgäuer Bauleute zu Freiburg i. Br. im 18. Jahrhundert. In: Alemania - Leogesellschaft am Bodensee, 4. Jg., Heft 3, Juni 1930, S. 109-148.
- 5 E. Egg, Kunst in Schwaz/1974, S. 111.
- 6 Der Taufeintrag ließ sich nicht ermitteln, weil die Taufbücher von Weerberg erst 1740 beginnen. Auch nicht in der Pfarre Kolsaß.
- 7 Dompfarramt Freiburg (DomPFAFR), Ehebuch 1647-1733, S. 546.
- 8 H. Brommer, Die Altäre der Adelhauser Klosterkirche in Freiburg und deren Meister. In: Zschr. Schau-ins-Land des Breisgau-Gesch.V. Freiburg 88./1970, S. 198/199 mit Anm. 74 a bis 82.
- 9 DomPFAFR, Totenbuch 1720-1779, S. 23 - Ehebuch 1647-1733, S. 732. Mitteilung von Konservator Dr. Lothar Kaiser, Malters/LU. zu „Suitensis“.
- 10 StAF, P III a 1, 51, Fertigungsprotokoll 1730-1740, S. 320.
- 11 DomPFAFR, Totenbuch 1720-1779, S. 211.
- 12 Stadtarchiv Freiburg (StAF), Akten Erbschaften, Paket 115 Hochapfel-Höfle. Zum Haus zur Drossel, Gauchstraße Nr. 39, vgl. H. Flamm, Häuserstand II (1400-1806), S. 76. Gekauft am 16. 7. 1723 - P III al<sup>1</sup> 50, Fertigungsprotokolle 1720-1729, S. 240.
- 13 DomPFAFR, Ehebuch 1733-1785, S. 17.
- 14 StAF, H 97, Necrologium der Marianischen Sodalität, Bl. 114 (fälschlich ist 1735 als Sterbejahr eingetragen), Ratsprotokoll 142, S. 443 f.
- 15 Vgl. Grabdenkmal des Chorherrn und Stiftsorganisten Joseph Schinzinger in der Stiftskirche zu Horb a. N. bei N. Geßler, Zur Geschichte der Horber Kirchenmusik. In: Veröffentlichungen des Kultur- und Museumsvereins Horb a. N. Folge 2, Weihn. 1982, S. 24 (Abb. 15), Ebs.: Das Königreich Württemberg, Eine Beschreibung, 2. Band Schwarzwaldkreis, Stuttgart 1905, S. 189-190.
- 16 Wie Anm. 12. Aus den drei Ehen A. Hochsings gingen sieben Kinder hervor: 1. Ehe: Maria Catharina, 2. Mai 1707, Pate: Sprengmeister Simon Marcksteiner aus Tirol; 2. Ehe: Andreas, 3. Juli 1724, P.: Simon Marcksteiner. Johannes, 25. April 1726. Franciscus Bernardus 5. April 1728, P.: Maler Franz Bernhard Altenburger. Franciscus Bernardus †, 21. August 1730, P.: Maler Franz Bernhard Altenburger. Franciscus Antonius, 29. Mai 1732. 3. Ehe: Maria Magdalena, 30. Oktober 1735, P.: Altarbauer Martin Stehlin.
- 17 DomPFAFR, Ehebuch 1733-1785, S. 89, und Totenbuch 1720-1779, S. 403.
- 18 Katalog „Kunstepochen der Stadt Freiburg - Ausstellung zur 850-Jahrfeier“ Augustinermuseum Freiburg, 1970, S. 316, Nr. 402. Außerdem: Wie Anm. 8.
- 19 StAF, H. 185, Chronik des Barfüßerklosters 1299-1712, S. 558.
- 20 Münsterarchiv Freiburg (MüF) im Erzbischöflichen Archiv, Rechnungsbuch 1708, S. 78.
- 21 MüF, Rechnungsbuch 1709, S. 75/76 ff.
- 22 MüF, Rechnungsbuch 1710, S. 75.
- 23 MüF, Rechnungsbuch 1711, S. 49 ff. Von den sechs „Rieher-Altären“ wurden 1795 zwei nach Obersimonswald verkauft. Ein Altären wanderte 1820 in die St. Agathakapelle nach Hochdorf-Benzhausen und zwei Altäre wurden 1821 von Waltershofen ersteigert.
- 24 Pfarrarchiv Vogtsburg-Oberrotweil, Firmbuch 1699-1738, Anhang: Notantur MüF, Rechnungsbuch 1712.
- 25 F. Hefe, Zur Baugeschichte des Freiburger Kaufhauses In: Zschr. Schau-ins-Land d. Breisg. Gesch. V. Freiburg 51-53/1926, S. 14/15.
- 26 StAF, Nachlaß Dr. F. Hefe, Kollektaneen aus dem Ausgabebuch der Stadt 1716/17.
- 27 StAF, Ausgab Buch 1717, o. S., Vgl. auch Anm. 30.
- 28 StAF, Ausgab Buch 1719, o. S.
- 29 C. Schuster, Baugeschichtliches über das Freiburger Münster aus alten Chroniken - In: Freiburger Münsterblätter 7/1911, S. 38, Abschn. 4.
- 30 H. Ginter, Kloster St. Peter i. Schw., S. 59. Ebs.: L. Schneyer, Die Baugeschichte des Klosters St. Peter auf dem Schwarzw., Dissertation Univ. Freiburg 1923, S. 9 und 11.
- 31 StAF, Ausgabebuch der Stadt 1723, o. S.
- 32 H. Rambach, Die Amtshäuser der Herrschaft Kastel und Schwarzenberg (in Waldkirch). In: Zschr. Schau-ins-Land d. Breisg. Gesch. V. Freiburg 79./1961, S. 111 mit Anm. 56.
- 33 StAF, Ausgabebuch der Stadt 1727, o. S. - Dazu auch im Klitterprotokoll sh. 20. 12. 1727.
- 34 Wie Anm. 32.
- 35 StAF Ausgabebuch der Stadt 1728, o. S.
- 36 StAF Ausgabebuch der Stadt 1729, o. S., und Akten Kirchensachen 12 (Münster Inventare 1561-1828), Fasz. Ankauf von Kirchengerat für die Münsterkirche 1729-1828.
- 37 H. Brommer, Kl. Kunstführer „Freiburg-Ebnet“. Schnell Nr. 1296/1981, S. 11.
- 38 StAF, Ausgabebücher der Stadt 1728-1731, o. S.
- 39 „Freiburg im Breisgau - Die Stadt und ihre Bauten“, hrsg. v. Bad. Architekten- und Ingenieur-Verein 1898, S. 491. Ebs.: H. Brommer, Kirchenführer Freiburg i. Br. - St. Cyriak und Perpetua, Schnell Nr. 1216/1980, S. 11 (Abb.) und 16. Außerdem: StAF, B 1 (H) Nr. 69. Denk Buch des Bauverwalters Roesch, S. 24.
- 40 StAF, H 111, F. Engler, Geschichte des Klosters Adelhausen, Freiburg 1859, S. 315. Außerdem: H. Brommer, wie Anm. 8.
- 41 Archiv des Erzbischöfl. Ordinariats Freiburg, Catalogus Personarum Ecclesiasticarum, et Locorum Dioecesis Constantiensis Anno 1744 et 1745, S. 24: „Horb, Collegiata ad S. Crucem: D. Franc. Jos. Schinzinger Friburg, Senior, Cantor et Organaed, aet. 49 ann., Canon. 20 ann.“.
- 42 StAF, Akten Erbschaften, wie Anm. 12.
- 43 J. Hügele, Marcher Kirchengemeinden leisten viel zum Erhalt wertvoller Kulturgüter. In: Mitteilungsblatt der Gemeinde March v. 25. 2. 1994, S. 4.



- 44 A. Kempf, Die Grablege des Grafen Eginio d. J. v. Urach. In: Freiburger Diözesan-Archiv 70. Band/1950, S. 74 Fußnote.
- 45 A. Merkle, Die Pfarrkirche zu Bombach. Zu ihrer Geschichte und Ausstattung. In: Festschrift „200 Jahre Pfarrkirche Sankt Sebastian Bombach 1787–1987“ S. 27–29. Die Zuschreibung an Bildhauer Sebastian Blödt, Freiburg, kann allerdings nicht unterstützt werden.
- 46 J. L. Wohleb, Der vorderösterreichische Breisgau und seine Wehranlagen zu Beginn des Krieges von 1701–1714. In: Zschr. Schau-ins-Land d. Breisg. Gesch. V. Freiburg 67./1941, S. 136.
- 47 DomPFAFR, Ehebuch 1647–1733, S. 546.
- 48 DomPFAFR, Totenbuch 1720–1779, S. 301.
- 49 DomPFAFR, Taufbuch 1692–1715, S. 460.
- 50 DomPFAFR, Ehebuch 1647–1733, S. 820.
- 51 DomPFAFR, Totenbuch 1720–1779, S. 309.
- 52 StAF, wie Anm. 14, Bl. 118 b.
- 53 Mitteilung von Direktor Dr. Erich Egg, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Innsbruck, vom 17. 3. 1970.
- 54 E. Egg, wie Anm. 5.
- 55 Wie Anm. 16.
- 56 Landesdenkmalamt Freiburg, Liste der Kunst-Denk-mäler Freiburg, S. 67. Ebs.: H. Brommer, wie Anm. 37.
- 57 H. Brommer, wie Anm. 8, S. 194–196. Außerdem: Ders., Kl. Kirchenführer „Freiburg Adelhauser Klosterkirche“, Schnell Nr. 1090/1976, S. 8, 15 und 20.
- 58 H. Rambach, Die Stiftskirche St. Margaretha in Waldkirch. Waldkirch 1959, S. 69 und 71.
- 59 Mitteilung von Hermann Rambach, Waldkirch, vom 31. März 1970.
- 60 DomPFAFR, Totenbuch 1720–1799, S. 236. Außerdem: H. Brommer: Die Verwandten Johann Christian Wentzingers. In: Zschr. Schau-ins-Land d. Breisg. Gesch. V. Freiburg 83./1965, S. 150.
- 61 H. Brommer, Bauleute und Künstler am Ettenheimer Kirchenbau des 18. Jahrhunderts. Kap. Maler Joseph Anton Morath. In: Festschrift St. Bartholomäus Ettenheim (200 J. Weihejubiläum) München 1982, S. 62–65.
- 62 Stadtarchiv Ettenheim, Diarium des Johann Conrad Machleid ab 1755, S. 126. Das 41 x 36 cm große Bild (Öl auf Leinwand) befand sich 1975 im Besitz von Pfarrer Adolf Machleid (1898 Ettenheim, 1984 Staufen i. Br.).
- 63 Pfarrarchiv Vogtsburg-Oberrotweil, Pantaleonsrechnung 1735–1741, Ausgab Anno 1736.
- 64 H. Brommer, Die Barockisierung der Niederrotweiler St. Michaelskirche. In: Zschr. Schau-ins-Land d. Breisg. Gesch. V. Freiburg 101/1982, S. 237–239. Außerdem: Erzbischöfl. Archiv Freiburg, Akten Kath. Oberstiftungsrat Nr. 18998 a, Niederrotweil – 1877–1938.
- 65 DomPFAFR, Totenbuch 1720–1779, S. 281.
- 66 StAF, Akten Erbschaften, Paket 2 Alber-Alveri.
- 67 Wie Anm. 66.
- 68 StAF, H 109, Chronik von Adelhausen, S. 63 v. Ebs.: H 111 wie Anm. 40, S. 315. Ebs.: H. Brommer, wie Anm. 8, S. 196.
- 69 DomPFAFR, Ehebuch 1733–1785, S. 43.
- 70 StAF, Ratsprotokoll 142 (1736), S. 419.
- 71 Wie Anm. 70, S. 443/444.
- 72 DomPFAFR, Totenbuch 1720–1779, S. 306.
- 73 Wie Anm. 14, Necrologium, Bl. 118 b.
- 74 DomPFAFR, Taufbuch 1715–1737, S. 126.
- 75 StAF, Ratsprotokoll 143, S. 815. Ebs.: Ratsprotokoll 145 (1738/39), S. 1045. Ebs.: Amtsprotokoll 1739, o. S.
- 76 DomPFAFR, Ehebuch 1733–1785, S. 80.
- 77 StAF, Ratsprotokoll 148 (1743/46), S. 307.
- 78 StAF, Amtsprotokoll 1743, o. S.
- 79 Wie Anm. 77, S. 327.
- 80 StAF, P XXIII 2, Register der 12 Zünfte, Bl. 40 b, (Zunft zum Riesen). Ebs.: B 5 (P) XXIII a2, Beschrieb der 12 Zünfte, Malerzunft zum Riesen, S. 41a.
- 81 StAF, P III al<sup>1</sup>, 53, Fertigungsprotokoll 1749–1755, S. 103.
- 82 StAF, Ratsprotokoll 163 (Mundierte RP 1765–1768), S. 152.
- 83 StAF, P III a 1, 55 Fertigungsprotokolle 1761–1766, S. 344 a.
- 84 H. Flamm, Geschichtl. Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br., II. Band, wie Anm. 12, S. 204.
- 85 Pfarrarchiv Heiligkreuz in Offenburg, Totenbuch 1781.
- 86 Wie Anm. 14, Necrologium, Bl. 170 b.
- 87 StAF, C 1/100 und 103, Kloster St. Ursula, Bausachen 1703–1873, Klosterbau-Reparaturen 1744–1762 und Korrespondenz 1698–1863. Ebs.: Kloster Adelhausen, Ausgabebuch 1724–1759, o. S.
- 88 J. Sauer, Das Predigerkloster in Freiburg i. Br. und seine Kunst, In: Zschr. d. Freiburger Geschichtsgesellschaft 38/1925, S. 131 m. Anm.
- 89 StAF, Städt. Ausgabebücher 1747 und 1748, o. S.
- 90 StAF, Städt. Ausgabebuch 1751, o. S. Außerdem: Pfarrarchiv Kirchzarten, Akten XIX, Rosenkranzbruderschaftsrechnung, Fasz. 395, Bruderschaftsrechnung pro 1751, Ausgab Kirchenzied, Mitteilung von Pfarrer Manfred Hermann, Ebringen.
- 91 F. Kern, Sölden: Ortschronik/1963, S. 55, und über Abt Steyrer, In: Freiburger Diözesan-Archiv 1959, S. 76, Anm. 147.
- 92 StAF, Ratsprotokoll 154 (1754–1756), S. 250, und Städt. Ausgabebuch 1754, o. S.
- 93 H. Brommer, Kl. Kirchenführer Freiburg, St. Cyriak und Perpetua, Schnell Nr. 1216/1980, S. 6 und 10.
- 94 StAF, Städt. Ausgabebuch 1756, o. S.
- 95 J. Dotter, Die Malereien in der Kapelle auf dem Alten Friedhof zu Freiburg i. Br. In: Zschr. Schau-ins-Land d. Breisg. Gesch. V. Freiburg 64/1937, S. 33.
- 96 StAF, Adelhauser Kloster, Klosterschaffneirechnungen 1759–1768, Ausgab Monat Januarj.
- 97 StAF, Akten Städt. Grundherrschaft – Lehen, Paket 8, Kirchenrechnungen 1765/66 und 1767.
- 98 StAF, Ratsprotokoll 165 (1767–1770), S. 213, und Städt. Ausgabebuch 1768, S. 4.
- 99 P. P. Albert u. M. Wingeroth, Freiburger Bürgerhäuser aus vier Jahrhunderten. Augsburg 1923, S. 256/257.
- 100 StAF, Einnahm- und Ausgab-Bücher der Schaffnei des Klosters Adelhausen 1769–1778, Jg. 1769 und 1770 Ausgab.
- 101 StAF, P VI c2, Protokoll der Wirtschaftsdeputation 1777–1782, S. 81.



- 102 StAF, Städt. Jahresrechnung 1778, Ausgaben Bau (1. 8. 1778) Beilage 1112 und Protokoll 668.
- 103 StAF, Kloster Adelhausen. Rechnungsbuch 1778, Bl. 11 b.
- 104 Archives Municipales de Strasbourg, Corporation de l'Echasse 5. Steltz Gerichts=Memoriale de 1716-1746, o. S.
- 105 wie Anm. 5.
- 106 StAF, Ratsprotokoll - 150 (1748-1749), S. 764.
- 107 StAF, wie Anm. 80 B, S. 41 a.
- 108 DomPFAFR, Ehebuch 1733-1785, S. 292.
- 109 StAF, P III a 1, 55, Fertigungsprotokolle 1761-1766, Bl. 368 a. Dazu: H. Flamm, wie Anm. 84, S. 161.
- 110 StAF, P II 4, Bauamtsprotokolle 1766-1777, No 1767/24.
- 111 StAF, Ratsprotokoll 163 (Mundierte RP 1765-1768), S. 571.
- 112 StAF, Akten Wirtschaften - Hefele, Collektaeneen I.
- 113 Pfarrarchiv St. Martin Freiburg, Totenbuch 1785-1805, S. 37.
- 114 Wie Anm. 14, Necrologium, Bl. 178 a.
- 115 StAF, P III a 1, 60, Fertigungsprotokolle 1788-1793, S. 679.
- 116 H. Ginter, Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock, Die Konstanzer und Freiburger Meister des 18. Jahrhunderts, Augsburg 1930, S. 105. Außerdem: I. Streit, Johann Pfunner - Ein Tiroler Barockmaler im Breisgau, Magisterarbeit Universität Freiburg 1976 (mit Anmerkung von H. Wischermann, S. 100 Nr. 124. - In: Festschrift „St. Bartholomäus Ettenheim“ (200 J.), München 1982). Ebs.: H. Brommer, Bauleute und Künstler am Ettenheimer Kirchenbau des 18. Jahrhunderts, S. 65-67. Ders.: Johann Pfunner, peintre baroque. In: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne nr. 29/1997, p. 3005/3006. Ders.: Der Barockmaler Pfunner und das Elsaß. In: Annuaire Sundgiovienne 1977, S. 118.
- 117 H. Brommer, Barock in Ettenheim: Das „Heilige Grab“ der Stadtpfarrkirche. In: Die Ortenau, Histor. V. f. Mittelbaden 61/1981, S. 103-117.
- 118 StAF, Depositum Stadtarchiv Endingen (StAE), Ratsprotokoll 39 (1754-1765), Bl. 138 b und 139 a.
- 119 H. Brommer, Bau und Kunst. In: Endingen am Kaiserstuhl - Die Geschichte der Stadt. Hrsg. von B. Oeschger und Alemannisches Institut Freiburg 1988, S. 454-457.
- 120 Kath. Pfarramt Endingen, alte Pfarrei St. Peter, Ehebuch 1667-1785, o. S.
- 121 Pfarrarchiv Tannheim/Tirol, Taufbuch 1720-1784, S. 1.
- 122 Wie Anm. 118, Bl. 166 a.
- 123 StAF, StAE, Ratsprotokoll 1710-1734, o. S.
- 124 Pfa Endingen, Taufbuch St. Peter 1747-1785, o. S.
- 125 StAF, StAE, Akten Paket 27, Häuser-Beschreibung zur Feuer-Societaet de Anno 1764, o. S.
- 126 Wie Anm. 118, Bl. 271 b und 272 a.
- 127 StAF, StAE, Kaufprotokoll von anno 1781 bis 1792, Bl. 16 b.
- 128 StAF, StAE, Deputationsprotokolle 1777-1786, Bl. 110 b.
- 129 Generallandesarchiv Karlsruhe, 229/25027, Bl. 33.
- 130 StAF, StAE, Kaufprotokoll von anno 1781 bis 1792, Bl. 88 a, 101 a, 112 a.
- 131 Wie Anm. 130, Bl. 177 a.
- 132 Wie Anm. 99, S. 28-31 mit Abb. 32 und 33.
- 133 DomPFAFR, Ehebuch 1785-1811, S. 97.
- 134 DomPFAFR, Totenbuch 1779-1807, S. 192.
- 135 StAF, Akten Erbschaften-Paket 3 Amann-Amstein, Fasz. Katharina Amannin geb. Kiehnlerin.
- 136 Wie Anm. 134, S. 211. Außerdem: StAF, wie Anm. 14, Bl. 186 a.
- 137 H. Brommer, wie Anm. 119, S. 457-459. Außerdem: StAF, P III al<sup>1</sup> 62 Fertigungsprotokolle 1800-1802, S. 861.
- 138 Pfa Ettenheim, Kirchen Rechnung pro anno 1762, Ausgab Geld für Kirchen Ornat, Schein No. 15.
- 139 Wie Anm. 62, S. 93.
- 140 Wie Anm. 62, S. 104, und Machleid-Chronik II, Bl. III/39.
- 141 StAF, StAE, Akten Paket 34, Stadtrechnung 1774/1775, Bl. 60, Ausgab Geld an sämtl. Handwerksleut / an Bildhauerarbeit.
- 142 Wie Anm. 141, Jg. 1775/1776, Bl. 59.
- 143 StAF, StAE, Deputationsprotokolle 1777-1786, Bl. 51 a.
- 144 Gemeindearchiv Ringsheim, IV/3-139, Heimbürger-Rechnung für 1785, Ausgab-Geld Verbauen. Mitteilung von Hubert Kewitz, Ringsheim.
- 145 GA Ringsheim, IV/3-140. Beilagen zur Heimbürger-Rechnung für 1785, Nr. 48. Mitteilung von Hubert Kewitz, Ringsheim. Vgl. Abbildung der Petrusfigur. In: Bildband „Barocke Landschaft“, hrsg. Histor. Verein f. Mittelbaden, Ortsgruppe Ettenheim 1981, S. 59.
- 146 K. S. Frank, St. Martin als Kloster der Tiroler Franziskanerprovinz. In: Festschrift „St. Martin in Freiburg i. Br.“. Geschichte des Klosters, hg. vom Kath. Pfarramt St. Martin Freiburg, München 1985, S. 66-92.
- 147 H. Brommer, St. Martin, die „zweite Hauptkirche der Stadt“. Ein Beitrag zur Baugeschichte. In: Festschrift „St. Martin in Freiburg i. Br.“, wie Anm. 146, S. 138-262.
- 148 FI. Nothegger, Kunstfertige Mitglieder der Tiroler Franziskanerprovinz im 17. und 18. Jahrhundert. In: Alemannisches Jahrbuch 1971/72, hrsg. vom Alemann. Institut Freiburg, S. 378. Bruder Electus starb am 25. November 1698 in Füssen.
- 149 Wie Anm. 147, S. 156.
- 150 Wie Anm. 147, S. 156/157.
- 151 Wie Anm. 148, S. 352/353.
- 152 Ausstellungskatalog „Barock in Innsbruck“. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Innsbruck/1980, S. 124: Michael Waldmann d. Ä., geboren um 1605 in oder bei Freiburg i. Br., gestorben 25. März 1658 Innsbruck, seit 1645 Hofmaler.
- 153 Mitteilung von Provinzarchivar P. Dr. Florentin Nothegger, Hall/Tirol: P. Roman Eggenstein stammte aus Thaur bei Hall/Tirol. Dort ist noch der Grabstein seiner Familie erhalten, auf dem P. Roman Eggenstein mitabgebildet ist.
- 154 Wie Anm. 147, S. 157.
- 155 K. Motsch, Aus der Baugeschichte der Pfarrkirche St. Martin (Auszug aus „St. Martin zu Freiburg als Kloster und Pfarrei“ von Heinrich Hansjakob, Freiburg 1890). In: Festschrift zum 150jährigen Jubiläum der Pfarrei St. Martin Freiburg i. Br., hrsg. v. Pfarramt St. Martin Freiburg 1935, S. 14.
- 156 Wie Anm. 148, S. 341-346.



- 157 F. Giessler, Die Geschichte des Wilhelmitenklosters  
in Oberried bei Freiburg i. Br./ 1911, S. 84.  
158 Wie Anm. 148, S. 346-350.  
159 Wie Anm. 147, S. 158.  
160 Vgl. Kap. Andreas Hochsing, S. 1-3.  
161 Wie Anm. 148, S. 353-355.  
162 Wie Anm. 147, S. 158.  
163 Wie Anm. 148, S. 362/363.  
164 Wie Anm. 147, S. 158/159.  
165 Wie Anm. 148, S. 368-371.  
166 H. Brommer, Kl. Kirchenführer „Freiburg-St. Cyriak  
und Perpetua“, Schnell Nr. 1216, München 1980,  
S. 6 und 20.  
167 Wie Anm. 147, S. 159.  
168 Wie Anm. 147, S. 159-164.  
169 Wie Anm. 148, S. 357-360.  
170 Wie Anm. 147, S. 161.

- 171 Wie Anm. 148, S. 363-365.  
172 Wie Anm. 148, S. 366/367.  
173 Wie Anm. 148, S. 371-373.  
174 R. Bäumer, Zur Geschichte der Pfarrei St. Martin  
(ab 1785). In: Festschrift „St. Martin in Freiburg  
i. Br.: Geschichte des Klosters, der Kirche und der  
Pfarrei“ München 1985, S. 263 ff.

Anschrift des Autors:  
Hermann Brommer  
Stockbrunnengasse 4  
79291 Merdingen

## Stationen einer Schicksalsreise

Vom ruhelosen Lebensweg des Alfred Döblin

Erst war er Deutscher, dann Franzose. Ein Teil seines Lebens hieß Flucht und nochmals Flucht. Während des großen Krieges starb einer seiner Söhne für Frankreich, ein anderer mußte in der deutschen Armee dienen. Nach Kriegsende kam der Mann abermals nach Deutschland, wollte helfen, wollte aussöhnen. Verbittert ging er wieder weg. Spät kehrte er zurück in sein deutsches Geburtsland, um zu hier sterben. Sein Grab wünschte er in französischer Erde. Er bleibt einer der größten Dichter deutscher Sprache.

### STETTIN, BERLIN

Sein Vater Max Döblin betreibt in Stettin ein Konfektionsgeschäft und eine Zuschneidestube. Der vielseitig begabte Kaufmann weiß zu komponieren, zu dichten und zu zeichnen. Die Mutter, Sophie geb. Freudenheim, gilt als einfache, besorgte und liebevolle Frau. Vier Jungen und ein Mädchen werden den Eheleuten geboren. Das zweitletzte Kind Alfred kommt am 10. August 1878 zur Welt, besucht die Vorschule, tritt ins Realgymnasium ein. Ein wohl-

behütetes Familienleben, das abrupt endet. Im Jahre 1888 macht sich der Vater mit einer jungen Schneidermamsell davon nach Amerika, Armut und Schulden hinterlassend. Der Sohn ruft ihm nach: *Über Nacht hatte er uns alle in Not gestoßen und zu Bettlern gemacht. Er war ein Lump...*<sup>1</sup> Verwandte holen die Familie nach Berlin, wo Alfred zuerst die Gemeindeschule, später wieder die höhere Schule besucht. Mit einiger Mühe besteht er im Jahre 1900 das Abitur. Späterhin hat er im Geiste seine ehemaligen Lehrer zusammengerufen auf die gymnasialen Schulbänke und in der *Gespensersonate* ein imaginäres Tribunal veranstaltet. Da rechnet er ab mit den Professoren und hält ihnen vor, daß die Schuljahre keine schöne, sondern eine lange und recht schwere Zeit gewesen seien.<sup>2</sup>

Von 1900 bis 1905 studiert Döblin Medizin in Berlin und Freiburg im Breisgau. Daneben belegt er philosophische Vorlesungen. Im Juli 1905 promoviert er in Freiburg über ein psychiatrisches Thema, legt die ärztliche Abschlußprüfung mit Prädikat ab. Vom Militär-



Alfred Döblin in französischer Uniform um 1945



The background of the cover is a stylized, monochromatic illustration. The upper portion features sharp, angular mountain peaks, while the lower portion shows wavy lines representing the sea. The entire scene is rendered in a graphic, almost cubist style with strong lines and shading.

**BERGE  
MEERE  
UND  
GIGANTEN**

**ROMAN VON**

**ALFRED DÖBLIN**

dienst wird Döblin zurückgestellt. 1906 findet er Anstellung als Assistenzarzt in der Irrenanstalt Buch in Berlin. Dort lernt er die Krankenschwester Frieda Kunke kennen, es entwickelt sich ein Liebesverhältnis. Im Jahre 1911 wird Döblins nichtehelicher Sohn Bodo geboren, der nach dem frühen Tod der Mutter von seiner Großmutter aufgezogen wird. Im selben Jahre eröffnet Döblin eine eigene Kassenpraxis im Berliner Osten, Frankfurter Allee 194, wo er sich bald zum Nervenarzt spezialisiert. Ende 1914 wird er als Lazarettarzt nach Saargemünd einberufen, im Sommer 1917 an das Seuchenzazarett in Hagenau versetzt. Bei Kriegsende kehrt Döblin nach Berlin zurück und betreibt eine Arztpraxis im Osten der Stadt in der Frankfurter Allee 340. Im Jahre 1931 verlegt er seine Praxis in den Westen Berlins. Bereits im Januar 1912 hatte der junge Arzt die Medizinstudentin Erna Reiss geheiratet. Aus der Ehe gehen die Söhne Peter (1912), Wolfgang (1915), Klaus (1917) und Stefan (1926) hervor. Ebenfalls im Jahre 1912 ist Döblin aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten, seine Kinder werden jetzt protestantisch getauft. Nach einem Urlaub in der Schweiz legen die Döblins am 6. August 1924 einen Zwischenhalt in Baden-Baden ein, sie übernachten im Fremdenheim von Gustav Oehm in der Burgstraße 8.<sup>3</sup>

## DER ALEXANDERPLATZ

Früh zeigt Döblin Interesse an Literatur, schon während Schulzeit und Studium entstehen Manuskripte zu Erzählungen sowie zu philosophischen und zeitkritischen Betrachtungen. Das groteske Schauspiel *Lydia und Mäxchen. Tiefe Verbeugung in einem Akt* kommt 1906 als erste Veröffentlichung heraus.<sup>4</sup> Im Jahre 1913 erscheint *Die Ermordung einer Butterblume*, ein Novellenband beeinflusst von verschiedenen Stiltendenzen, psychiatrisch gefärbt. Der 1915 ausgelieferte Roman *Die drei Sprünge des Wang-lun* schildert den Aufstand einer eigenwilligen Sekte, die das in China herrschende Gotteskaisertum ablehnte. Dieses wegweisende Werk des neuen literarischen Expressionismus beschert Döblin den ersten bedeutenden Publikumserfolg, macht ihn zum bekanntesten Schriftsteller. Die in den nachfolgenden Jahren verfaßten Romane *Wadzeks*

*Kampf mit der Dampfturbine* sowie *Berge, Meere und Giganten* und das Abenteuerbuch *Giganten schlagen ein futuristische Kunstrichtung ein, während sich Döblin mit seinem umfanglichen historischen Roman Wallenstein rückwärts gewandt auf den Weg durch die Wirrungen und Leiden des Dreißigjährigen Krieges macht*. Das im Jahre 1926 erschienene Buch von der *Reise in Polen* berichtet von der beeindruckenden Begegnung des Dichters mit der ostjüdischen Kultur. Im Jahre 1929 legt Alfred Döblin ein Meisterwerk deutscher Prosa vor: *Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf*. Nahe dem Schauplatz hatte Döblin selbst gelebt, in den Arbeitervierteln dieser Gegend hat er die Eindrücke für seinen Roman geholt. In knappen Szenen wird die Geschichte eines aus der Haft entlassenen Mörders mosaikartig zusammengefügt: Voll guter Vorsätze kehrt der Protagonist zurück in die Freiheit, beginnt mit ehrlicher Arbeit, rutscht jedoch wieder ab in ein verbrecherisches Milieu. Bei einer Straftat wird er aus dem Auto gestoßen und verliert einen Arm, seine Freundin wird von einem seiner Kumpane ermordet. Schließlich gerät Biberkopf in die Gefängnisabteilung des Irrenhauses Buch, von wo er einen neuen Start in die Wiedereingliederung wagt: *Er steht zum Schluß als Hilfspolier in einer mittleren Fabrik. Er steht nicht mehr allein am Alexanderplatz. Es sind welche rechts von ihm und links von ihm, und vor ihm gehen welche, und hinter ihm gehen welche. Viel Unglück kommt davon, wenn man allein geht...*<sup>5</sup> Döblins Schilderung der Gebräuche, des Jargons, des Verhaltenskodex innerhalb der stadtkriminellen Subkultur ist von kruder Wirklichkeitsnähe. Und über der Lektüre spürt man, wie der allgegenwärtige, unsichtbare Chronist die Geschehnisse kriminalpsychologisch erfaßt, sozialkritisch hinterfragt. Der Großstadtroman wird zum wichtigsten Erfolg des Schriftstellers. Man hat das Buch vielfach neu aufgelegt, in zahlreiche Sprachen übersetzt, mehrmals verfilmt, auch als Hörspiel gesendet.

Alfred Döblin hat viele Beiträge in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht. Einerseits verfaßt er Erzählungen und Fortsetzungsromane wie den *Schwarzen Vorhang*, der ab 1912 Stück um Stück in Herwarth Waldens



*Sturm* erscheint. Die Monatsschrift *Das Magazin* bringt die Novelle vom Stiftsfräulein und dem Tod. Mehrere literaturwissenschaftliche Aufsätze werden von der *Neuen Rundschau* angenommen. Andererseits tritt er dort 1917 mit einem politisch grundierten Beitrag *Es ist Zeit* für die Ziele der russischen Revolution ein. Ab 1919 schreibt Döblin unter dem Pseudonym *Linke Poot* für die *Neue Rundschau* aktuelle Betrachtungen, beginnend mit der Glosse *Kannibalisches*, im Jahre 1921 beendet er die Reihe dieser tagespolitischen Beiträge. Die meisten werden in diesem Jahre nochmals gedruckt, und zwar in Buchform gesammelt unter dem Titel *Der deutsche Maskenball*.

Die Artikel zu Tagesfragen spiegeln Döblins parteipolitische Einstellung. Durch die materielle Not der Familie nach dem Weggang des Vaters bestimmt, war Alfred schon in der Jugendzeit zum aktiven Sozialisten geworden. Nach 1918/19 stößt er zur USPD, der er bis in die frühen zwanziger Jahre angehört. Im Jahre 1924 tritt er der Gesellschaft der Freunde des Neuen Russland bei. Von 1921 bis 1927 gehört er der SPD an.<sup>6</sup> In seinem 1931 veröffentlichten Manifest *Wissen und Verändern* appelliert er schließlich an die Deutschen, sich einem Sozialismus ohne marxistisches Ideengut zu erschließen. Und mit klaren Worten warnt er in dieser letzten seiner im Vorkriegsdeutschland veröffentlichten Schriften vor der heraufziehenden totalitären Gefahr.

## PARIS, LOS ANGELES

Mit der braunen Machtergreifung droht Döblin Verfolgung wegen seiner konsequenten politischen Haltung wie auch wegen seiner jüdischen Abstammung. Anfang März 1933 begibt er sich in die Schweiz, dort bald nach Zürich,

gefolgt von seiner Frau und dem Sohn Wolfgang. Die drei anderen Söhne verbleiben zwecks Abschluß der Berufsausbildung noch einige Zeit in Deutschland. Im Zuge der nationalsozialistischen Bücherverbrennung im Mai 1933 werden Werke Döblins Opfer der Flammen. Im Herbst 1933 kann die Familie nach Paris übersiedeln, Döblin befaßt sich mit literarischen Arbeiten. Im Jahre 1936 wird dem Dichter, seiner Frau sowie den Söhnen die französische Staatsbürgerschaft verliehen. Durch Vermittlung des Germanisten Robert Minder findet Döblin im Jahre 1939 Beschäftigung im französischen Informationsministerium.

Am 1. September 1939 beginnt der Zweite Weltkrieg, am 10. Mai 1940 rücken deutsche Truppen in Frankreich ein. Für die Familie Döblin beginnt eine angstvolle Irrfahrt: Frau Döblin reist mit Stefan und wenig Handgepäck nach Le Puy, während sich Döblin mit seiner Dienststelle aus Paris absetzt nach Cahors. Von dort macht er sich allein auf den Weg nach Le Puy und erfährt, seine Frau sei abgereist in Richtung Bordeaux. Da er nichts Näheres über ihren Verbleib weiß, findet er vorläufige Unterkunft in einem Flüchtlingslager in Mende im Departement Lozère. Verzweifelt



Raymond Schmittlein, Chef der Direction de l'Education Publique

sucht der Glaubenslose immer wieder die alte Kathedrale Saint Pierre auf, sinniert lange vor dem Kruzifix:<sup>7</sup> *Er ist der Ruf, der uns von den beiden Abgründen zurückreißt, zwischen denen unsere Existenz verläuft: zwischen dem, der in den Sumpf des kreatürlichen Vegetierens fährt, und dem der Verzweiflung.* Dank günstiger Umstände finden Alfred, Erna und der Sohn Stefan schließlich Mitte Juli wieder zusammen in Toulouse. Nichts ahnen sie vom tragischen Schicksal des Sohnes Wolfgang (Vincent): Versprengt von seiner Einheit hat der französische Soldat in dem Vogesendorf Houseras den Tod von eigener Hand gesucht, um nicht in die Hände der Deutschen zu fallen.<sup>8</sup> Der Sohn Klaus (Claude), ebenfalls französischer Soldat, überlebt den gesamten Krieg in Frankreich und der Schweiz. Die Eheleute Döblin und ihr Sohn Stefan aber erhalten dank der Bemühungen des bereits in Amerika lebenden Sohnes Peter Ausreisevisen in die USA. Über Marseille und Spanien gelangen sie nach Lissabon, wo sie sich am 3. September 1940 einschiffen und sechs Tage später in New York eintreffen. Sie reisen weiter nach Los Angeles, wo Döblin bei einer Filmgesellschaft eine Anstellung findet. Die Familie mietet in Hollywood eine Wohnung. Alfred Döblin nimmt Verbindung auf zu deutschen Emigranten wie Lion Feuchtwanger, Peter Lorre, Heinrich und Thomas Mann, Franz Werfel. Als sein Arbeitsvertrag ausläuft, erhält Alfred Döblin finanzielle Zuwendungen und kann seine eigene schriftstellerische Tätigkeit fortsetzen. Im November 1941 tritt er mit seinen Angehörigen zum katholischen Glauben über. Am 14. August 1943 findet aus Anlaß von Döblins 65. Geburtstag in Santa Monica eine Feier statt, zu der zahlreiche Gäste zusammenkommen. Heinrich Mann hält die Festansprache.

Unbeirrbar hat Alfred Döblin während der Jahre der Vertreibung weitergeschaffen an seinem literarischen Werk. Allzeit bleibt er der überkommenen Sprachwelt treu, so sehr ihm der Austausch mit der Leserschaft nunmehr abgeht. Der Schriftsteller gesteht, daß er nicht in das Innere der französischen Sprache einzudringen vermochte und daß er die englische Sprache nur unvollkommen sprach und verstand.<sup>9</sup> Erste Veröffentlichung während der Emigration wird 1933 die beim Querido Verlag

in Amsterdam publizierte Betrachtung über *Jüdische Erneuerung*, gefolgt von dem Roman *Babylonische Wandrung oder Hochmut kommt vor dem Fall*, der mit einer Auflage von 6000 Exemplaren 1934 herauskommt. Es ist die Fabel von einem vertriebenen orientalischen Gott, der durch eine mit allerlei Einsichten gepflasterte Weltgeschichte ziehen muß – die ahasverische Reise des heimatlosen Autors symbolisierend.<sup>10</sup> 1935 veröffentlicht Döblin *Pardon wird nicht gegeben*, die Lebensgeschichte einer ländlichen Familie, die sich mitten in die gefühlkalte Industriegesellschaft versetzt sieht. 1937/38 erscheinen im Querido Verlag die beiden ersten Bände der Trilogie *Land ohne Tod*. Der ergänzende dritte Band sollte erst zehn Jahre später folgen. In diesen Bänden schildert der Dichter die Greuelthaten der spanischen Konquistadoren, ihre ungeheuerlichen Verbrechen an dem Volk der arglosen Indios und das Eintreten des Dominikanerpaters Las Casas, der furchtlos für die Menschenrechte der südamerikanischen Indianer streitet. Gleichnishaft will Döblin damit die Untaten des Naziregimes anprangern. Ein merkwürdiges Zusammentreffen: In Deutschland schuf im Jahre 1938 der aus Baden-Baden stammende Schriftsteller Reinhold Schneider das dichterische Gegenstück mit seinem Werk *Las Casas vor Karl dem V.*, durch das er mitten in Deutschland die Methoden der Ausgrenzung und Verfolgung jüdischer Mitbürger zu entlarven suchte.<sup>11</sup> Döblin hat während der Jahre in den Vereinigten Staaten weitergearbeitet an seinem schon in Frankreich begonnenen Romanwerk über die deutsche Revolution vom November 1918, weiterhin die Erzählung *Der Oberst und der Dichter* sowie den ersten Teil seines Erinnerungsbuches *Schicksalsreise* niedergeschrieben.

## BADEN-BADEN

Kurz nach Kriegsende sinnt der Emigrant auf Rückkehr nach Europa. Er nimmt den Faden auf zu den Freunden im Pariser Ministère de l'Éducation, von dort sagt man ihm eine Stellung zu bei der französischen Besatzungsverwaltung in Deutschland. Mitte Oktober 1945 trifft Döblin mit seiner Frau in Le Havre ein. Nach Zwischenhalt in Paris reist der Dichter allein weiter nach Baden-Baden, zwischenzeit-



lich Hauptsitz der französischen Besatzungsmacht. Hier ist der Dichter fortan der Zivilverwaltung zugeteilt. Zu seinen ersten Eindrücken auf deutschem Boden gehört der zerstörte Bahnhof von Baden-Oos. Mit der Stichbahn fährt er in die Innenstadt: *Der Kurort, in dem ich nun wohne, Baden-Baden, steckt voller Menschen, aber es sind keine Kurgäste . . . Der*

*Anblick der Straßen wirkt nicht erhebend. Es ist Kriegsende. Waffenstillstand, Krieg und Niederlage werden sich noch auswirken. Die Armut ist noch nicht ganz sichtbar. Die Läden sind größtenteils geschlossen, und wenn sie offen sind, haben sie nichts in den Auslagen und sehr wenig zu verkaufen. Alfred Döblin ist gekommen, um zu helfen.<sup>12</sup> Erste Unterkunft*



*Das Hotel Bischoff, Döblins erste Bleibe in Baden-Baden*

findet der Ankommende in der gegenüber dem Friedrichsbad gelegenen Pension Bischoff am Römerplatz 2, wo er das Zimmer Nr. 17 bewohnt. Der Pensionsinhaber erinnert sich noch viel später an den ruhigen und ordentlichen Bewohner, mit dem man sich in dem damals von den Franzosen beschlagnahmten Hause wenigstens auf Deutsch verständigen konnte.<sup>13</sup> Als im Juni 1946 Erna Döblin eintrifft, bezieht man eine bescheidene Zweizimmerwohnung draußen in der Weststadt im Erdgeschoß des Hauses Schwarzwaldstraße 6 bei Familie Lienhardt. Um jene Zeit leben die Menschen in der überfüllten Zonenhauptstadt Baden-Baden auf engem Raum beisammen. Nach einer wohl überhöhten französischen Schätzung sollen Ende 1945 etwa 44 000 Besatzer gegenüber 31 000 deutschen Einwohnern gezählt worden sein. Jedenfalls kann davon ausgegangen werden daß sich zu jener Zeit etwa ebenso viele Franzosen wie Deutsche am Ort aufgehalten haben.<sup>14</sup>

Das Dienstzimmer des Dichters befindet sich zuerst im Hotel Badischer Hof am Hindenburgplatz, später in einer Dachstube der Villa Stephanie in der Schillerstraße. Seine Dienststelle, die Direction de l'Education Publique, wird von Raymond Schmittlein<sup>15</sup> geleitet. Sie befaßt sich mit Schulwesen, Hochschulen, Jugend und Sport, Kunst sowie Zensur. Eine Unterabteilung bildet das Bureau des Lettres, das Döblin anvertraut ist. Er ist zuständig für literarische Veröffentlichungen jeder Art auf deutscher Seite. Döblin bezeichnet sich als Lektor, räumt zugleich ein, daß er auch Zensur lesen muß. Dabei ist er sicherlich von guten Absichten geleitet: *Gejätet wird, was den Militarismus und den Nazigeist fördern will . . . So habe ich mich denn daran gemacht, Schriftsteller und Intellektuelle zu einer Gruppe zusammenzuführen, um mit ihr gegen die herrschende Indifferenz und gegen die gefährlichen Rückstände zu kämpfen.*<sup>16</sup>

Es beginnt damit, daß der zurückgekehrte Autor versucht, mit einzelnen Literaten der Region ins Gespräch zu kommen. Frühe Kontakte knüpft er zu dem politisch unbelasteten Baden-Badener Stadtchronisten Heinrich Berl.<sup>17</sup> Ihm schreibt Döblin am 9. November 1945, also bereits zwei Wochen nach seiner Ankunft:<sup>18</sup> *... Ich möchte mich ganz allge-*



Der Baden-Badener Schriftsteller Heinrich Berl

*mein mit Ihnen unterhalten und informieren lassen. Mein Büro ist im Badischen Hof, Büro, 41 (serv d. lettres), ich bin ab 9-12, u. 1/2 3 bis 6 da. Könnten Sie vorbeikommen. Ergebnis Alfred Doeblen.* Zu Berl und seiner Familie entwickelt sich rasch ein freundschaftliches Verhältnis ebenso wie zu einer ganzen Reihe weiterer deutscher Schriftsteller wie etwa Theodor Heuss und Reinhold Schneider. Im Sanatorium Quisisana in der Bismarckstraße 19, dessen Leiter Dr. Max Hedinger den Dr. Döblin ärztlich betreut, hält dieser seine erste Lesung in deutscher Sprache.<sup>19</sup> Distanter ist das Verhältnis zu dem Baden-Badener Romancier Otto Flake. Der beanstandet, daß Döblin den Schriftstellerkollegen in der Uniform eines Obersten des Okkupanten gegenüber trete.<sup>20</sup> Döblin hat indes keinen Offiziersrang inne, er ist nicht Soldat der französischen Armee. Er besitzt vielmehr die Funktion eines zivilen Angestellten der Militärverwaltung mit der Bezeichnung *Chargé de Mission*.<sup>21</sup> Zwecks Abgrenzung von der Bevölkerung hat man diese *Administra-*



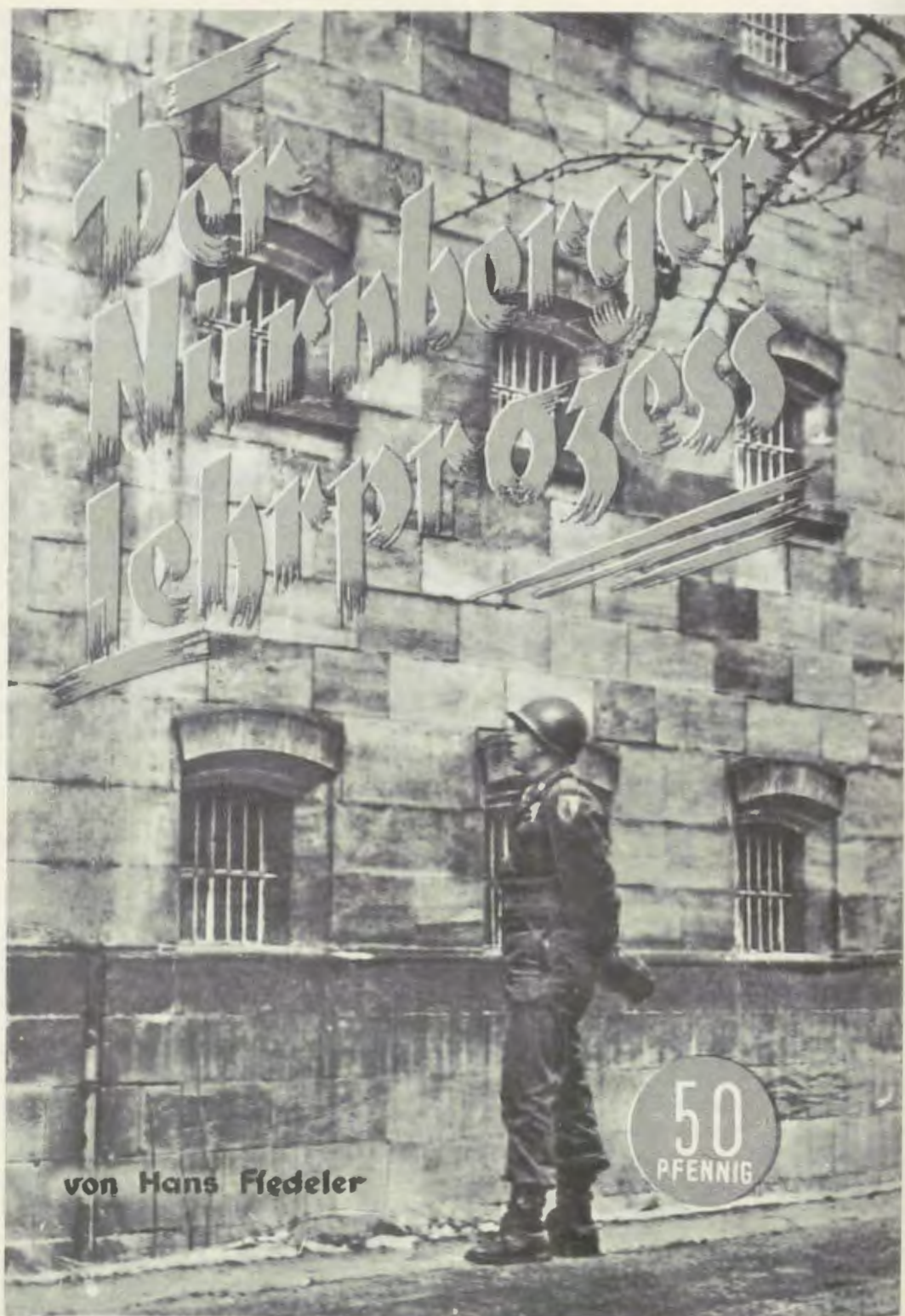


*Das Hotel Brenner als Sitz des französischen Oberkommandos um 1945/46*

teurs der Besatzungsverwaltung allesamt in Uniformen gesteckt und je nach Gehaltsklasse mit verschiedenen Schulterabzeichen in Rosettenform versehen, selbst die Sekretärinnen tragen Uniformen. Nach wenigen Jahren sind diese Uniformen der Verwaltungsangestellten einer unauffälligeren Zivilkleidung gewichen.

Im Jahre 1946 gründet der Dichter die Kulturzeitschrift *Das Goldene Tor* und wird deren Chefredakteur. Der Name soll daran erinnern, wie das Schiff auf der Flucht nach Amerika einfuhr durch das Golden Gate in die Bucht von San Francisco, in den Hafen der Freiheit. Im Geleitwort zum ersten Heft erklärt der Herausgeber programmatisch:<sup>22</sup> *Wir werden in diesen Blättern alles tun, was wir vermögen, einmal um den Realitätssinn im Land zu stärken, auch die Gewissen aufzurufen und Mut einzuflößen und das andere Mal auf die eine große*

*Realität, die uns als nächste Aufgabe zugefallen ist, hinzuweisen: für die menschliche Freiheit und die Solidarität der Völker zu kämpfen...* Das Literaturmagazin erwirbt in den frühen Nachkriegsjahren beträchtliches Ansehen. Die Auflage beträgt in den ersten beiden Jahren etwa 25 000 Exemplare, nach der Währungsreform kauft eine verbliebene treue Leserschaft 3500 Nummern einer jeden herauskommenden Ausgabe.<sup>23</sup> Die Edition der Hefte wird von Anbeginn bis zum Ende des Erscheinens im Jahre 1951 durch die französischen Behörden gefördert.<sup>24</sup> Literaten von Ruf melden sich in den Heften zu Wort wie Bertold Brecht, Lion Feuchtwanger, Otto Flake, Wilhelm Hausenstein Hermann Kasack, Annette Kolb, Ilse Langner, Heinrich Mann, Reinhold Schneider und viele andere mehr. Dem Autor Schneider fühlt sich Döblin besonders verbun-



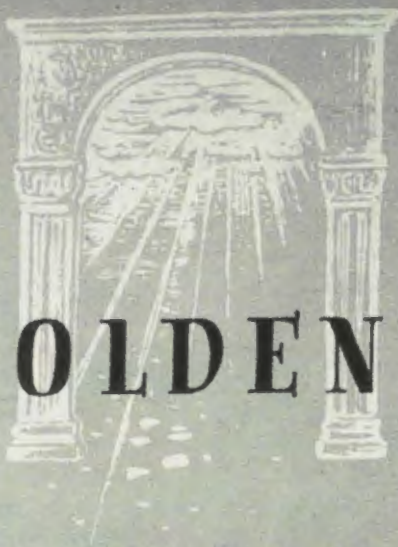
*Unter Pseudonym verfaßte Schrift Döblins von 1946*



den. Im November 1947 besucht er mit seiner Frau Erna den katholischen Schriftsteller in seiner Freiburger Wohnung, die in Glaubensfragen Gleichgesinnten führen ein langes Gespräch. In der Folgezeit tauschen sie ihre jeweiligen Buchveröffentlichungen aus und wechseln Briefe. Schneider übernimmt es, Döblins Schrift vom unsterblichen Menschen zu rezensieren.<sup>25</sup> Umgekehrt hat sich Döblin, als Schneider aus christlicher Gewissensnot gegen eine deutsche Wiederbewaffnung protestiert, mutig neben den bedrängten Mahner gestellt:<sup>26</sup> *Schlimm ist es und drückt mich sehr nieder, daß und wie katholische Kreise an dieser Sache teilnehmen. Es überrascht ich nicht, aber es zeigt wieder einmal, daß es eine Christenheit in Deutschland gibt, jedoch was das Christentum anlangt* –. Im Jahre 1947 gründet Döblin in Lahr zusammen mit einer Gruppe von Schriftstellern aus der Region den Verband südwestdeutscher Autoren, Otto Flake übernimmt das Amt des Präsidenten. Ab 1946 hält der Dichter in der in Baden-Baden neu geschaffenen Sendeanstalt Südwestfunk Rundfunkvorträge. Neben Einzelinterviews redet er regelmäßig in den Sendereihen *Kritik der Zeit* und *Aus Literatur und Wissenschaft*. In allgemein verständlichem Plauderton spricht der Autor die Radiohörer an auf große und kleine weltpolitische Fragen wie die Lebensmittelknappheit, den Ost-West-Konflikt, die Präsidentenwahlen in USA, auf Eindrücke beim PEN-Kongreß in Venedig oder den Theaterdichter Gotthold Ephraim Lessing.<sup>27</sup> Dabei versucht der Sprecher, unmerklich erzieherisch auf seine soeben den Denkmustern des Dritten Reiches entronnene Zuhörerschaft einzuwirken, ihr die demokratische Idee näher zu bringen. Späterhin gewichtet Döblin seine Beiträge weniger politisch, literarische Aspekte rücken in den Vordergrund. Nach einigen Jahren wird Döblins Sendezeit beschnitten und auf späte Tagesstunden verlegt, 1952 muß er gänzlich aus dem Programm weichen.

Bereits vom Jahre 1945 an sorgt die Besatzungsverwaltung für ein reichhaltiges französisches Theaterprogramm. Schauspielensembles aus Paris und anderen Städten gastieren in Baden-Badens Kleinem Theater am Goetheplatz oder im Großen Bühnensaal der Kurhauses (heute Benazetsaal). Sie spielen Stücke von

Balzac, Claudel, Corneille, Giraudoux, Marivaux, Musset, Obey oder Sartre. Die Ballets des Champs-Élysées und von Jean des Arts Paris verzaubern die Bühne, der junge Sänger Yves Montand bestreitet einen ganzen Abend mit seinen melodischen Chansons. Häufig bemerkt man in der Proszeniumsloge oder in einer der vorderen Sitzreihen einen untersetzten weißhaarigen Mann in Franzosenuniform, er trägt eine Brille mit starken Gläsern. Zuweilen begleitet ihn eine größere grauhaarige Frau. Bald hat es sich unter den Zuschauern herumgesprochen: Es sind die Eheleute Döblin, die früher in Berlin gelebt haben sollen.<sup>28</sup> In jenen Nachkriegsjahren kann Döblin die Verbindung erneuern zu seinem nichtehelichen Sohn Bodo Künke. Der hatte während des Krieges zwei Jahre in der deutschen Wehrmacht Dienst leisten müssen, nach Kriegsende trat er in die hessische Polizei ein und stieg auf bis zum Polizeidirektor. Wiederholt hat Alfred Döblin die Familie dieses Sohnes und seinen Enkel Stefan in Wiesbaden aufgesucht. Für den Administrateur Döblin aber geht im Februar 1948 die Dienstzeit aus Altersgründen zu Ende. Ein Pensionsanspruch steht ihm nicht zu, so verbleibt er auf Grund einer vertraglichen Vereinbarung in der Direction de l'Éducation Publique mit der Sonderaufgabe, die Kulturzeitschrift weiterhin zu redigieren. Einem Bekannten teilt er mit: *Ich sitze immer noch in demselben Büro der Villa Stéphanie, das Sie kennen. Es gibt ja hier keine Zensur mehr, so daß ich mich nur mehr mit der Herausgabe des „Goldenen Tors“ beschäftige . . . Ich selbst bin seit dem 1. 4. 48. nicht mehr Administrateur, ich habe mit meinen 70 weit die Altersgrenze überschritten, ich bin tätig als freier Schriftsteller, beschäftigt bei der Education Publique von Schmittlein . . .*<sup>29</sup> Am 30. August 1948 findet im Kleinen Theater von Baden-Baden eine Feierstunde statt aus Anlaß des 70. Geburtstages von Alfred Döblin. Zu der Veranstaltung haben der Verband südwestdeutscher Autoren, die Direction de l'Éducation Publique, der örtliche Kulturrat, die Katholische Arbeitsgemeinschaft, die Bäder- und Kurverwaltung und der Paul-Kepler-Verlag geladen. Eingangs verliest Directeur Schmittlein eine Glückwunschkarte des französischen Armeegenerals König, in der Festansprache schildert sodann Jesuitenpater Gorski



# DAS GOLDENE TOR

MONATSSCHRIFT FÜR LITERATUR UND KUNST

Herausgeber: Alfred Döblin

*Aus dem Inhalte*

- LILLO EBEL: . . . . . Die italienische Kultur  
ALBERTO MORAVIA: . . . . . Das Krokodil, Erzählung  
ALBERTO SAVINIO: . . . . . Das Mutterklavier, Erzählung  
EUGENIO MONTALE: . . . . . Gedichte  
LEE VAN DOWSKI: . . . . . Gauguin als Schriftsteller  
RICHARD GABEL: . . . . . An die ferne Geliebte

3

*Jahrgang 3*

1948

ERLAG VON MORITZ SCHAUBURG & LAHR



den Schicksalsweg des Jubilars. Abschließend spricht Alfred Döblin: *Ich sehe in allen Ländern nur den Menschen. Und eines Tages – das ist mein innigster Wunsch – werden wir alle Europäer sein.*<sup>30</sup> Gleichzeitig haben die Schriftstellerfreunde eine Festschrift vorbereitet, zu der Reinhold Schneider ein Gedicht beisteuert mit den Anfangszeilen:<sup>31</sup> *Wohl dem, der durch die Bitterkeit der Jahre / Das Herz gewahrt und reicher heimgekehrt!*

Das verkleinerte berufliche Arbeitsfeld erlaubt dem Schriftsteller, sich verstärkt seinen eigenen Werken zuzuwenden. Doch er war schon seit der Rückkehr nach Deutschland nicht untätig geblieben. Im Jahre 1946 erscheint unter dem Pseudonym *Hans Fiedeler* eine Broschüre mit dem Titel *Der Nürnberger Lehrprozeß*, in der sich Döblin mit dem Entstehen des Nationalsozialismus und deutscher Schuld auseinandersetzt. Das Kriegsverbrechertribunal soll Strafe für die einen, zugleich aber Warnung an alle bedeuten: *Die friedlichen Völker verlangen solches Gericht, und daß es bestehen bleibt, um sie gegen Angreifer, verantwortungslose Machthaber und Gewaltherren zu schützen.*<sup>32</sup> Im Jahre 1946 erscheinen im Verlag Karl Alber zwei Monographien, nämlich die noch in Kalifornien abgeschlossene Erzählung *Der Oberst und der Dichter* oder *Das menschliche Herz* sowie das Religionsgespräch *Der unsterbliche Mensch*, in dem der Autor seine christliche Glaubensüberzeugung offenbart und verteidigt. Wegen dieses Buches gibt es einen innerbehördlichen Schriftwechsel: Unter dem 20. Januar 1948 wendet sich der Schriftsteller an den Directeur Général des Affaires Administratives Sabatier und bittet um Zuteilung von Druckpapier für weitere Auflagen seiner Schriften *Der unsterbliche Mensch* und *Die drei Sprünge des Wang-Lun*. Döblin hebt darauf ab, daß seine Bücher in Deutschland 1933 verbrannt und danach nicht mehr gedruckt worden seien. Er könne daher heutzutage nicht behandelt werden wie andere Autoren, die unter dem Naziregime veröffentlichten und verdienen konnten.<sup>33</sup> Dieser Aktenvorgang beweist, daß der für deutschsprachige Literatur verantwortliche Amtsträger sich keineswegs selber Papierkontingente zuteilen konnte, sondern auch für seine eigenen Manuskripte den üblichen Dienstweg einzuhalten

hatte. Im Laufe des Jahres 1948 bringt Döblin das Erzählbändchen *Heitere Magie* heraus, illustriert mit beschwingten Federzeichnungen des Baden-Badener Künstlers Bargatzky.<sup>34</sup> In der Zeit 1948–1950 erscheint das dreibändige Erzählwerk *November 1918. Eine deutsche Revolution*, an dem der Autor schon vor und während des Zweiten Weltkrieges gearbeitet hatte. Eine Veröffentlichung des ersten Bandes *Bürger und Soldaten* (eine frühe Fassung erschien 1939 in Amsterdam) untersagt die französische Besatzungszensur 1947 ihrem Mitbürger, er behilft sich mit einem unverfänglichen Einleitungsband. Erst nach Döblins Tod sollte eine komplette Ausgabe der Roman-Chronik auf den Büchermarkt kommen. Bei Darstellung des Revolutionsgeschehens meistert der Schriftsteller Szenen von aufrüttelnder Realität wie etwa den Bericht von der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts. Im Jahre 1949 verzeichnet die *Schicksalsreise*, deren Niederschrift bereits in den USA begann und erst in Baden-Baden abgeschlossen wurde, die durchlebte Odyssee des verfolgten Dichters. Döblins letzter Roman *Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende* erzählt von dem amerikanischen Kriegsteilnehmer Edward, der, auf einem Kreuzer beim Angriff eines japanischen Kamikaze-Fliegers verletzt, sein Gedächtnis verloren hat. Im Spannungsfeld einer aufdeckungsbereiten Umwelt gelingt es, innere Barrieren abzubauen und so den Verletzten sein verschüttetes Ich wiederfinden zulassen. *Eine Art psychoanalytischen Roman* nennt der Autor sein Werk, das am Einzelfall ein Zeitproblem aufzeigt: Die Verarbeitung und Verdrängung grausamer Kriegserlebnisse. Der Roman kann erst im September 1956 in einem DDR-Verlag erscheinen, nachdem Döblin das Schlußkapitel umgeschrieben hatte. Im darauffolgenden Jahr erscheint eine Lizenzausgabe in der Bundesrepublik.

Bei der Wirkungsgeschichte Döblinschen Spätwerks muß gesehen werden, daß bis zur Währungsreform 1948 angesichts von Warenmangel und Geldwertverlust eine unbegrenzte Kauflust bestanden hat, wo nahezu jedes Druckwerk Abnehmer fand. Nach Wiederherstellung geregelter Marktverhältnisse im Sommer 1948 sind nicht nur Döblins Schriften schwer verkäuflich geworden – das Publikum

A L F R E D D O B L I N

# HEITERE MAGIE





wendet sich nun neuen, bislang kaum zugänglichen Autoren zu. Von Döblins Neuerscheinungen ist im wesentlichen nur den Büchern über die Revolution von 1918 und dem Roman *Hamlet* ein anhaltender Erfolg beschieden, ebenso natürlich den weiteren Auflagen des Klassikers über den Berliner Alexanderplatz aus den zwanziger Jahren. Döblin klagt gleichwohl:<sup>35</sup> *... und meine Produktion: Herder läßt „November 1918“ verramschen, Neues von mir wird refüsiert, auch mein „Hamlet“ – so bin ich am Ende wieder Emigrant.*

## MAINZ, PARIS

Am 9. Juli 1949 gründet eine Gruppe von Gelehrten und Dichtern in Worms die Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Sie gliedert sich in eine naturwissenschaftliche, eine geistes- und sozialwissenschaftliche und eine literarische Klasse. Jede der Klassen soll höchstens 25 Mitglieder umfassen. Zum Sitz der Akademie, die den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts erhält, wird Mainz bestimmt. Der Bereich Literatur will wirksam werden durch Herausgabe einer Schriftenreihe, akademische Vorträge, Förderpreise und die Belegung von Kontakten zwischen in- und ausländischen Schriftstellerkollegen. Der Akademieklasse gehören unter anderen Wilhelm Hausenstein, Hans Henny Jahn, Erich Kästner, Hermann Kasack, Annette Kolb, Reinhold Schneider und Frank Thieß an. Alfred Döblin wird zum Vizepräsidenten gewählt, wobei er zugleich die französische Kulturbehörde vertritt.<sup>36</sup> Im Oktober verlegt die Direction Générale des Affaires Culturelles ihren Sitz nach Mainz. Döblins Dienstzimmer befindet sich nunmehr im Centre Mangin in Mainz-Gonsenheim. Von dort koordiniert er die Herausgabe seiner Kulturzeitschrift. Einem Bekannten teilt er mit: *Ja, wir sind mit Sack und Pack nach Mainz übergesiedelt, die Büros in eine Kaserne vor der Stadt, mühsam zu erreichen, kahle Räume, aber in Bezug auf die Privatwohnung haben wir uns verbessert und unsere Adresse lautet jetzt: Mainz, Philippchanze 14.*<sup>37</sup> Die Mainzer Zeit bringt zahlreiche Begegnungen mit Schriftstellern aus ganz Deutschland, Sitzungen und Vorträge innerhalb und außerhalb der Akademie, Teil-

nahme an Tagungen beispielsweise des PEN-Zentrums und schließlich die Fortführung eigener schriftstellerischer Arbeiten.

Doch nun meldet sich Krankheit. Es beginnt mit einem Augenleiden, das 1951 eine Staroperation erfordert. Im September 1952 erleidet der Dichter in seinem Dienstzimmer einen Herzinfarkt, nahezu vier Monate liegt er im Mainzer Krankenhaus. Ende April 1953 verwirklicht Döblin den schon länger gehegten Plan, mit seiner Frau nach Paris zurückzukehren, wo er im Hause 31 Boulevard Grenelle eine Wohnung erworben hat. Enttäuscht kehrt der Dichter seinem Geburtsland erneut den Rücken: *Ja, wir werden dieses Land verlassen, und das Ganze sollte keine Heimkehr sein, das wurde mir nicht gegeben, es wurde ein verlängerter Besuch. Es ist geblieben, wie es war. Ich finde hier keine Luft zum Atmen. Es ist nicht Exil, aber etwas, was daran erinnert. Nicht nur ich, sondern meine Bücher haben es auch erfahren: im Beginn mit einem unwahren Freudengeschrei begrüßt, blieben sie zuletzt verhungert liegen.*<sup>38</sup> Mitte Februar 1954 wird der Schriftsteller wegen fortschreitendem Parkinsonismus in Verbindung mit Halswirbel- und Rückenmarkserkrankung in die Universitätsklinik Freiburg verbracht. Den mehrmonatigen Krankenhausaufenthalt unterbricht im April eine Erholungskur bei Hedingers im Sanatorium Quisisana in Baden-Baden. Ende Juli kann sich Döblin zur Nachkur ins Kurhaus Friedenweiler, sodann ins Kurhaus Höchenschwand begeben. Im Oktober verleiht die Mainzer Akademie dem inzwischen nach Paris Zurückgekehrten ihren mit 10 000 Mark dotierten Literaturpreis. Im Frühjahr 1955 muß Döblin wiederum die Freiburger Klinik aufsuchen, es folgt ein Kuraufenthalt in Höchenschwand. Im Februar 1956 macht eine schwere Gastritis die Überführung von Paris nach Freiburg notwendig, anschließend pflegerische Betreuung im Sanatorium Wiesneck in Buchenbach bei Freiburg. Der Kranke klagt, täglich verbringe er einige Stunden in einem Sessel, mache mühsam rechts und links gestützt einige Schritte im Raum, liege dann wieder einige Zeit. Finger und Hände hätten sich versteift, er könne kein Buch halten, weshalb man ihm vorlesen müsse. Er komme kaum aus dem Zimmer heraus, vom Fenster aus betrachte er die Bäume und Vögel.<sup>39</sup>



Grab von Vincent (Wolfgang), Alfred und Erna Döblin in Housseras/Vogesen

## EMMENDINGEN, HOUSSEAS

Döblins Krankheitsbild verschlimmert sich, eine Besserung ist kaum zu erhoffen. Ein befreundeter Arzt, der Döblin einige Wochen vor dem Tode trifft, sieht ihn voller Mut und mit großem metaphysischem Drang um Neues bemüht. Ja, er nimmt fast an, daß der Patient jeglichen Sinn für Krankheit und Tod noch nicht wahrhaben wolle.<sup>40</sup> Am 1. Juni 1957 wird der Schwerkranke in recht hilflosem Zustand vom Sanatorium Wiesneck in das Psychiatrische Landeskrankenhaus Emmendingen verlegt. Er merkt dazu an, daß er seine Laufbahn als Anstaltsarzt begonnen habe und sie auch so abschließen könne. In der Emmendinger Anstalt verstirbt Alfred Döblin am 26. Juni 1957 gegen 12 Uhr mittags im Beisein seiner Ehefrau Erna.<sup>41</sup> Zwei Tage später wird er auf dem Friedhof des entlegenen Vogesendorfes Housseras beigesetzt neben seinem dort begrabenen Sohn Vincent (Wolfgang). Auf dessen Grab steht die Inschrift *Mort pour la France*. Und keine drei Monate später findet Erna Döblin nach ihrem Freitod letzte Ruhe in der einsamen Grabstätte.

Aus deutscher Sicht kommt Alfred Döblin zweifache Bedeutung zu. Einmal ist da der Dramatiker, Epiker, Essayist und Romancier, dessen eigene Werke zur unvergänglichen Literatur des 20. Jahrhunderts zählen. Auf der anderen Seite ist da der Mensch, der in das Land bitterer Verfolgung zurückkehrt, um den Geschlagenen zu helfen. Hier hat er, seine Person hintanstellend, als Kulturbeauftragter nach 1945 den geistigen Wiederaufbau im Südwesten maßgeblich mitgestaltet.

### Anmerkungen

- 1 Alfred Döblin, *Ausgewählte Werke in Einzelbänden, Autobiographische Schriften und letzte Aufzeichnungen*, Erster Rückblick, Olten und Freiburg, 1980, S. 47; Alfred Döblin, *Im Buch. Zu Haus. Auf der Straße*. Marbach 1998, S. 26.
- 2 *Werke* (Anm. 1), *Autobiographische Schriften*, S. 66.
- 3 *Ausstellungskatalog Alfred Döblin 1878–1978 des Dt. Lit.-Archivs Marbach*, 3. Aufl. 1979, S. 25.
- 4 Übersicht über die Monographien bei Gero von Wilpert/Adolf Gühring, *Erstausgaben deutscher Dichtung*, 1967, S. 228. Einen Überblick über sämtliche Veröffentlichungen kann der vorliegende Beitrag nicht geben.



- 5 Alfred Döblin, Berlin Alexanderplatz, 31.–40. Aufl. 1930, S. 527.
- 6 Klaus Schröter, Alfred Döblin, 1978, S. 84.
- 7 Alfred Döblin, Schicksalsreise, 1. Aufl. 1949, S. 214, vgl. a. S. 127, 182.
- 8 Roger Bruge, Les combattants du 18 juin, Tome 3: L'Armée broyée, 1987, S. 15.
- 9 Schicksalsreise (Anm. 7), S. 139, 361; Erich Kleinschmidt in BadBiogr NF II, 1987, S. 69.
- 10 Robert Minder, Dichter in der Gesellschaft, 1972, S. 199.
- 11 Reiner Haehling von Lanzenauer, Reinhold Schneider Blätter 1990, Heft 16, S. 111.
- 12 Schicksalsreise (Anm. 7), S. 400, 401.
- 13 Mitteilung von Herrn Edgar Epple (1905–1990) vom 22. 3. 1990.
- 14 Marc Hillel, L'Occupation Française en Allemagne 1945–1949, Paris 1983, S. 183.
- 15 Manfred Bosch, Der Neubeginn. Aus deutscher Nachkriegszeit. Südbaden 1945–1950, 1988, S. 264; Porträt in: Claude Albert Moreau/Roger Jouanneau-Irriera, Présence Française en Allemagne, 1949, vor S. 185.
- 16 Werke (Anm. 1), Autobiographische Schriften, S. 495.
- 17 1896–1953, vgl. a. Bad. Biogr. NF I, S. 44.
- 18 BadLandesbibl. Karlsruhe, Handschriftenabt., Döblin K 3072.
- 19 Schreiben von Annie Hedinger an Hans-Peter Gerlach, ohne Datum, ersichtlich aus dem Jahre 1980, Literarische Gedenkstätten Baden-Baden – Otto-Flake-Archiv – Band Jubiläen: Döblin hat seine erste Vorlesung in deutscher Sprache als französischer Offizier in meinem Haus gehalten, ich kannte ihn schon von Berlin her und er war gleich bei seinem Einzug in Baden-Baden Patient und Gast in unserem Haus ...
- 20 Otto Flake, Es wird Abend, 1960, S. 552, 553.
- 21 Alexandra Birkert in: Franz Knipping und Charles le Rider (Hrsg.), Frankreichs Kulturpolitik in Deutschland, 1945–1950. Ein Tübinger Symposium, 1987, S. 187.
- 22 Das Goldene Tor, Heft 1, September 1946, S. 5.
- 23 Archives de l'Occupation Colmar, AC-Cab-40/6 (1948–1950); vgl. a. AC 900/6.
- 24 Zur Geschichte: Alexandra Birkert, Das Goldene Tor. Alfred Döblins Nachkriegszeit. Rahmenbedingungen, Zielsetzung, Entwicklung. Frankfurt/M. 1989. Dort auf S. 306 Übersicht aller Beiträge.
- 25 Wolfgang Frühwald, Wesen und Widerstand, 1. Jg., 1997, S. 26.
- 26 Schreiben vom 11. Juli 1951 in: Werke (Anm. 1), Briefe, 1970, S. 425; Reiner Haehling von Lanzenauer, Reinhold Schneider aus Baden-Baden, 2. Aufl. 1993, S. 51.
- 27 Werke (Anm. 1), Kritik der Zeit: Rundfunkbeiträge 1946–1952, 1992; Herwig John, Oberrheinische Studien, Bd. V, 1980, S. 175.
- 28 Reiner Haehling von Lanzenauer, Düstere Nacht, hellichter Tag, 1996, S. 69.
- 29 Schreiben vom 19. 1. 1949 an Prof. Woytt in Straßburg, Deutsches Literatur-Archiv Marbach, Handschriftenabt., 87., 102. 1–4.
- 30 Badener Tagblatt Baden-Baden Nr. 72 vom 31. 8. 1948.
- 31 Paul Lüth (Hrsg.), Alfred Döblin zum 70. Geburtstag, 1948, S. 7.
- 32 Hans Fiedeler, Der Nürnberger Lehrprozeß, Baden-Baden 1946, S. 28. Döblin zweifelte an der Wirkung der Hefte, vgl. Journal 1952/53 in Werke (Anm. 1), Autobiographische Schriften, S. 491.
- 33 Archives de l'Occupation Colmar, AC 852/1; vgl. a. Stefan Zauner, Erziehung und Kulturmission. Frankreichs Bildungspolitik in Deutschland 1945–1949, 1994, S. 283.
- 34 Eugen Bargatzky (1907–1993).
- 35 Schreiben an Annie und Max Hedinger in Baden-Baden v. 6. 9. 1953, Werke (Anm. 1), Briefe, S. 465.
- 36 Sitzungsberichte und Korrespondenz 1949–1954 in Archives de l'Occupation Colmar, AC 82/6; vgl. a. Hans Bender, Akademie der Wissenschaften und der Literatur 1949–1989, 1989, S. 311.
- 37 Schreiben an Hermann Kesten v. 2. 11. 1949, Werke (Anm. 1), Briefe, S. 401.
- 38 Journal 1952/53 in Werke (Anm. 1), Autobiographische Schriften, S. 512.
- 39 Schreiben an Elvira und Arthur Rosin v. 7. 5. 1957, Werke (Anm. 1), Briefe, S. 496.
- 40 Johannes Junkersdorf, AQUAE, hrsg. v. Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, 1987, S. 60.
- 41 Harald Neumann, Alfred Döblin, Leben und Werk, Krankheit und Tod, 2. Aufl. 1987, S. 82, 86; zu unterschiedlichen Todesdaten richtigstellend: Anthony W. Riley, Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, 14. Jg., 1970, S. 658.

Anschrift des Autors:

Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer  
Hirschstraße 3  
76530 Baden-Baden

## Erinnerung an Hans Thoma

Vor 75 Jahren, am 7. November 1924, starb Hans Thoma, der wohl populärste Kunstmaler Badens. Kaum eine Persönlichkeit des Landes, dessen Leben und Wirken noch so lange nach dessen Tod in der Bevölkerung wachgehalten wird. In der Heimatgemeinde Bernau wird alljährlich im Monat August ein Volksfest zu Ehren des Malers, der Hans-Thoma-Tag, gefeiert und im Zentrum des weitverzweigten Schwarzwaldorfes wurde ein vielbeachtetes Museum mit Werken des Künstlers eingerichtet. Alle zwei Jahre kommt es zur Verleihung des Hans-Thoma-Preises, dem baden-württembergischen Staatskunstpreis.

Im Jahre 1949 wurde der Preis auf Initiative des damaligen Bürgermeisters Ludwig Baur durch den Staatspräsidenten Leo Wohleb ins Leben gerufen. Bis 1971 kam es zur jährlichen Verleihung des bedeutendsten Preises für bildende Künstler des Landes. Nunmehr kommt es nur noch alle zwei Jahre zu dieser Auszeichnung. Es sind nicht nur die zahlreichen Bilder, die Thoma in recht unterschiedlichen und Stilrichtungen schuf, und sein schriftstellerisches Wirken, es ist auch sein Lebensweg von einfachen armen Müllerssohn zum Professor, ja zur Exzellenz und zum Landtagsabgeordneten.

Die Eltern des Kunstmalers waren der Holzschnefler und Müller Franz Josef Thoma (geboren 1792 und gestorben 1855) und die Rosa Maier (geboren 1804 und gestorben 1897). Das Paar heiratete am 24. November 1838 und am 2. Oktober wurde Sohn Hans geboren. Ein Sohn Hilarius starb im Alter von 22 Jahren. Die Tochter Agatha, geboren am 13. November 1848, blieb ledig und lebte später bei ihrem Bruder Hans. Sie starb im Oktober 1928. Die Erziehung der Kinder oblag größtenteils der

Mutter und sie übte zeitlebens einen großen Einfluß, auf die beiden Kinder aus. Von den Vorfahren der Mutter, die mit den Menzenschwander Kunstmalern Winterhalter verwandt war, erbte der junge Hans das Maltalent. In der Schule ließ er keine Gelegenheit aus um irgendwelche Zeichnungen zu Papier zu bringen. Unterstützt wurde er durch die beiden Dorflehrer Kraft und Ruska. Nach der Schulzeit kam er in die Lehre zu einem Lithografen nach Basel. Doch hier blieb er nicht lange, er hatte Heimweh und kehrte wieder nach Bernau zurück. Auch eine zweite Lehre bei einem Maler in Basel gab er bald wieder auf. Thoma malte nunmehr in seiner Heimatgemeinde, es entstanden Uhrenschilder, Wandbilder und Bauerngläser. Er fand eine weitere Lehrstelle bei einem Uhrenschildmaler in Furtwangen, bei ihm erhielt er auch Unterweisungen in der Ölmalerei. Als er wieder nach Bernau zurückkehrte, wollte seine Mutter, daß er einen geistlichen Beruf ergreife. Doch es wurde ihm abgeraten.

Über seine Zeit in der Heimatgemeinde Bernau schrieb Thoma: „Nach Bernau zurückgekehrt, verschaffte ich mir Ölfarbe, gründierte Pappendeckel und Leinwände und malte kleine Bildchen, meist nach Holzschnitten aus Büchern, die ich in Farbe übersetzte. Doch wollte ich auch eigene Erfindungen und wagte mich auch an Porträts der Natur. Manche dieser Sachen verkaufte ich in St. Blasien für wenig, aber für mich damals viel Geld. Ich fing auch an im Freien nach der Natur zu zeichnen – ich tat das so viel wie möglich heimlich –, versteckte das Mäppchen, mit dem ich meist sonntags am liebsten in den tiefen Wald hinausging, unter der Jacke, weil die Nachbarn diese Firlefanzereien nicht gerne sahen“.





Hans Thoma, *Der Mondscheinigeiger*

Der Apotheker Karl Otto Romer und der Amtmann Otto Sachs aus der nahegelegenen Kurstadt St. Blasien kauften einige Bilder des jungen Bernauer, sie erkannten sein Talent und verschafften ihm einen Freiplatz an der Akademie der Künste in Karlsruhe. Hans Thoma war gerade zwanzig Jahre alt als er mit dem Studium in der Residenzstadt begann, Der Begründer der deutschen Landschaftsmalerei, Wilhelm Schirmer, wurde sein Lehrer. Acht Jahre blieb Thoma in Karlsruhe. Nach dem Tode Schirmers arbeitete er unter dessen Nachfolger Canon. Zum Tod seines Lehrers Schirmer meinte Thoma „Schirmers kräftige Art, wie sie sich in seinen Studien ausspricht, in deutlicher Handführung, hat jedenfalls Einfluß auf mich gehabt und hätte es noch mehr haben sollen. Er war der erste deutlich schaffende Künstler, an den ich mich in meinen Lehrjahren hätte anschließen können. Er starb für mich zu früh – er hätte meine Lehrzeit um einige recht leere Jahre,

die nachfolgten, verkürzt.“ Nach Beendigung der Studienzeit erhielt er nur wenige Aufträge und die künstlerische Anerkennung blieb ihm versagt. Thoma ging nach Düsseldorf, dann nach Paris, wo es zu Kontakten zu dem Maler Courbet kam. Sein nächstes Ziel war Italien. „Augen, Augen, das ist ja doch alles was man mitbringen sollte zu einer italienischen Reise – Bücher nur so viele, daß sie die Augen nicht verderben“ so meinte der Künstler. In der Stadt in der ihm die Grundelemente des Malens vermittelt wurden, in Karlsruhe, konnte er erstmals in einer Ausstellung seine Bilder öffentlich zeigen. Es gab damals viele kritische Stimmen und es wurde gar ein Vers über Thoma verbreitet „Streich Kästen an und Schrein, doch laß das Malen sein!“ Diese Attacken aber ließen Hans Thoma nicht von seiner Malleidenschaft abbringen. Zur Kunstkritik meinte der Künstler „Wer öffentlich Kritik ausübt, nimmt ein großes Recht für sich in Anspruch. Große Rechte, ohne

durch große Pflichten balanciert zu werden, haben etwas Unmoralisches. Die Kritik hat nicht das Recht, den Künstler persönlich zu beleidigen oder so herunterzusetzen, daß er dadurch zu Schaden kommt.“

Er arbeitete weiter in der Residenzstadt Karlsruhe, war dann in der Heimatgemeinde Bernau, in Säckingen und in der bayerischen Metropole München tätig. 1877 siedelte er nach Frankfurt um. In diesem Jahr heiratete Hans Thoma die Malerin Cella (abgeleitet von dem Namen Bonicella) Berteneder. In den meisten Biographien über Thoma wird nur immer der Vorname der Frau genannt. Die Ehe mit Cella blieb kinderlos.

Im Jahr 1882, also fünf Jahr nach der Eheschließung, nahm das Ehepaar die am 16. Februar 1880 in München geborene Tochter eines Bruders von Cella an Kindesstatt an. Das Mädchen hieß Ella. Es gibt viele Bilder des Meisters, bei denen die Tochter Ella Modell stand.

Bekannt ist das Bild „Großmutter mit Enkelchen“ oder „Landmädchen Ella“, das junge Mädchen trägt auf dem Bild einen Margeritenkranz im offenen Haar. Im Hintergrund des Bildes ist Oberursel im Taunus. Die Adoptivtochter Ella heiratete 1903 den Zahnarzt Friedrich Blau aus Karlsruhe. Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter, Isa und Ute, hervor. Der Ehemann starb sehr früh. Nach dem Tod von Blau heiratete Ella 1922 den Staatsanwalt Hugo Geißler. Ella wurde Mutter eines Sohnes, Hans Geißler-Thoma. Bei einem Luftangriff auf Berlin am 20. April 1922 starb Ella.

Der Kunstmaler Hans Thoma muß viel Freude mit seiner Adoptivtochter, aber auch mit deren Kindern gehabt haben. Es entstanden eine Vielzahl von Kinderbildern, der berühmte „Kinderreigen“, das „Vogelreiterlein“, das „Himmelschlüssele“, „Spielendes Kind“, „Kinderköpfchen“ und die liebevolle Radierung mit der Unterschrift „Ja, warum soll denn das gute Kind die Zuckerdose nicht haben“. Bei vieler dieser Bild sind die Tochter oder die Enkel Modell „gestanden“. Es gibt viele Aufsätze und Briefe in denen sich Thoma mit den Kindern allgemein oder speziell mit dem Leben seiner Enkelkinder beschäftigt. In dem 1919 erschienenen biographischen Buch befaßt sich Hans Thoma mit Kindern. Es sei hier ein Auszug darauf wiedergegeben: „Die Hilflosigkeit, die

ein Menschenseelchen hat, das neu auf die Welt gekommen und so fremd auf ihr ist, zieht uns zu ihm hin. Wir müssen ihm ja helfen, denn es geht gar nicht lang, bis es sich in der Realität der Welt zurechtfindet. Es muß gar viele Proben anstellen, um sich nur die allernötigsten Kenntnisse anzueignen, und schließlich muß es doch alles selber finden. Wir freuen uns, wenn das Kind uns fröhlich entgegenlacht und freuen uns an seinen Gebaren, wenn wir merken, daß es sicher frech die Welt als eine gegebene Tatsache, und wenn wir aufrichtig sind, so müssen wir es auch beim Kinde sagen, es ist eigentlich ganz wenig was wir dir sagen können, kannst du uns nichts sagen, du neues Seelchen, das ist ja so ganz kurz erst aus der Unendlichkeit zu uns gekommen ist.“

Im Jahre 1890 hat Thoma seinen künstlerischen Höhepunkt erreicht. Einst hatte man ihn verlacht, ja gar seine Kunst verspottet, nun aber fand Thoma viele Verehrer. Seine Bilder waren begehrt, seine Ausstellungen wurden stets zu großen Erfolgen und mit besten Kritiken bedacht. Im folgenden seien ein paar Zitate Thomas zu seiner Kunst angeführt: „Man behält das Bild eher in der Hand, wenn das Formale schon vorbereitet ist, es ist in jedem Stadium fertig“ – „Oft genügt nur ein bißchen Farbe, ein bißchen Gegensatz von kalt und warm, um das ganze fertig zu machen. Überhaupt, glaube ich, daß der Gegensatz von kalt und warm eine der Hauptsachen in der Malerei ist. Vielfach sind Fehler, die man anderswoh sucht, da zu suchen“ – „Ich habe fast alles mit Öl gemalt, Tempera habe ich seltener benützt, meistens nur um zu höhen oder zum schummern, wenn ich darüber korrigieren wollte. In Tempera habe ich hie und da auch ein Bild fertiggemacht und dann gefirnißt, Aber mit der Ölfarbe kam ich weiter. Bei den Untermalungsverfahren muß man das Bild vorher besser durchdenken. Aber man kommt damit nachher um so schneller voran“ und nun noch ein Vers von Hans Thoma „Wer sein Bild fertig kann denken, der mag sich viel Ölfarb und Pinselstrich schenken.“

Im Jahre 1899 berief ihn der Großherzog Friedrich von Baden zum Galleriedirektor und Professor der Kunstschule in Karlsruhe.

Die Philosophische und die Theologische Fakultät der Universität Heidelberg sowie die



Medizinische Fakultät der Universität Berlin verliehen Thoma die Ehrendoktorwürde. Er wurde als Vertreter der Kunst zum Mitglied der Ständekammer berufen. Die Heimatgemeinde Bernau, wie die Städte St. Blasien, Freiburg und Karlsruhe ernannten ihn zum Ehrenbürger.

„Der Segen, der seit einem Jahre über mich geflossen, ist groß“ so meinte Thoma „Künstlergesellschaftspräsident, Löwenritter, Professor, Galleriedirektor, Gevatersmann, Geschworener, wenn das nicht bald aufhört, weiß ich nicht mehr, was ich bin.“

Das Amt des Direktors der Karlsruher Kunsthalle nahm Thoma mit einigem Unbehagen an. War er doch bisher als freier Künstler tätig und konnte sich seinen Tagesablauf nach seinem eigenen Gutdünken einteilen. Außerdem war Thoma damals immerhin schon 60 Jahre alt. Anzuführen sei auch, daß zu jener Zeit kein einziges Werk Thomas zum Bestand der Karlsruher Sammlung zählte. Thoma hatte sich recht schnell in diese neue Aufgabe eingearbeitet. Immerhin verbrachte er noch 25 Jahre seines Lebens in der badischen Residenzstadt. Die Karlsruher Zeit brachte für Thoma keinen erneuten Abschnitt in seinem künstlerischen Leben. „Die Natur hat mir ein gutes Augenpaar zum Sehen und Schauen mitgegeben,“ so schrieb Thoma im Jahre 1899 aus Anlaß seines 60. Geburtstags „von den Eltern erbte ich Ausdauer im Arbeiten und die ruhige Geduld, das große Erbgut armer Leute, wenn sie dieselbe richtig gebrauchen lernen, als besonderes Muttererbe wurde mit ein rechter Schatz von Phantasie und Poesie in den einfachsten Grundformen, wie sie im Volke leben – meine Erziehung zur Kunst war geradezu glänzend, die Dorfschule mit ihren Anforderungen war mir leicht und ließ mir viel Zeit all den Wechsel von Licht und Farbe zu sehen, wie die Jahreszeit ihn hervorbringt. Was hatte ich Zeit, in die Wolken zu schauen, Von den Höhen ins Tal hinunter und hinauf zu den Bergen, wie die Wolkenschatten ihr Spiel trieben – das alles sah ich so deutlich, schon lange vorher, ehe ich daran denken konnte, solche Sachen zu malen. Man sagt ‚Die Kunst geht nach Brot‘, aber ich sage: ‚Die Kunst ist selber Brot, eine der Menschen zu ihrem geistigen Bestehen notwendige Nahrung‘.“

Mit seinen gelungenen Formulierungen, seiner Wortwahl und seiner Phantasie wurde er

auch als Schriftsteller bekannt. Im Alter von 80 Jahren schrieb Thoma seine Lebenserinnerungen mit dem Titel „Im Winter des Lebens“. Es sind zahlreiche von Thoma verfaßten Geschichten, Gedichte, Briefe und Ansprachen erhalten. Zu erwähnen seien auch seine beachtenswerten Reden bei der Badischen Ständekammer. Hans Thoma galt als vielbeachtete Persönlichkeit, er verkehrte in den besten Kreisen vieler Großstädte, dennoch hat er seine Schwarzwälder Heimatgemeinde Bernau nie vergessen und verwies auch immer wieder auf seine Herkunft. Eine Vielzahl beeindruckender Bilder von der Mutter und der Schwester Agathe geben Zeugnis von einer engen Verbundenheit zu seiner Familie. In dieser kurzen Lebensbeschreibung über den Kunstmaler Hans Thoma soll auch auf die Begegnungen mit den Geschwistern Grun verwiesen werden. Im Jahre 1888 kamen die aus Deutschland gebürtigen Geschwister, Bruder James und die Schwestern Eleanor (Ellinor), Frances und Contanze mit ihrer Mutter von London nach Frankfurt. Die Geschwister, alle künstlerisch hochbegabt, studierten am Konservatorium in Frankfurt. Sie kamen mit Hans Thoma in Kontakt und es kam zu vielen Begegnungen. Über einen Besuch im Atelier Thomas schrieb Frances, damals 18jährig, in ihren Lebenserinnerungen: „In Frankfurt am Main kam ich zum ersten Mal im Leben in das Atelier eines Malers. Dieser Maler war Hans Thoma. Nie werde ich die erste Begegnung mit dem großen Meister vergessen. Ein Mann anfangs der fünfziger Jahre, von kleiner, gedrungener Gestalt, mit wunderbar durchgeistigtem Gesicht, mit dunklen Augen, die bald heiter blickten, bald seltsam aufflammten, stand er damals am Anfang seines Ruhmes. Freundlich begrüßte er meinen Bruder, meine beiden Schwestern und mich und noch einige junge Menschen, die gekommen waren, um seine Werke zu besichtigen. Bald war die ganze Welt um mich her vergessen; hingerissen stand ich vor einem großen, noch nicht ganz fertig gewordenen Gemälde. Von tiefer Ergriffenheit überwältigt blieb ich regungslos stehen, ohne die anderen Bilder im Atelier überhaupt zu beachten.“

In den folgenden Jahren kam es noch zu weiteren Begegnungen mit den Gruns. So wurde James Grun mehrfach von Hans Thoma



*Hans Thoma, Selbstbildnis II, 1898*

gezeichnet und nach Angaben von Frances Grun stand James für das Bild „Der blinde Geiger“ und dem berühmten „Mondscheingeiger“ Modell. Im Jahre 1904 kam es dann zu einem

weiteren Kontakt mit den Gruns. Frances arbeitete damals in Frankfurt an einem Bühnenstück. Die Schwestern Eleanor und Frances reisten nach Karlsruhe um den alternden, nach



dem Tode seiner Frau recht einsamen Künstler Hans Thoma zu besuchen. Es kam zu einer sehr liebevollen Beziehung zwischen der jungen Künstlerin Frances und dem Maler. „War es denn ein Traum, daß du hier warst“ so heißt es in einem der zahlreichen an Frances gerichteten Briefe des Meisters. „Es ist mir, seit du fort bist, zu Mute wie an einem Morgen, an dem man von einem schönen Traum erwacht, der innen losgelöst von aller irdischen Schwere; nun steht man nüchtern da mit Sehnsucht im Herzen – Du hast es wohl gemerkt, daß etwas wie ein Druck auf mir lag und das Wort, was ich so gerne ausgesprochen, mir kaum von den Lippen wollte, das Wort: ich liebe dich! – denn es ist ein Wort, das bei mir unendlich viel in sich faßt, das ich nicht auszusprechen wagen konnte, weil der unerbittliche Gott Chronos drohend zwischen uns steht, der seinem Kalendermann zuruft: 66 Jahre sind schon über dich hinweggerauscht.“

Frances war fast 35 Jahre jünger als Thoma, dieser Altersunterschied störte die beiden nicht und sie beschäftigten sich ernsthaft damit zu heiraten. „Wie die Zukunft für uns werden soll, weiß ich nicht. Fast möchte ich sagen, ich will es nicht wissen ... Wie meine Seele um dich gestritten hat, liebe Frances, ist unsäglich ... ich bin alt und grau, aber meine Seele ist ein Kind, sie ist ein Jüngling“ so schreibt Thoma. Am 19. Mai 1905 wurde im Kreise der Familie Verlobung gefeiert. Doch schon einige Wochen danach haben beide entschlossen auf eine Ehe zu verzichten. Hans Thoma und Frances Grun blieben weiterhin in guter Freundschaft verbunden.

Eigenartig, daß in den vielen Lebensbeschreibungen über Hans Thoma die Beziehung zu den Geschwistern Grun und das Liebesverhältnis zu der Dichterin Frances Grun nur selten erwähnt wird. Es ist auffallend, daß durch die Beziehung zu Frances das künstlerische und schriftstellerische Schaffen von Hans Thoma einen neuen Aufschwung erlebte. Thoma schuf während dieser Zeit eine Reihe von bedeutender Kunstwerke, mit dazu gehörte der Karlsruher Christuszyklus. In der 1957 von Walter Kreuzberg herausgegebenen Lebenserinnerungen von Frances Grun, „der jungen geistvollen Dichterin, die ein Ebenbild von Frau Cella war“, heißt es: „Um die Eigenart und

Vollreife des Künstlers im Abendleuchten seines demütigen, christusgläubigen Daseins verstehen zu können, müssen wir die tiefen Zusammenhänge zwischen seiner naturmystischen Schau und seiner seelischen Verbindung mit der Dichterin Frances Grun aufhellen.“

Aber sei hier noch einmal ein Text von Thoma angeführt, wie er nach einer Beschreibung des Bildes „Schlüsselblumenwiese“ erzählt: „Ich habe das Bild nach dem frühen Tod meiner lieben Frau entworfen, aber ich bin in Schwermut verfallen, und die Malerei wollte mir nicht gelingen. Da ist mir die Musikerin und Dichterin Frances Grun begegnet. Sie hat als junges Mädchen in unserem Hause in Frankfurt zusammen mit Hans Pfitzner und ihren Geschwistern musiziert, und nun stand sie vor mir, ein Geschenk jener glücklichen Tage, und ein Gruß meiner jungen, geliebten Cella, die sie einst durch die Musik beglückte. Ihre Hände glitten wie spielend und wundervolle Melodien verschenkend über die schwarzweißen Tasten, und später klang ihre leise Stimme tröstlich durchs Atelier. Sie las Gedichte und Dramen, und ich malte, nicht mehr ganz von Schwermut umdüstet, die Schlüsselblumenwiese.“

Am 7. November 1924 starb Hans Thoma, „der Altmeister der deutschen Malerei“. Einige Wochen zuvor konnte er noch den 85. Geburtstag feiern. Der Stadtrat von Karlsruhe beschloß in einer Sondersitzung, daß der Verstorbene auf dem Hauptfriedhof der Residenzstadt beigesetzt und ihm dort ein Ehrenplatz eingerichtet wird.

Die Stadt Karlsruhe übernahm die Beerdigungskosten und verpflichtete sich weiterhin das Grab zu pflegen. Die Bürger von Bernau hätten es gewünscht daß der Maler Hans Thoma auf dem Heimatfriedhof seine letzte Ruhestätte finde, doch dies war nicht möglich. Eine Abordnung aus der Schwarzwaldgemeinde nahm an dem Trauergottesdienst in Karlsruhe teil.

Anschrift des Autors:  
Franz Hilger  
Krozingenstraße 27  
79292 Pfaffenweiler

# Der Kupferstecher Christian Haldenwang (1770–1831)

Die wichtigsten Stationen in der Biographie dieses letzten großen Kupferstechers Christian Haldenwang waren Durlach, wo er am 14. Mai 1770 geboren ist, dann Basel, wo er ab 1786 eine zehnjährige Ausbildung bei Christian von Mechel erhielt, Dessau, wo er bis zum geschäftlichen Ruin des Unternehmens bei der Chalcographischen Gesellschaft tätig war, und vor allem Karlsruhe, wo er als der badische Hofkupferstecher sein meisterliches Werk vollendete – und schließlich Bad Rippoldsau : Dort ist Christian Haldenwang am 27. Juli 1831 gestorben und dort ist das Künstlergrab, gestiftet von der großherzoglichen Familie, noch heute zu besuchen.

Athanasius von Raczyński schrieb in seiner „Geschichte der neueren deutschen Kunst“ (Berlin, 1840): „Christian Haldenwang... ist durch seine überall verbreiteten landschaftlichen Kupferstiche so berühmt, daß eine nähere Würdigung seines Talentes kaum nöthig scheint. Seine Werke erscheinen uns darin so vorzüglich, daß man bei Betrachtung derselben nicht mehr an Schwarz und Weiß denkt; was in unseren Augen bei Kupferstichen und Zeichnungen, in Beziehung auf das technische Hervorbringen, das höchste Lob ist“. Über diesen Kupferstecher, der meisterhafte Werke schuf sowohl nach Vorlagen – z. B. von Claude Lorrain und Jacob Isaaksz van Ruisdael – als auch nach eigenen Entwürfen, der mit vielen bedeutenden Zeitgenossen (u. a. Goethe, Boisseré, Cotta, Weinbrenner) bereichernde Beziehungen unterhielt und einen interessanten Stilwandel vom Rokoko bis zur Romantik durchmachte, verfaßte Hasso von Haldenwang, Rechts-

anwalt in Frankfurt, 1995 eine Dissertation an der Philosophischen Fakultät der J. W. Goethe-Universität. Sie erschien nun als Band XIV der „Frankfurter Fundamente der Kunstgeschichte“, herausgegeben von Gerhard Eimer – 1140 Seiten stark, mit über 400 (teils farbigen) Abbildungen, sehr beeindruckend. Der Autor hat seine Recherchen ungewöhnlich breit angelegt, er ist wirklich „dem geringsten Hinweis in geradezu kriminalistischer Manier nachgegangen“, hat so das bisher bekannte Haldenwang-Werkverzeichnis von etwa 100 Arbeiten mehr als verdreifacht, hat vor allem Christian Haldenwang tatsächlich „aus der relativen Anonymität“ herausgeführt. Besonders die „Karlsruher Jahre“ ab 1804 waren bestimmt durch eine intensive und erfolgreiche Tätigkeit, auch in seiner Lehrwerkstatt und im Kunsthandel. 1821–24 gelangen Haldenwang wohl seine besten Werke mit den vier „Tageszeiten“ nach Claude Lorrain; sie dürften für ihn außer dem künstlerischen Erfolg wohl auch ein äußerst lukratives Honorar mit sich gebracht haben. Bei der Kunst- und Industrieausstellung 1829 in Karlsruhe erhielt Christian Haldenwang für den Gesamtzyklus die goldene Preismedaille. Aber Haldenwangs Gesundheit war frühzeitig sehr beeinträchtigt, wohl nicht zuletzt wegen der langjährigen Arbeit mit Aquatinta. Ein wiederholter Kuraufenthalt im Goeringer-Bad Rippoldsau sollte 1831 Abhilfe bringen, es war zu spät. 1835 ließ ihm Großherzog Leopold auf dem kleinen Bergfriedhof ein Grabmal setzen, zwei aufeinandergetürmte rote Sandsteinwürfel, „bekrönt von einem leicht vorkragenden Gesims“, verziert mit Lorbeer- und Eichenkränzen.



Auf der linken Seite ist zu lesen:

ERRICHTET/DURCH/LEOPOLD  
GROSHERZOG/VON BADEN/  
UND/MAXIMILIAN  
MARKGRAF/VON BADEN/ 1835.

Die Inschrift auf der rechten Seite lautet:

HIER RUHT/CHRISTIAN HALDEN-  
WANG/GESTORBEN DEN 27. JULI  
1831/  
SEIN WERK HAT ER/IN ERZ GEGRA-  
BEN/UND DAUERNDER ALS ERZ.

Ein (fast) vergessenes Künstlergrab im Herzen des Schwarzwaldes! Hasso von Haldenwang hat die Erinnerung daran wieder wachgerufen.

Hasso von Haldenwang:

Christian Haldenwang, Kupferstecher (1770–1831). Band XIV der Frankfurter Fundamente der Kunstgeschichte. Frankfurt am Main 1997, 1140 S., 120 DM. ISBN 3-923813-13-9.

Anschrift des Autors:

Adolf Schmid  
Steinhalde 74  
79117 Freiburg

# Max Köhler

## Landschaften im Ortenaukreis

Heimat ist eigentlich ohne Landschaft überhaupt nicht denkbar, zumeist verbindet sich nämlich Heimat räumlich in der Stadt mit einem bestimmten Viertel oder Quartier oder auf dem flachen Lande eben mit Landschaft, einem bestimmten Landschaftsensemble. So haben denn Schriftsteller, die ihre Heimat beschrieben haben, zumeist auch die heimatliche Landschaft beschrieben.

Max Köhler, ein Wahlbadener, hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten mit der Landschaft des Schwarzwaldes und insbesondere der Landschaft des Ortenaukreises bildnerisch auseinandergesetzt. Diese Auseinandersetzung mit der heimatlichen Landschaft ist deshalb besonders wichtig, weil überhaupt erst die Malerei, wie Goethe schon wußte, den Blick der Zeitgenossen für die Landschaft nicht nur



Max Köhler, *Rauhreif bei Mühlenbach*

(Reiff Schwarzwaldverlag Offenburg Foto: Robert Zapf, Düsseldorf)



schärft, sondern im eigentlichen Sinne erst entwickelt. Was wir sehen, haben die Maler „vorgesehen“.

Max Köhler, 1942 geboren, lebt seit 1988 als freier Maler, nachdem er zwanzig Jahre lang im Journalismus tätig war (z. B. als Fotoreporter beim Offenburger Tagblatt und der Stuttgarter Zeitung) in Schutterwald. 1998 hat der Reiff Schwarzwaldverlag Offenburg in der Buchreihe „Künstler der Ortenau“ als Band 4 ein Bildband zu Max Köhlers Schaffen herausgebracht. Der Band gibt einen Überblick über Köhlers Malerei, im wesentlichen Landschaftsdarstel-

lungen mit Motiven des Ortenaukreises, aber auch des „Krummen Elsaß und des Sundgau“, und auch Städteansichten wie Offenburg und Straßburg gehören zu den Motiven Köhlers.

Köhler malt in Acrylfarbe; diese Farbe kommt der Flächenhaftigkeit (im Buch wird vom „Plakativen“ gesprochen) in der Behandlung des Landschaftssujets entgegen. Diese Maltechnik ist auch besonders geeignet für die Darstellung von Winterlandschaften. So werden dann konsequenterweise zwölf Winterlandschaften im Buch präsentiert u. a. „Raureif bei Mühlenbach“ (S. 47), „Tagelöhnerhaus am Land-



Max Köhler, *Weinberge bei Oberkirch*

(Reiff Schwarzwaldverlag Offenburg Foto: Robert Zapf, Düsseldorf)



Max Köhler, *Tagelöhnerhaus am Landwassereck*

(Reiff Schwarzwaldverlag Offenburg Foto: Robert Zapf, Düsseldorf)

wassereck“ (S. 45), „Schwarzwaldhof im Mühlenbachtal“ (S. 83).

Die Winterlandschaft hat den Vorteil, daß das Sujet von Natur her schon einen hohen Abstraktionsgrad aufweist und immer schon „reduktionistisch“ ist. In der Winterlandschaft bleiben nur Flächen und Linien übrig. Der flächige Auftrag der Acrylfarbe bringt aber in die Landschaftsarbeiten Köhlers eine gewisse Dramatik zwischen Himmel und verschneiter Landschaft, so zum Beispiel in „Winter-Sonne bei Furtwangen“ (S. 49) oder „Wintertag im Prechtal“. Den begleitenden Texten des Bildbandes ist das Bemühen anzumerken, zwischen der flächigen Acrylmalerei Köhlers mit Motiven

der heimatlichen Landschaft und den Sehgewohnheiten der im Ortenaukreis wohnenden Menschen zu vermitteln.

In dieser Absicht wohl wird im Buch stellenweise auf den „Wiedererkennungswert“ der Bildelemente in Köhlers Landschaften hingewiesen. Dieser Wiedererkennungswert wird mit einem „Vertraulichkeits- und Anheimelungseffekt“ (S. 15) in Verbindung gebracht. Auch wird gelegentlich mit dem Begriff des „Romantischen“ operiert. Aber ich glaube, mit Romantik hat Köhlers Landschaft gar nichts zu tun, und zwar weder im streng kunstgeschichtlichen noch im populären Sinne. Eine romantische Bildauffassung läßt schon die Acrylfarbe und



die von ihr vorgegebene Behandlungsweise des Sujets nicht zu. Der blaue Himmel mit flächenartig aufgetürmten Wolkenmassen nimmt bei Köhler oft bis zu Zweidrittel des Bildes ein, so daß der Himmel die davorliegende, oft zum Betrachter hin abfallende Landschaft, gewissermaßen herabdrückt (Hochebene bei Oberremtenbach (S. 19), Kirche im Krumpfen Elsaß (S. 89). Der Bildaufbau ist mit Himmel und Landschaft aufs Wesentliche reduziert. Der Bildaufbau und die Beschränkung auf Himmel und Landschaftsausschnitt ruft Erinnerungen an Gustav Kampmann wach, wenn man sich zum Beispiel „Blaue Luft“ (1907) vergegenwärtigt. „Wiese, ein paar Häuser zwischen Bäumen, darüber blauer Himmel und Wolken. Sonst nichts“ (E. Rödiger-Diruf). Kampmann hat in

diesem Landschaftsgemälde die „Eigengesetzlichkeit der Landschaft als eigene Realitätsebene zum Ausdruck gebracht, die der des Betrachters entgegengesetzt ist“ (Rüdiger-Diruf). Dieser Hinweis löst, glaube ich, auch das im Buch angesprochene Problem von „Heimatmalerei“ und Moderne (S. 7). Maler haben seit Cézanne die Eigengesetzlichkeit der Landschaft zum Ausdruck zu bringen. Stimmt diese Eigengesetzlichkeit mit der Erwartung des Betrachters überein, so ist das zumeist ein Glücksfall, man denke an die Rezeptionsgeschichte der modernen Malerei. Aber Malerei lehrt ja den Betrachter erst das Sehen. Wenn es Köhler gelingt, Eigengesetzlichkeiten der heimatischen Umgebung zur bildnerischen Sprache zu bringen, dann erübrigt sich heimatliche



Gustav Kampmann, *Blaue Luft*, 1907. „Eine Wiese, ein paar Häuser zwischen Bäumen, darüber blauer Himmel und Wolken. Sonst nichts.“ (Erika Rödiger Diruf)

Anbiederung in der Malerei. Und Heimat mit der sie umgebenden Landschaft ist dann nicht ein dekoratives, vom Betrachter aus Sehgewohnheit erwartetes Ensemble, sondern widerständige Realität.

E. Hausen-Lorenzen schreibt in der biographischen Skizze: „Ich möchte deshalb ausdrücklich davor warnen, Max auf den Begriff des ‚Heimatmalers‘ zu reduzieren, wenn damit Provinzialität gemeint sein sollte, wie das in der Regel der Fall ist. Er malt, meine ich, einfach gute, ausdrucksstarke Landschaften und Gesichter“ (S. 15). Und das gelingt ihm durch äußerste Reduktion der bildnerischen Mittel.

Auf das „Sonst nichts“ scheint es auch in Köhlers Landschaften anzukommen. Steil abfallender Hang zum Betrachter des Bildes hin, darüber ein mit den Hang gleichlaufendes Stück Wald, in der Mitte des Bildes die Konturen eines Schwarzwaldhauses. Sonst nichts

(Tagelöhnerhaus am Landwassereck). Am weitesten fortgeschritten ist die Abstraktion im Bild „Schwarzwaldhof im Mühlenbachtal“. Himmel und Abhang gehen im Weiß des Himmels und des Schnees farblich ineinander über. Ankämpfend gegen soviel Weiß ein Stück angedeuteter Wald über einem Schwarzwaldhaus. Bei der Betrachtung des Bildes ist mir Enzensbergers schöner Schlußsatz aus dem Gedicht „Kirschgarten im Schnee“ (1968) eingefallen: Zwischen fast nichts und nichts wehrt sich und blüht weiß die Kirsche.

Anschrift des Autors:  
Heinrich Hauß  
Weißdornweg 39  
76149 Karlsruhe



# Franke mit Formwillen ohne Publikums-Fortune

Zum 50. Todestag von Wilhelm Weigand

„Wenn ich heute, als Fünfundsiebzigjähriger, mein Leben überblicke, so glaube ich hinter allem Geschehen und Erleben, das mir beschieden war, einen Ironikus am Werk zu sehen. Der Ring, der mein Leben umgrenzt und mit einer wirren Jugend begann, schloß sich nicht in der Helle eines glücklichen Alters, das auf ein geschätztes Werk zurückblicken darf.“

Resignation hat Wilhelm Weigand die Feder geführt, als er 1940 seine Erinnerungen unter dem Titel „Welt und Weg“ veröffentlichte. Er wollte sein Schicksal, das eines verkannten Dichters, nachzeichnen und hatte „daher zunächst darauf verzichtet, die ländlichen Verhältnisse, aus denen ich emporgestiegen bin, zu schildern.“

Das bleibt ein Verlust. Denn seine Autobiographie setzt erst 1889 mit dem Umzug nach München ein, und die von ihm beschriebene literarische Isar-Szene um die Jahrhundertwende ist anderwärts oft genug dargestellt worden, intensiver, farbiger, kenntnisreicher. Aber vielleicht hat er seine ärmliche Kindheit auf dem Lande ebenso wie die Jahre als Musiklehrer in Tauberbischofsheim und als Hauslehrer anderwärts zu verdrängen versucht.

Als Wilhelm Schnarrenberger kam er am 13. März 1862 in Gissigheim im Tal der Brehmbach zur Welt. Den Vater, einen Kleinbauern, verlor er früh; die Mutter heiratete nach Heckfeld. Der Bub blieb bei der Großmutter, einer geborenen Weigand. Ihr verdankte er, nach eigenem Bekenntnis, „eine glückliche Jugend“. Mit 14 Jahren verließ er sein Dorf. „Lehrer bin ich nicht aus freien Stücken geworden. Doch hat mir das Schicksal erlaubt, diesen Beruf bald aufzugeben“. Mit ein paar Sätzen huscht er über die ersten, entscheiden-

den zweieinhalb Jahrzehnte seines Lebens hinweg. So bleiben auch seine Lehr- und Wanderjahre im Dunkel.

Karl Hofmann merkte in seinen Jugenderinnerungen an: „Seit 12. September 1881 war auch an unserer Anstalt Wilhelm Schnarrenberger aus Gissigheim als Musik- und Gesangslehrer tätig“. Immerhin lieferte dieses Tauberbischofsheimer Intermezzo das literarische Modell für Frankenthal und zahlreiche Frankenthaler, darunter auch den kauzigen Herrn von Usedom. Als Hauslehrer soll Weigand dann in Brüssel, Paris und Berlin studiert haben.

Aus Ärger über die Verwandtschaft, in ehrendem Andenken an die Großmutter, wohl auch schon im Blick auf seine Schriftstellerei nahm der 26jährige den Namen Weigand an. Eine reiche Heirat machte ihn frei. Das junge Paar zog 1891 nach Bogenhausen. Nach dem frühen Tod seiner ersten Frau heiratete Weigand ein Jahrzehnt später, 1912, eine Notarstochter aus Dörzbach. Von nun an kam er öfter in seine Heimat zurück. 1932 erhielt er das Ehrenbürgerrecht von Gissigheim. Als vier Jahre darauf auch die zweite Frau starb, baute er für sie und für sich eine Grabkapelle auf dem Gissigheimer Friedhof. Sein einstöckig ärmliches Geburtshaus, Nr. 81 am Dorfausgang gegen Heckfeld zu, wurde 1972 abgebrochen.

Der Verlust seines Vermögens in der Inflationszeit, der ehrgeizig erstrebte und vom Publikum versagte Ruhm als Dramatiker und Erzähler, seine Mystifizierung der bäuerlichen Scholle, die Deutschland aus der Proletarisierung erlösen sollte, all das verschärfte Weigands Ressentiments gegen Liberalismus und Republik, machte ihn für späte Ehrungen im sogenannten Dritten Reich empfänglich. 1942

erhielt er den Johann Peter Hebel-Preis und den Ehrenbürgerbrief der Universität Heidelberg. Im Frühjahr 1949 hat er sein Heimatdorf das letztmal besucht. Am 20. Dezember 1949 starb Wilhelm Weigand im Alter von 88 Jahren.

Der ihm verliehene Titel „Dichter des Frankenlandes“ bleibt anmaßend und abschließend zugleich: Anmaßend, weil Weigand in seiner Lyrik wie in seiner Prosa durchweg konventionellen Mustern verhaftet blieb, und abschließend, weil das Kürzel „Heimatlidichter“ Weigands nicht zu unterschätzende Bedeutung als Vermittler französischen Geisteslebens unterschlägt.

Immerhin hat ein so eigenwilliger Kollege wie Friedrich Alfred Schmid Noerr 1929 bestätigt: „Es war einer der frühesten Ehrentitel der Weigandschen Dichtung, daß sie den besonnenen Reichtum, die fröhliche Bewegtheit der fränkischen Landschaft und des fränkischen Volkstums zuerst in den Kreis der dichterisch überhöhten, deutschen Landschaften erhob...“

Schmid Noerr hatte dabei Weigands Erstling, den 1889 erschienenen, später umgearbeiteten Roman „Die Frankenthaler“ im Sinne, der den Zusammenprall industrieller Arbeitswelt und bäuerlicher Kümmerexistenzen vor kleinstädtischem Modell zeichnete und mit der Bodenfrage auch schon das Generalthema der fränkischen Romane Weigands anschlug. Mit „Die ewige Scholle“ von 1926 und „Die Gärten Gottes“ von 1936 bildet dieser Erstling eine Trilogie.

Wer jedoch „Die Frankenthaler“ in der Fassung der zwanziger Jahre liest, kennt Landschaft, Figurenensemble, Thematik und Tonfall nicht nur dieser Trilogie, sondern auch des Romans „Helmhausen“, 1938, und anderer fränkischer Erzählungen. Ins Rokoko, in die schon tragisch überschattete Welt des Malers Jean Watteau entführt „Die Fahrt zur Liebesinsel“, 1928. Weigands gediegene Prosa-Architektur zeigt sich am besten wohl in dem Novellenkreis „Der Ring“ und in dem Novellenband „Von festlichen Tischen“, 1930, „Zierstücken seiner Baukunst“.

Denn während er mit Walter Darré von einem „Neuadel aus Blut und Boden“ schwärmte, predigte er seinen Deutschen gleichzeitig

die Klarheit und Anmut romanischen Formwillems. In diesem spannungsreichen Widerspruch müssen wir sein Werk sehen.

Weigand schrieb Biographien Montaignes, Balzacs und Stendhals, er gab Rabelais, Montaignes „Essais“, die Briefe des Abbe Galiani, Alexander von Villers „Briefe eines Unbekannten“ sowie eine Auswahl der Memoiren Saint-Simons heraus und übersetzte mit seiner ersten Frau Thora Emersons „Nature“ für die Insel-Bibliothek. Zudem hat er früh schon, 1893, die Bedeutung Friedrich Nietzsches gewürdigt.

Am schmerzlichsten traf Weigand, daß ihm jeder Bühnenerfolg versagt blieb, von seinen Renaissance-Dramen bis hin zu seinem „Florian Geyer“, der, nie aufgeführt, im Schatten der gleichnamigen Tragödie Hauptmanns unbeachtet blieb. In der Autobiographie bebt die Enttäuschung nach: „Es war die sozialdemokratische Bewegung, die den jugendlichen Ritter... auf den Schild hob... Als dann der Parteiliche Gerhart Hauptmann... schlagend dartat, daß ihm die Gabe, ein geschichtliches Drama zu schaffen, versagt war... Ich ahnte nicht, daß ich eine Majestätsbeleidigung begangen hatte, als auch ich mich erkühnte, den Bauernführer der tragischen Deutschen Revolution zum Helden eines Trauerspiels zu machen...“

1937 merkte der Boxberger Pfarrer Reichwein in einem Aufsatz über Weigand an: „Ich weiß sehr wohl, daß der badische Franke noch keine innerliche Beziehung zum gedruckten Wort, zum Buche hat. Auf dem Wandbrett des fränkischen Bauernhauses finden wir zumeist außer einem Kalender und einem Andachtsbuche nichts“. Reichweins Hoffnung, „die großzügige Werbung der Regierung für das deutsche Buch“ werde auch dem fränkischen Bauern „einen Weg zu seinem Heimatschrifttum“ bereiten, blieb Illusion.

Weigand hat bekannt: „Denn die Welt selbst ist nichts anderes als ein schmerzliches Geheimnis, das von Zeit zu Zeit einen Menschen erweckt, daß er es in Schönheit erlöse. Man nennt diese Menschen Dichter“. Und von der deutschen Sprache tönte der 58jährige: „...deine Worte, die schwanger und schwer sind vom Sinn alles Webens und Wesens, stammen aus den Tiefen, wo die göttlich treibende Unrast der Überseele dieser schwürigen Welt



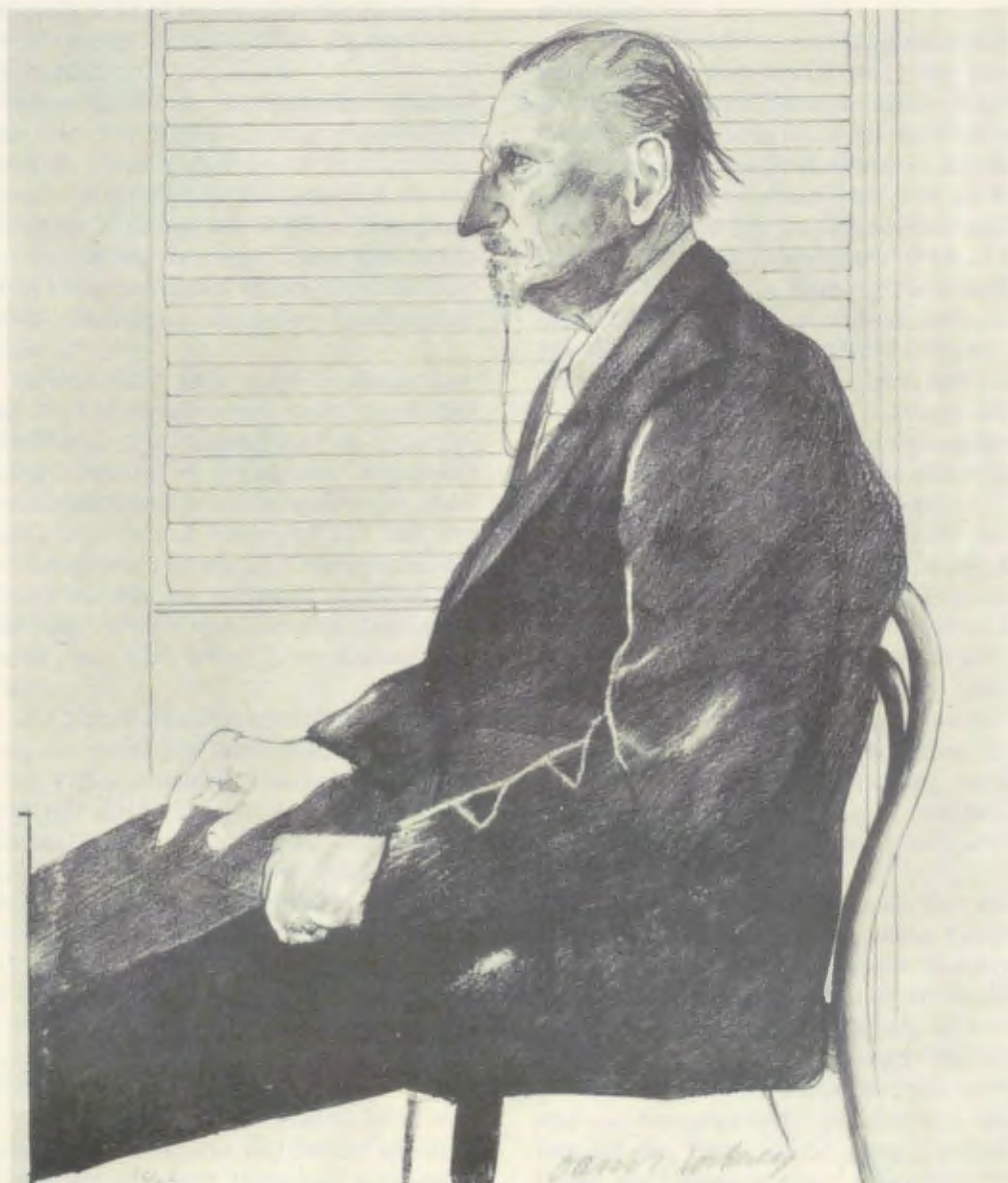
auf neue Ausbrüche sinnt und der urewig  
brausende Brunnen alles Seins seine heiligen  
Sternenwellen wirft“. Auf diesen Ton war seine  
Aesthetik gestimmt.

Nach dem Krieg erschien im Dortmunder  
Verlag Schalvenberg der Novellenband „Von  
festlichen Tischen“ neu, 1950 gab der Deutsche  
Bücher-Bund „Die Frankenthaler“ noch einmal  
heraus. Dabei ist es geblieben. Im Mainfrän-  
kischen Museum über Würzburg ruht der

Nachlaß mit unveröffentlichten Manuskripten.  
Noch keiner hat sich darum gekümmert.

Anschrift des Autors:  
Dr. Carlheinz Gräter  
Spartaweg 35  
97084 Würzburg

## Ein Freiburger als Pionier des Modernen Bildjournalismus: FELIX H. MAN (1893–1985)<sup>1</sup>





In den letzten zwei Monaten des Jahres 1995 war in der Freiburger Ausstellungshalle Marienbad eine große Gedächtnisausstellung über den aus Freiburg stammenden Pionier des modernen Bildjournalismus Felix H. Man (= Hans Felix Sigismund Baumann) zu sehen. Der Autor, der Man 1972 persönlich kennenlernte, hatte die Retrospektive konzipiert und realisiert sowie den Ausstellungskatalog erstellt.

Zur illustren Garde der Wegbereiter der neuartigen Fotoreportagen gehörten u. a. auch Walter Bosshard, die Brüder Georg und Dr. Tim N. Gidal, Kurt Hutton (= Kurt Hübschmann), André Kertész, Martin Munkacsy, Dr. Erich Salomon, Wolfgang Weber. Gemeinsam war ihnen, daß sie zumeist ein Hochschulstudium absolvierten und ihre Berufung in der fotografischen Berichterstattung fanden, ohne den Fotografenberuf erlernt zu haben. Für den neuen Stil des Fotojournalismus entstand der Begriff „candid camera“: aufrichtige, ehrliche, ungestellte Aufnahmen, in Innenräumen ohne Verwendung von Blitzlicht, wie unbeobachtet natürliche Zustände offenbarend. Diese wenig mehr als zwei Handvoll zählenden Fotoreporter wußten den Alltag der kleinen Leute wie der Hautevolee ohne Posen wiederzugeben. Sie beherrschten Fremdsprachen und konnten in Gesellschaften, auf internationalen Kongressen und bei diplomatischen Empfängen im Frack ihrem Metier nachgehen, ohne als Eindringlinge zu gelten. Der ehemalige französische Außenminister Aristide Briand soll dafür das Bonmot geprägt haben: „Zu einer Konferenz gehören ein paar Minister, ein Tisch und Dr. Erich Salomon“. Nun, auch Felix H. Man bewegte sich in diesen hochrangigen Politikerkreisen. In seinem Bildbericht „Im Ministerzug von Frankreich nach Deutschland“, als Doppelseite in der „Münchener Illustrierten Presse“, Nr. 41/1931, abgedruckt, erzählte er die Fahrt vom 26. und 27. September im Zeitrafferstil in 12 Aufnahmen ab 1/24 Uhr nachmittags in Paris bis zum ersten Weg Briands in Berlin zum Grabe Stresemans um 11.15 Uhr. Der Text ist auf ein Minimum geschrumpft: Jedes Foto wurde nur durch die Angabe der Uhrzeit, dazu ein bis zwei erläuternde kurze Sätze begleitet. Der Leser verfolgte das Ereignis durch die Bilder, die, im Unterschied zu früher, von einem einzi-

gen Fotografen stammten. Die leicht schräg von links nach rechts ansteigenden, in drei Vierergruppen übereinander gestellten Aufnahme-streifen suggerierten ein günstiges Verhandlungsergebnis. Über die Bedeutung des Layouts schrieb Man 1971: „Von der Geschicklichkeit des Redakteurs hing es dann allerdings ab, ob die Arbeit gut oder schlecht präsentiert wurde.“<sup>2</sup> So ist der moderne Fotojournalismus nicht denkbar ohne die Gruppe der künstlerisch gestaltenden Chef- und Bildredakteure Paul Feinhals, Hugo Weber und Stefan Lorant von der „M. I. P.“ sowie Kurt Korff und Carl Schnebel von der „Berliner Illustrierten Zeitung“.

In der Freiburger Man-Ausstellung ließ sich die Arbeit des Layouters exemplarisch nachvoll-



Mans erste Bildreportage „Frauenkongreß“ erschien 1929 ganzseitig in der „M.I.P.“ Das Layout bezieht seine Wirkung aus den in Form und Größe kontrastierenden Detailaufnahmen. Die Bilder, welche sich um ein großes Foto gruppieren, illustrieren nicht den Text, sondern vermitteln das Ereignis. Der Bildanteil überwiegt. Gekonnt benutzt der Bildredakteur die diagonale Blickrichtung der beiden asiatischen Zuhörerinnen, um das halbkreisförmige Foto mit dem Bildtext zu verknüpfen.

Archiv Werner Klipfel

# KATHOLIKEN-TAG FREIBURG 1929



Rutilius Vicelli ließ die  
Feiermesse

Photo: Stephan-Max



Beim Festgottesdienst in Freiburg:

Zweiter v. links: Weihbischof Dr. Warger von Freiburg, dann  
Bischof Spreng von Rottenburg und Abt Michael von Heilbronn  
von Reutberg u. A.

Der Katholikentag, der in diesem Jahre in der  
Metropole des kirchlichen Lebens Südwest-  
deutschlands, in Freiburg i. D., stattfand, hatte  
wohl zum Thema die Not der christlichen Familie.  
Aber äußerlich trat das Thema in den Hinter-  
grund vor dem großen kirchenpolitischen  
Ereignis der Lösung der römischen Frage und  
vor den Forderungen, die der überregionalen Ge-  
meinschaft des Rutilius Vicelli galten. Man kann wohl  
sagen, daß in Deutschland auch hier ein Vertreter  
des Vorgesichts einer beratigen Volksämlichkeit  
erfahret, wie sie in Freiburg 1929 Ausdruck fand.



Kreuzerhebung am Grabe Fehrenbachs:  
1. katholischer Staatspräsident Dr. Schmidt, 2. Reichsminister  
Dr. Wirth, 3. Abgeordneter Herr. & Kleriker Reichstagsabgeord-  
neter Herrsch., 4. der Reich der Zentrumspartei Herrsch. Dr. Koss



ziehen. Hier hingen neben einigen publizierten Fotoreportagen die Originalaufnahmen der zugrunde liegenden Bildserien. Das Titelfoto der „M. I. P.“ vom 15. 9. 1929 zeigt die Veränderungen, um von der querrrechteckigen Aufnahme „Jungfrauen von Schapbach“ (1929) zum typographisch überzeugenden Layout der hochformatigen Titelseite zu kommen. Der untere Wegschnitt war nötig, weil nach dem Wegfall des linken Bilddrittels die schräge Bankante ihre kompositorische Bedeutung verlor. Der bildparallele Anschnitt trägt zur bildwirksamen Prägnanz des Titelfotos bei.

Heutzutage liefert uns das Fernsehen Ereignisse und Personen hautnah in Großeaustellungen. Aber, wie war es damals, vor fast sieben Jahrzehnten? Wir können kaum mehr die Umstände nachvollziehen, die Man seinerzeit meistern mußte: Fotoverbote, fotoscheue Prominente, wie etwa der Dirigent Arturo Toscanini, technische Schwierigkeiten. Weder die CONTESSA NETTEL (Plattenformat  $6\frac{1}{2} \times 9$  cm, Brennweite 12 cm) noch die legendäre ERMANOX (Plattenformat  $4\frac{1}{2} \times 6$  cm, Brennweite 8,5 cm) mit ihren lichtstarken Objektiven von 1:2,8 bzw. 1:1,8 erlaubten wegen des gering empfindlichen Negativmaterials Innenaufnahmen aus der Hand. Man arbeitete ohne Belichtungs- und Entfernungsmesser oft bei offener Blende mit einem Stativ, den Verschuß auf B gestellt, bei Belichtungszeiten zwischen  $\frac{1}{8}$  und 1 Sekunde. Bei Bewegungen mußte er instinktiv den „toten Punkt“ treffen, d. i. der kurze Moment der Ruhe, wenn ein Bewegungsvorgang ausläuft, bevor der neue anhebt. Unschärfen oder gar Wischeffekte im heutigen Sinne waren verpönt. Jede Aufnahme mußte ein „Treff“ sein, da Man für eine Reportage nur über einen Vorrat von etwa 20 Glasplatten verfügte. Es gelangen ihm eine Reihe von Fotos, die damals Aufsehen erregten: Nachtreportagen, Naheinstellungen von Schauspielern und Dirigenten, wie etwa die heute noch bewunderte Strawinski-Sequenz, bei Generalproben und Konzerten – Meilensteine in der Geschichte des Bildjournalismus. Und nicht erst mit dem sensationellen Mussolini-Fotoessay (1931) gelang ihm der Sprung auf die Titelseiten der beiden führenden deutschen Illustrierten „M. I. P.“ und „B. I. Z.“. Von 1929 bis 1935 veröffentlichten beide Wochenzeitschriften von ihm unter dem



Freiburg, Kaufhausgasse, 1930/32. Einziges erhaltenes Exemplar<sup>4</sup>. Leica. 29,4 x 12,3 cm. Archiv Hans A. O. Baumann



*Mädchen beim Rechen, 1949.<sup>4</sup> Leica. 24,6 x 16,8 cm. Ein Blatt aus der Bildserie „Ernte im Schwarzwald“. Im Hintergrund ist die ehem. Klosterkirche von St. Peter zu sehen.*

Archiv Hans A. O. Baumann





*Martin Heidegger outside his retreat in Todtnauberg, 1949. Leica. 26,4 x 18,6 cm.*

Archiv Hans A. O. Baumann

Pseudonym Man rund 150 Arbeiten. Nach seiner Auswanderung nach London folgten 1934 in der „Weekly Illustrated“ fast 50 und von 1938 bis 1953 in der „Picture Post“ 300 Beiträge.

Felix H. Man wurde auch in einzelnen Arbeiten zum Chronisten seiner Zeit: Der greise Reichspräsident von Hindenburg bat ihn, weil er den Gebrauch von Lampen und Blitzlicht ablehnte, zu Aufnahmen; er war der erste Fotograf, der Mussolini tagsüber mit seiner Kamera begleiten durfte; er war als einziger Bildjournalist eingeladen, als mit Chamberlain erstmals ein englischer Premierminister der sowjetischen Botschaft in London einen Besuch abstattete; er hielt als erster Fotoreporter eine Heiligensprechung im Petersdom in Rom in Farbe fest.

Dabei war sein Weg zum Berufsfotografen alles andere als geradlinig verlaufen. Das Licht der Welt, das später für ihn in doppeltem Sinne lebenswichtig werden sollte, erblickte Man als Hans Felix Sigismund Baumann am 30. November 1893 in Freiburg i. Br. Als 11jähriger Schüler bekam er eine KODAK-BOX. Der 1. Weltkrieg unterbrach sein Studium der Malerei und Kunstgeschichte, das er nach Kriegsende in München abschloß. 1915 fotografierte er im Elsaß seine erste Bildserie „Ruhe an der Westfront“. Um 1920 züchtete er mit (Medailen-) Erfolg Hühner und Enten. 1926 zog er wiederum nach Berlin, zeichnete und fotografierte für „BZ am Mittag“, „Tempo“ und „Morgenpost“. Das Jahr 1929 brachte den ersten großen Erfolg: er wurde Starfotograf der Dephot (Deutscher Photodienst), veröffentlichte Ende Juni in der „M. I. P.“ seine erste Bildreportage „Frauenkongreß“ und schaffte zwei Monate später auf Anhieb den Sprung auf die Titelseite der „B. I. Z.“ mit der Aufnahme „Abendgespräch in Den Haag“ (= Außenminister Stresemann mit Graf Zech, dem deutschen Gesandten).

Obwohl er 1931 die Aufsehen erregende Bildgeschichte „Ein Tag im Leben Mussolinis“ schuf, fertigte er keine Aufnahmen von Hitler oder anderen NS-Größen an. Er kehrte Ende Mai 1934, wengleich weder Jude noch politisch verfolgt, dem 3. Reich den Rücken wie die meisten der Bildreporter und Chefredakteure, mit denen er zusammengearbeitet hatte. Um

seine Ausreise nicht zu gefährden, ließ er in Berlin seinen Frack zurück. Dieses Kleidungsstück sollte ihm für seine weitere Tätigkeit in London sehr fehlen. Hier arbeitete er ohne Arbeitserlaubnis als bestbezahlter Pressefotograf der Fleet Street beim „Daily Mirror“ und ab 1938 als Cheffotograf der neugegründeten „Picture Post“. Nach dem 2. Weltkrieg machte er sich einen Namen als Farbspezialist. Er „schrieb“ für dieses Magazin farbige Berichte und schuf Schwarzweiß- und Farbaufnahmen von prominenten Politikern (z. B. Churchill und Adenauer) sowie Künstlern (u. a. Braque, Chagall, de Chirico, Le Corbusier, Léger, Matisse, Moore, Picasso).

1954 erschien in London über acht weltbekannte Maler und Bildhauer sein Buch „Eight European Artists“ mit farbigen und schwarzweißen Aufnahmen sowie Beiträgen dieser Künstler.

1948 erhielt er die britische Staatsangehörigkeit und unternahm im Auftrag seiner Zeitschrift Reisen in Europa, nach Westindien und Britisch Guayana. Die Verbindung zu seiner Vaterstadt Freiburg riß nie ab. Bei seinen Besuchen mußte ihn sein hier lebender Bruder Alexander Baumann, Man besaß keinen Führerschein, in den Schwarzwald und ins Elztal chauffieren. Bei schönem Wetter genoß er jedesmal aufs Neue auf seiner Lieblingsstrecke St. Peter nach St. Märgen den weiten Ausblick bis zum Rhein. 1949 entstanden die Schwarzweiß- und Farbserien „Martin Heidegger in Todtnauberg“, „Bauern vom Elztal beim Tanz“ und „Ernte im Schwarzwald“. Unter dem Titel „When the corn is crackling ripe“ wurde eine doppelseitige Reportage mit Farbfotos am 16. September 1950 in der „Picture Post“ abgedruckt.

1956-1958 bearbeitete er Sonderaufträge für die „Sunday Times“. 1972 ließ er sich in Rom nieder und heiratete 1973 die Malerin Lieselott Henderson-Begg.

Man schrieb 1983 in seiner Monographie: „Ich hatte auf eine Möglichkeit gehofft, einige ungestellte, zwanglose Photos machen zu können. Aber wir hatten einen schlechten Tag erwischt... Meine Chance kam erst nach dem Essen, als Churchill eine der extra großen, speziell für ihn hergestellten Coronas anzündete, es sich in seinem Sessel bequem machte und in





*Selbstbildnis im Spiegel mit Winston Churchill und Graham Sutherland, 1954.<sup>5</sup> Leica. 60,9 x 44,7 cm. Diese Aufnahme mag für viele Porträts des gewieften Photographen stehen, der mit seiner Leica den unvergleichlichen Reiz einer bestimmten Situation zu erfassen vermochte und die Wiedergabe der durch das einfallende Seitenlicht erzeugten subtilen Grautöne meisterlich beherrschte.*

Archiv Hans A. O. Baumann

einen Halbschlaf verfiel. An der Wand gegenüber hing ein großer Spiegel. Als ich uns drei in diesem Spiegel sah, zögerte ich nicht und hielt diese Szene mit meiner kleinen Kamera fest. Ein paar Augenblicke später zog sich Churchill zu seiner gewohnten Nachmittagsruhe zurück.“<sup>6</sup>

Seit dem Kriegsende beschäftigte sich Man zunehmend mit der Geschichte der künstlerischen Lithographie und begann Stein drucke zu sammeln. Er gab 1963–1975 im Verlag der Galerie Wolfgang Ketterer, Stuttgart/München, die zehnteilige Mappenreihe „Europäische Graphik“ mit limitierten Originalgraphiken von renommierten Künstlern heraus (u. a. Dix, Heckel, Grieshaber, Kokoschka, Guttuso, Sutherland, Belling, Bill Butler, Marini, Moore). Darunter befindet sich auch ein Blatt des international bekannt gewordenen Freiburger Malers Julius Bissier, über dessen Entstehung mir Man einmal erzählte. Man kann anhand dieses einen Beispiels unschwer die Mühe und den Zeitaufwand um das Zustandekommen der Mappenwerke mit rund 100 Lithographien erahnen. Dann schrieb Man Begleitworte in Katalogen seiner Photoausstellungen sowie Artikel über Photojournalismus und Kunstausstellungen in Zeitungen und Zeitschriften (Frankfurter Allgemeine Zeitung, Handelsblatt Düsseldorf, DGPh Intern, Die Welt) und verfaßte eine Anzahl Bücher (z. B. „150 Years of Artists Lithographs 1803–1953“, London 1953; „Lithography in England 1801–1810, with catalogue raisonné“, New York 1963; deutsche Ausgabe Hamburg 1967; „Graham Sutherland. Das graphische Werk 1922–1970“, München 1970; „Man with Camera. Photographs from seven decades“, London 1983; deutsche Ausgabe München 1983; amerikanische Ausgabe New York 1984). So wird verständlich, daß Man zwischenzeitlich das Photographieren fast gänzlich aufgegeben hatte.

Seine umfangreiche Sammlung zur Geschichte der Lithographie, 1971 im Victoria and Albert Museum, London, und im Aargauer Kunsthaus, Aarau/Schweiz, ausgestellt, wollte er der Nachwelt gerne in einem deutschen Museum erhalten. Obwohl günstig angeboten, winkte man in Freiburg, München und anderswo ab. Man war verärgert, wie mir die Witwe, Frau Lieselott Man, anlässlich des Besuchs der

Freiburger Ausstellung ihres Mannes mitteilte und verkaufte die Sammlung schlußendlich teurer nach Australien.

1965 wurde Man als „Wegbereiter des Bildjournalismus“ mit dem Kulturpreis der Deutschen Gesellschaft für Photographie ausgezeichnet. 1968 erhielt er das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse und 1981 das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. Am 30. Januar 1985 starb er 91jährig in London.

Seine Photographien sind in bedeutenden Photo- und Kunstmuseen wie z. B. in Berlin, Essen, Köln, München, Austin, Kopenhagen, London, Rochester, San Francisco, Sa. Monica, Paris, Stockholm vertreten, und auch das Stadtarchiv Freiburg i. Br. bewahrt ein ansehnliches Konvolut, darunter mehrere Heidegger-Aufnahmen, auf.

---

#### *Ausgewählte Literatur*

Ausstellungskatalog Felix H. Man. Ein Pionier des modernen Bildjournalismus aus Freiburg i. Br., Freiburg i. Br. 1995 (mit umfassenden biographischen und bibliographischen Angaben).

Felix H. Man, Photographien aus 70 Jahren, München 1983.

Tim N. Gidal, Chronisten des Lebens. Die moderne Foto-reportage, Berlin 1993.

---

#### *Anmerkungen*

1 David Hockney, The print Collector. Lithographie in Grau. 67 x 45,5 cm. Blatt 2 der Mappe „Europäische Graphik VII“, 1971. Archiv Werner Klipfel.

2 Ausst. Kat. Felix H. Man, München 1971, S. 7.

3 Auf der Rückseite eines Einzelphotos im Stadtarchiv Freiburg i. Br. wurde auf einem Zettel von Man in Maschinenschrift vermerkt:

„Katholikentag Freiburg 1929

Freiburg, wo der Katholikentag 1929 statt fand, war damals eine katholische/Stadt mit gotischem Münster und einem Erzbischof. Als ich kurz vor der/Ankunft aus meinem Schlafwagenabteil heraustrat, öffnete sich gerade die/Tür des Nachbarabteils, und Nuntius Pacelli, der aus Berlin als Vertreter des Papstes gekommen war, trat auf den Gang, ein Glücksfall der mir meine/Arbeit bei der Freilichtmesse erleichtern sollte.“



(Zit. n. Ausst. Kat. Felix H. Man, Freiburg i. Br. 1995, S. 56)

- 4 Aus Anlaß der Gedächtnisausstellung 1995 in Freiburg i. Br. erschienen zwei von Frau Lieselott Man autorisierte Auflagen der Motive „Freiburg, Kaufhausgasse“ und „Mädchen beim Rechen“ in einer Auflage von 15 bzw. 25 Exemplaren auf Ilford Galerie Photopapier im Format 24 x 30 cm. Einige Restexemplare sind ebenso noch erhältlich wie Kataloge. Interessenten wenden sich an den Verfasser.
- 5 Das steil erscheinende Hochformat wurde zum Mißfallen Mans oben beschnitten, was die Gesamtwirkung beeinträchtigt. Schon zur Freiburger Ausstellung 1995 war von Lieselott Man weder eine andere Vergrößerung noch das Originalnegativ aufzufinden.

Die beiden Besucher Churchills bringen sich so gekonnt in die Komposition ein, daß durch den knieenden Photographen die Verbindungslinien der drei Köpfe ein Gegendreieck zum Lichtdreieck auf dem Teppich bilden.

- 6 Man 1983, S. 266.

Anschrift des Autors:  
Werner Klipfel  
Sonnenwiese 16  
79194 Gundelfingen

# Ein Wunderwerk der Technik verfällt

Gesamtkunstwerk Schloßgarten Schwetzingen lebt vom Wasser

Der „Maschinenweg“, der sich an der Außenseite des Schwetzinger Schloßgartens entlang zieht, wirkt verlassen. Besucher ziehen das attraktive Innere des Gartens vor, auch Einheimische verirren sich nur selten hierher. Ein Spaziergänger stößt am rückwärtigen Teil des Schloßgartens auf ein behäbig hingestrecktes, bescheidenes Wohnhaus, des-

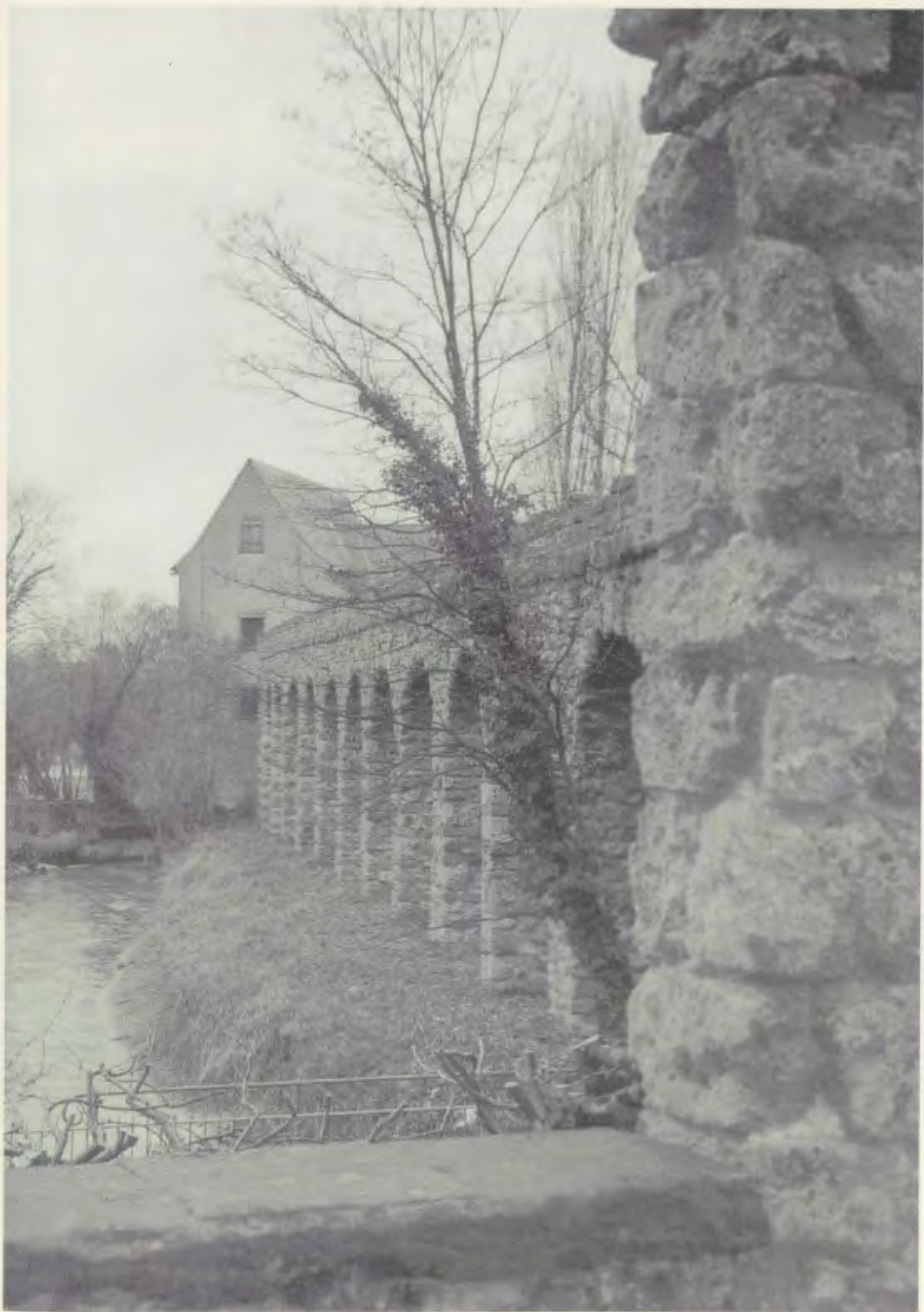
sen Fenster im Erdgeschoß so tief liegen, daß man sie – wären die Klappläden nicht geschlossen – bequem als Einstieg nutzen könnte. Im Gegensatz zum unbewohnt wirkenden Erdgeschoß scheint das Obergeschoß bewohnt. Das mächtige Satteldach mit seinem Krüppelwalm gibt dem ganzen einen ländlichen Anstrich, wozu dann allerdings das



Das Maschinenhaus, an das sich – an der linken Dachseite zu sehen – der Wasserturm anschließt. Rechts das einstige Schlachthaus. Das alte Bodenniveau lag deutlich tiefer.

Michael A. Kleinert





*Erste Verbrauchsstelle im Schloßgarten: Das römische Wasserkastell. Von hier aus gesehen das Untere Wasserwerk mit Aquaedukt.*

Michael A. Kleinert



*„Abgewrackt“, ihrer Schaufeln beraubt, vermitteln die beiden Triebräder mit ihren mächtigen Wellbäumen immer noch einen Eindruck ihrer einstigen Kraft. Die Sohle des Mühlbach-Durchflusses ist mit Unrat übersät.*

Michael A. Kleinert



sehr schmale und wesentlich höhere Gebäude nicht so recht passen will, das quer zum Vorderhaus an die Rückseite angebaut ist. Daß sich ausgerechnet an dieses graue, unscheinbare Bauwerk eine antik wirkende Mauer mit Bogendurchgängen anschließt, macht das Ensemble noch rätselhafter. Ein ehemaliges Bauernhaus mit einem umgebauten Schuppen zum Trocknen von Tabak? Aber wozu dann die „antike“ Mauer, die schnurstracks auf eine „echt römische“ Ruine zuläuft? Doch bei den beiden Bauten, die erhebliche Bauschäden aufweisen, handelt es sich keineswegs um normale Wohnhäuser. Sie bilden vielmehr die schäbig gewordene Hülle für ein stillgelegtes und nun dahinsiechendes Wunderwerk der Technik – das in den 1760er Jahren gebaute Untere Wasserwerk. Zusammen mit dem Oberen Wasserwerk lieferte es einst das Wasser für den Schloßgarten. Erst diese beiden komplizierten Maschinen sorgten dafür, daß Natur und von Menschenhand Geschaffenes durch „Wasserkünste“ zu einer genialen Einheit verschmelzen konnten. Bächlein und Bassins, sprudelnde Brunnen, tanzende Fontänen – sie alle lebten vom Wasser, das die beiden Wasserwerke herbeischafften. Das Gesamtkunstwerk Schwetzingen Schloßgarten, von aller Welt bestaunt – damals wie heute ist Wasser das Element, das ihn zu einer Perle unter Parkanlagen macht, und das die Besucherströme anzieht.

Der „Bruder“ des Unteren Wasserwerks, zehn Jahre jünger, stand nördlich des Schlosses am Leimbach. Das Gebäude wird heute vom Finanzamt genutzt; die Trieb- (Mühl-) räder sind jedoch – im Gegensatz zum Unteren – restauriert und können in Gang gesetzt werden. Da sie aber nicht an die defekte Pumpenmechanik angeschlossen und damit sozusagen arbeitslos sind, laufen sie viel zu schnell. Der Restaurator Michael A. Kleinert beschäftigte sich in seiner umfangreichen Dokumentation über die Wirkungsweise und den derzeitigen Zustand des Unteren Wasserwerkes im Vergleich auch mit dem oberen Maschinenhaus.<sup>1</sup> Er stellte dabei fest, daß zwar die Antriebsräder auf dieselbe Kraft wie das obere Maschinenhaus ausgelegt sind, die beiden Brunnen jedoch sehr viel kleiner waren und deshalb deutlich weniger Leistung brachten.

## PIGAGE FAND DEN RICHTIGEN EXPERTEN

Beide Werke hatten einen Vorgänger. Von dieser um 1725 gebauten Anlage, die etwa an der Stelle des späteren Oberen Wasserwerks stand, heißt es bei Hiltrud Heber<sup>2</sup> „Nach Uffenbachs Beschreibung trieben drei unterschlächtige Mühlräder die drei Pumpen des Wasserwerks an. Die Kraftübertragung von den Rädern zu den Pumpen wurde durch Kurbelwellen bewerkstelligt“. Laut Heber drückten diese das Wasser durch Bleirohre in einen Bleibehälter, der sich oben auf einem hölzernen Wasserturm befand. Von hier wurden dann über eiserne Rohre die Springbrunnen versorgt.

Allein aus dieser Beschreibung geht schon hervor, daß damals, um 1725, der Schwetzingen Schloßgarten sehr viel bescheidener ausgestattet war. Erst der kunstsinnige, auf angemessene Repräsentation bedachte Kurfürst Carl Theodor, der 1742 die Regierung antrat und Schwetzingen zu seinem Sommersitz machte, schuf das Gesamtkunstwerk, das wir heute kennen. Er hatte das Glück, in Nicolas de Pigage einen genialen Baumeister zu finden und die Mittel, von diesem seine Träume von einer Stätte, an der sich Geist, Geschichte, Kunst und Natur in idealer Weise vereinen, in die Realität umsetzen zu lassen. Um das zur Verwirklichung des Traumes herbei zu schaffen, reichte das vorhandene, baufällige Wasserwerk nicht aus. Pigage plante daher am heutigen Maschinenweg ein neues, das Untere Wasserwerk von dem hier die Rede ist. In einem alten Führer lesen wir, daß das untere Maschinenhaus die Springbrunnen des eigentlichen Gartens versorgte, während das obere für das große und die vier kleineren Bassins des Vorgartens zuständig war. Den idealen Fachmann für die Planung und den späteren Betrieb des Werks fand Pigage vor Ort. Es war Thomas Breuer, dessen Vater bereits die alten Maschinen gewartet hatte. Pigage schickte ihn laut Heber 1756 nach Paris, um sich dort kundig zu machen – offenbar mit Erfolg. Das neue Maschinenhaus, das 1765 in Betrieb gesetzt wurde, funktionierte mittels zweier verschiedener Systeme. Die nötige Power zum Betrieb der Pumpen kam vom Leimbach. Man hatte dem

Bachlauf zwar sein angestammtes Bett gelassen, doch konnte er mit Hilfe eines kleinen Wehrs und eines Stichgrabens zum Brunnenhaus umgeleitet werden, um dort zwei riesige hölzerne Mühlräder anzutreiben. Unterhalb mündete er ins alte Bett. Die versetzt angeordneten Mühlräder wiederum betrieben über ihre gewaltigen Achsbäume und verschiedene als Übersetzung dienende Stirnräder die Pumpen mit ihren präzise gearbeiteten Ventilen. Diese Pumpen – das zweite, jedoch vom Drehen der Triebräder abhängige System – sogen aus gewaltigen kreisrunden Brunnen Grundwasser nach oben auf den von außen nicht als solchen erkennbaren Wasserturm. Dieser versorgte über ein „römisches“ Aquädukt die diversen Leitungen für die „Wasserkünste“. Doch die Mühlräder konnten noch mehr. Mittels einer simpel, aber sinnreich konstruierten Vorrichtung konnte die ebenfalls noch vorhandene, vielfach umgebaute Knochenmühle angeschlossen werden, in der ein hölzernes Gatterwerk die

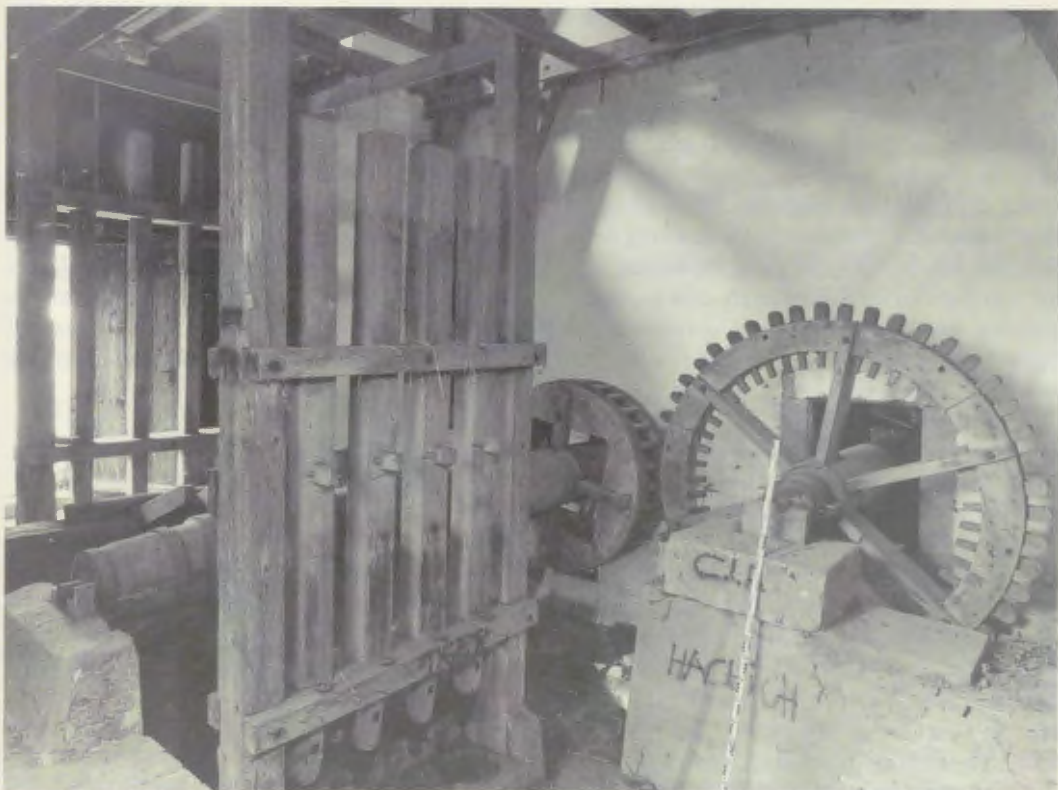
Knochen aus dem nahe gelegenen Schlachthaus zerkleinerte – eine wohl sehr geruchsintensive Arbeit. Aufgrund zahlreicher kleiner und größerer Reparaturen und Veränderungen an der Mechanik, auf die er im Laufe seiner Untersuchung stieß, kam Kleinert zu der Überzeugung, daß der Brunnenmeister und das ihm unterstellte Team dauernd die Arbeit der Triebräder und Pumpen überwachen mußten, ständig mit Werkzeug und Ölkännchen unterwegs waren, damit nicht Maschinenteile heißliefen, verbogene Eisenteile und abgebrochene Holzzähne rechtzeitig ersetzt wurden. Auch die Wasserzufuhr mußte mittels Schieber ständig geregelt werden. Die Funktionstüchtigkeit war nur dadurch zu erreichen, daß die Maschinen längere Ruhepausen hatten, wobei die Triebräder aber nicht stillstehen durften, sondern langsam weiterliefen. Da Carl Theodor Schwetzingen nur als Sommerresidenz nutzte, lag die längste Ruhepause naturgemäß in den Wintermonaten, in der man sicher auch Generalüber-



*Mittels präzise gearbeiteter hölzerner Kammräder und Trillis wurde die Kraft auf die Pumpen übertragen. Heute ein trostloser Anblick.*

Michael A. Kleinert





*Das Hammerwerk der Knochenpoche, die nach Bedarf dem Mühlrad zugeschaltet werden konnte. Unten die napfförmigen Metallschalen für die Knochen, die von den versetzt im Takt arbeitenden Hämmern des Fallgatters zerkleinert wurden.*

Michael A. Kleinert

holungen vornahm. Nachts, so Kleinerts Vermutung, lieferten die mit halber Kraft arbeitenden Werke das Wasser zum Auffüllen der Reservoirs. Nach seiner Berechnung hätte die Kapazität sonst nicht ausgereicht, alle Wasserspiele zu speisen.

## GEPLANTE SANIERUNG IM WETTLAUF MIT DER ZEIT

Das Untere Wasserwerk, zwischenzeitlich vielfach umgebaut, tat noch bis weit in die Nachkriegszeit hinein seinen Dienst. Mit dem Bau des neuen Schwetzingener Wasserwerks in den 60er Jahren wurde der Schloßpark von dort elektronisch gesteuert versorgt, der Veteran hatte ausgedient. Seitdem liegt das barocke Kunstwerk nutzlos und vergessen in Agonie. Der Autor der Dokumentation kommt zu dem Schluß, daß wohl nur die Breuers, in drei

Generationen mit den Wasserwerken verbunden, mit ihnen richtig umgehen, sie präzise einstellen konnten. Die Fließgeschwindigkeit des Leimbachs, der je nach Witterung viel oder wenig Wasser mit sich führte, mußte ja ebenfalls mittels Schiebern am Wehr so geregelt werden, daß sich die Räder weder zu schnell noch zu langsam drehten. Problematisch wurde auch das deutliche Absinken des Grundwasserspiegels, das vor allem in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts auftrat. Der Restaurator vertiefte sich in die Mechanik des Werkes und listete penibel die zahlreichen Krankheiten auf, an denen der Patient aus der Glanzzeit Schwetzingens leidet. Sie könnten - sollten - werden? als Grundlage für eine Restaurierung dienen. Doch die liegt noch in den Sternen. Zumindest ein erster, nicht unbedingt sehr kostenaufwendiger Schritt wäre schon getan, wenn wenigstens bis zu einer späteren Instandsetzung das

Gebäude saniert und der weitere Verfall des Werks gestoppt würde. Zahlreiche Häufchen Holzmehl weisen auf massiven Holzwurmbefall hin. Teile der Räder liegen zerbrochen herum. Traurig hängen beschädigte Schaufeln von den Triebrädern, die selbst im jetzigen, trostlosen Zustand noch einen Eindruck ihrer einstigen Kraft vermitteln. Natürlich hätte es wenig Sinn, das seit Jahren still liegende Maschinenhaus mit viel Geld so zu restaurieren, daß es wieder arbeiten könnte. Diese Arbeit verrichten die Schwetzingen Wasserwerke heute sicherlich effizienter. Doch sollte zumindest die Restaurierung der Mühlräder in Angriff genommen werden; ihre Wiederinstandsetzung wäre auf jeden Fall eine optische und auch akustische Attraktion für die Besucher. Vielleicht könnte sogar die Pumpenmechanik wieder instandgesetzt werden. Keine Frage, daß sich bei Führungen, gekoppelt mit den nötigen Erklärungen, immer genügend Interessenten fänden.

Baudirektor Codehard Sicheneder, Referent der Oberfinanzdirektion für die Baumaßnahmen im Bereich des Vermögens- und Hochbauamtes Mannheim, in dessen Zuständigkeit der Schwetzingen Schloßgarten fällt, weist darauf hin, daß derzeit die Sanierung der Moschee, des Badhauses, der Schloßkirche, des Ehrenhofflügels und des Hofgärtnerhauses im Gange ist. Etwa fünf Millionen jährlich verschlingt die Instandsetzung und -haltung von Schloß

und Garten. Seit den 60er Jahren gab das Land dafür über 115 Millionen aus. Bisher sei es gelungen, in jedem Doppelhaushalt weitere Maßnahmen einzubringen. Ab 2005, so Sicheneder, steht die Sanierung des Unteren Wasserwerks auf der Dringlichkeitsliste, doch könne sich diese nach Bedarf noch ändern. Es wäre zu wünschen, daß das Wasserwerk auf dieser Liste um einige Stellen nach vorn rückte, denn in fünf Jahren könnte das technische Wunderwerk, vor zweihundert Jahren geschaffen, sang- und klanglos vor die Hunde gegangen sein.

---

#### *Anmerkungen*

- 1 M. A. Kleinert: „Dokumentation über das untere Wasserwerk“ 1997/98 in Auftrag gegeben vom Staatlichen Hochbauamt Mannheim.
- 2 Hiltrud Heber: Die Arbeiten des Nicolas de Pigage in den ehemals kurpfälzischen Residenzen Mannheim und Schwetzingen“.

Anschrift des Autors:  
Traudl Schucker  
Jägerstraße 40  
76227 Karlsruhe



## Preis der Stadt Baden-Baden für Dr. Reiner Haehling von Lanzener

Am 29. September 1999 überreichte Frau Oberbürgermeisterin Dr. Sigrun Lang dem Leitenden Staatsanwalt a. D. Dr. Reiner Haehling von Lanzener den Preis der Stadt Baden-Baden. Die Urkunde lautet: „Die Stadt Baden-Baden verleiht mit dieser Urkunde Dr. Reiner Haehling von Lanzener den Preis der Stadt Baden-Baden 1999 als Zeichen des Dankes und der Anerkennung für sein ehrenamtliches Engagement, seine Forschungen und Publikationen für und über die Stadt Baden-Baden.

Baden-Baden, den 29. September 1999, Dr. Sigrun Lang, Oberbürgermeisterin“

Der Landesverein Badische Heimat gratuliert seinem Mitglied zu dieser verdienten Auszeichnung aufs herzlichste: Der Preis wird alle drei Jahre verliehen und ist mit 5000 DM dotiert. Frau Dr. Lang würdigte in ihrer Laudatio den nachdrücklichen Einsatz des Preisträgers für das gewachsene Stadtbild, seine penibel recherchierten Arbeiten über die Geschichte und Kultur der Stadt und damit auch seinen engagierten Einsatz für die Stadtgeschichte. Sie nannte Dr. Haehling von Lanzener einen bekennenden Baden-Badener und faßte damit alles zusammen, was dieser für die Stadt leistet und bedeutet.

Seine Dankesrede stellte Dr. Haehling von Lanzener unter das Thema „Die Bedeutung der Kultur als Werbefaktor für Baden-Baden“, ein Thema, das dem Redner Ernst, scharfgeschliffene Passagen, oft verpackt in einen hintergründigen Humor, und Nachdenklichkeit erlaubte. Hier sprach eine Persönlichkeit mit klarer Übersicht über die Probleme der Stadt und der Fähigkeit, diese gezielt und wirkungsvoll anzusprechen.

Die Rede war didaktisch glänzend aufgebaut. Zunächst wandte sich der Redner der beinahe zweitausend Jahre alten Geschichte der Stadt zu und rief dann die Männer und Frauen auf den Plan, welche die Kultur der Stadt in ihren vielen Facetten und ihr Flair begründeten. Das ergibt in der Summe eine beinahe ungläubliche Vielfalt. Dr. Haehling von Lanzener fügte alle die Frauen und Männer zusammen zu einem Mosaik Baden-Badener Kultur, wie sie nach 1840 zur Blüte kam.

Das führte von Großherzogin Stephanie über Pauline Viardot-Garcia, Clara Schumann zu den Dichtern Hebel, Brentano, Schenckendorf, Uhland, Kerner, Tieck, Lenau, Scheffel, zu den französischen Literaten Dumas, Balzac, Hugo, führte zu den Russen Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski, zu den Malern und Musikern Brahms, Kreutzer, Meyerbeer, Berlioz, Paganini, Winterhalter, Feuerbach, K. L. Frommel, Courbet, M. v. Schwind. Natürlich fehlte nicht Reinhold Schneider, zu dem der Redner ein besonders enges Verhältnis hat, Werner Bergengruen, Flake, Döblin usw. Aber auch besondere Ereignisse führte Dr. Haehling von Lanzener an, so die Iffezheimer Rennwoche, die Spielbank, die Hoteldynastien Messmer, Brenner, Rößler, Steigenberger, den Fürstenkongreß 1860 oder das Treffen Adenauers mit De Gaulle. Alle diese Persönlichkeiten haben durch ihre Anwesenheit oder gar Wohnen in Baden-Baden jene unvergleichliche Kultur und ihre berühmte Ausstrahlung geschaffen.

Tempi passati? Sicher in dieser Form leider nicht mehr wiederholbar, aber trotzdem kam Dr. Haehling von Lanzener zu der Feststellung, daß sich in Baden-Baden auf kulturellem Gebiet eine Menge tut, daß Freiräume vorhan-

den sind, die ohne großen Aufwand zu nützen sind. Und da setzten die Kritik, aber auch die realistischen Vorschläge des Redners ein. Eine Anzahl seiner Folgerungen sollen nun folgen:

Es gibt keinen einzigen Hinweis auf den Aufenthalt Alfred Döblins in Baden-Baden, oder da ist das tragikomische Schicksal des Reinhold-Schneider-Denkmal. Die Stele wurde schleunigst entfernt, nachdem Altmetalliebe den Kopf abgebrochen hatten. Um Dr. Haehling von Lanzenauer zu unterstützen, sei diese Passage seiner Rede zitiert: „Ich gehe davon aus, daß die Stadt im Zusammenhang mit der Genehmigung eines hohen Neubaus für das Dorint-Hotel angemessenen Freiraum für eine Gedenktafel neben dem Hoteleingang vorbehalten hat. Im Jahre 2002, zum 100. Geburtstag des Dichters, wollen wir sie einweihen. (...) Attraktiv wäre auch, wenn der berühmteste Balkon Baden-Badens, der Kaiserbalkon, über der Hotelpforte, zumindest in der Form eines architektonischen Themas an der Hotelfassade wieder auferstehen würde. Erinnernde Hinweise wären weiterhin denkbar an manchen Stellen namentlich der Innenstadt, wo andere große Frauen und Männer gewirkt haben. Wir stellen unser Licht viel zu tief unter den Scheffel.“

Das gilt auch für die kahlen Wandelgänge des Festspielhauses, die mit zeitgenössischen Darstellungen klassischer Konzertszenen und mit Porträts berühmter in Baden-Baden tätiger Musiker geschmückt werden könnten.

Die bisherigen guten Stadtrouten sollten für den Besucher durch einen literarischen Rundweg ergänzt werden. Es gibt viele Geschichtsvereine in unserem Land. Für diese könnte man, um sie an die Stadt zu binden, Kurzzeitseminare für Geschichte, Kunstgeschichte oder Antiquitätenkunde anbieten. Hierher gehört auch der Vorschlag, die Vielzahl der erscheinenden und wieder verschwindenden „Postillen“ zu einem perfekt aufgemachten Journal zu bündeln.

Als großes Manko bezeichnete Dr. Haehling von Lanzenauer das Fehlen einer sorgfältig erarbeiteten, modernen, mehrbändigen Stadtgeschichte, wie sie andere Städte längst haben. Deshalb stiftete er den Betrag von 5000 DM, mit dem der Preis dotiert ist, als Grundlage für dieses Vorhaben in der Hoffnung, daß sich

weitere Sponsoren finden mögen. Eine hochherzige Stiftung für den Arbeitskreis für Stadtgeschichte!

Dr. Haehling von Lanzenauer stellte auch das Bild der Stadt als großen Werbefaktor deutlich heraus. Er hob hervor, daß Baden-Baden über Meisterwerke der Baukunst verfüge, eine architektonische Kultur, eingerahmt mit noch weitgehend unversehrten Ensembles von Biedermeierhäusern, Gründerzeitbauten, Jugendstilgebäuden. Aber auch in Baden-Baden wurden nach dem Kriege unnötige schmerzhaft Lücken in diesen Bestand gerissen. Wörtlich sagte er: „In der Gegenwart allerdings hat man in der Stadt lichte Räume entdeckt, die man kurzerhand als Lücken zukleistern will.“ Und dann folgten bedenkliche Details mit der Feststellung, daß sich auch eine Vielzahl baulicher Sünden zu einer stillen Zerstörung maximieren können. Es sei deshalb gut, daß eine Arbeitsgruppe des Rathauses den Stadtentwicklungsplan fortschreiben und für das historische Stadtbild sorgen will. Die Entscheidungen müßten aber für den Bürger transparent gemacht werden. Fazit: „Wer Baden-Baden besucht, möchte den Schauplatz der einstigen Capitale dété Europas erleben.“

Sommerresidenz Europas? Da müßte man mehrere Fragezeichen setzen, denn fühlbar, merkbar ist die schwindende Atmosphäre dieser Stadt, das schrittweise Verlorengehen des einst so berühmten Flairs. Das ist wohl nie mehr aufzuholen, und es bleibt die Ursachenforschung dieser Entwicklung. Dr. Haehling von Lanzenauer nannte mit Recht als Hauptursache des Übels den immer stärker werdenden, alles erstickenden Straßenverkehr, dessen Bewältigung ein Riesenproblem der Stadt ist. Er schlug daher vor, eine Arbeitsgruppe zu bilden, die neue Modelle der Verkehrsregelung erarbeitet und sich in anderen Fremdenverkehrsarten mit guten Lösungen umsieht. Gewiß, die Verhältnisse in den Städten sind verschieden, aber alle haben das gleiche Ziel. Für Baden-Baden lautet dies: „Wir wollen genau so Gäste anziehen, die bei uns in Ruhe flanieren, einkaufen, sich wohl fühlen.“ Dazu gehört aber auch, wie Dr. Haehling von Lanzenauer sagte, daß die zeitweise bedrängenden Verhältnisse in der Fußgängerzone abgestellt werden, und diese charakterisierte er mit dem Schillerwort:





*Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer*

Foto: Atelier Blaszk, Baden-Baden

„Hier wendet sich der Gast mit Grausen.“ Deshalb forderte der Redner ein neues „Wirkgefühl“, einen neu erwachenden Bürgersinn, der eintritt für das gemeinsame Ziel. Denn, so seine Schlußfolgerung: „Unser einmalig schönes Baden-Baden mit all seiner Kultur verdient, daß es weiter aufwärts geht.“

Mit diesen Worten beendete Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer seinen beeindruckenden, hoch interessanten Vortrag.

Der Landesverein Badische Heimat benützt die Verleihung des Preises der Stadt Baden-Baden an Dr. Haehling von Lanzenauer sehr gerne, um nun ein längst fälliges Lebensbild des Geehrten folgen zu lassen.

## DER WERDEGANG

Reiner Haehling von Lanzenauer erblickte am 28. Juni 1928 das Licht der Welt, gerade rechtzeitig, um von früher Jugend an den Verlauf der Geschichte zu erleben und so zum Zeitzeugen für das Dritte Reich, Krieg und Nachkriegszeit zu werden. Sie haben unverwischbare Spuren in seinem Leben hinterlassen und sich in seiner persönlichen Haltung und seinem literarischen Werk niedergeschlagen.

Beispielhaft war die Haltung seiner Eltern Paul Haehling von Lanzenauer und Hedwig, geb. Albrecht, aus einer Karlsruher Familie stammend, im Dritten Reich. Der Vater war Adjutant des badischen Polizeichefs, des Obersten Blankenhorn. Er mußte nach Blankenhorns Entlassung durch das NS-Regime 1933 das Innenministerium verlassen und Dienst in einer Polizeikaserne tun. Erste Erfahrungen des Jungen, den die Eltern von parteipolitischen Vorgängen sorglich abschirmten. 1934 verließ der Vater den Polizeidienst und wurde in das Heer übernommen. Da galt es, Abschied von Karlsruhe zu nehmen und in die neue Garnison Schwäbisch-Gmünd überzusiedeln. Dort erfolgte die Einschulung des Jungen. Die Ferien verbrachte er bei der geliebten Großmutter in Baden-Baden, Beginn einer engen Bindung an diese Stadt, die alle Zeitläufte überdauert hat. Im März 1936 ließ Hitler die entmilitarisierte Zone entlang des Rheines besetzen, und der Vater rückte mit seiner Kompanie in die alte Garnisonstadt Karlsruhe ein, die Familie kam nach. Umzug ist von jeher das Los von Offi-

ziersfamilien. Kaum war der Junge in der Gutenberg-Schule heimisch, wurde der Vater Bataillonskommandeur in Baden-Oos. Das bedeutete die Verlegung des Wohnsitzes nach Baden-Baden und Besuch der heutigen Vicentischule und der Graf-Zeppelin-Oberrealschule (heute Markgraf-Ludwig-Gymnasium). Haehling erlebte die Kristallnacht und mußte zwangsweise dem Jungvolk beitreten, von dessen Dienst ihn bald das Attest eines befreundeten Arztes befreite.

Da schlug das Schicksal hart zu. Im Februar 1943 verstarb der Vater im Alter von 46 Jahren als Generalmajor an einem Leiden, das er sich an der Ostfront zugezogen hatte. Diesen Verlust hat die Familie nie verwunden. Der Vater, humanistisch geprägt, konservativ, mit „unverrückbar religiösen Grundsätzen“ blieb als Vorbild erhalten. („Düstere Nacht, hellichter Tag“ S. 9, alle folgenden Zitate stammen aus diesem Werk.)

Den Jungen steckte die Mutter in die Heimschule Birklehof in Hinterzarten, deren Begründer der bekannte Pädagoge Kurt Hahn war. Aber der Aufenthalt dort dauerte nur wenige Monate. Die zweite schwere Zäsur im jungen Leben stand Haehling jetzt bevor.

Die schweren Verluste an Soldaten im Krieg und die verheerenden Schäden, welche die alliierten Bomberströme an Industrie und Städten anrichteten, zwangen die deutschen Machthaber zu neuen Überlegungen. Man kam zu dem menschenverachtenden Entschluß, durch Rekrutierung von Schülern die Lücken zu füllen und machte die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen, halbe Kinder noch, zu Luftwaffenhefern. Und so rückte auch Reiner Haehling von Lanzenauer im Januar 1944 in das Ausbildungslager Seebrugg ein. Was der Junge dort zu erdulden hatte unter dem Kommando seelenloser Schleifer, das hat er in seinen Büchern „Düstere Nacht, hellichter Tag“ und „Die vergessene Kanone“ so eindrucksvoll beschrieben, daß er den Leser nachgerade zum Zuschauer macht. Diese schwere Zeit, die den Jungen aus dem behüteten Umfeld der Familie in eine eiskalte Maschinerie riß, welche die Zerschlagung des Individuums zu einem Nichts zum Ziele hatte, hat Haehling für das Leben geprägt. Er hat daraus Konsequenzen und Leitlinien gezogen, die bis heute Bestand haben.



Nach der Ausbildung an Geschütz und Scheinwerfer wurden die Jungen auf dem Stauwehr des Kraftwerks Wylen stationiert. Im Herbst 1944 war Haehling nach einer Blinddarmoperation nicht mehr voll dienstfähig und wurde vorläufig nach Baden-Baden beurlaubt. Am 12. April 1945 wurde die Stadt von den Franzosen besetzt. Der Krieg war vorbei. Die Nachkriegszeit begann für einen Jungen ohne Schulabschluß und ohne Berufsziel. Er suchte sich eine Arbeitsstelle im französischen Außenhandelszentrum und arbeitete dort ein Jahr, am beginnenden kulturellen Leben so viel wie möglich teilnehmend. Das ist überhaupt ein Kennzeichen des jungen Mannes, daß er stets regen Anteil an dem nahm, was ihm die facettenreiche kulturelle Szene Baden-Badens bot. Theater, Musik, Literatur, alles diente ihm zur Weiterbildung. Vor allem aber weitete er seine Beherrschung der französischen Sprache bis zur Perfektion aus. So hat er die französische Denkweise und Geisteshaltung kennengelernt und akzeptiert. „Sie haben manchen jungen Menschen meines Jahrgangs in einer maßgeblichen Entwicklungsstufe geprägt, lebenslang weitere Sichtwinkel eröffnet.“ (S. 70)

Dann aber ging der Vorhang auf und erlaubte einen Blick in die Zukunft. Am Helmholtz-Gymnasium in Karlsruhe wurden Kurse für Kriegsteilnehmer eingerichtet. Haehling nahm daran teil und legte im Winter 1949 das Abitur ab. Dem Studium lag nun nichts mehr im Wege, und er bezog im Frühjahr 1950 die Universität Freiburg und genoß die akademische Freiheit nach all den Zwängen sehr. Er schrieb sich für die Nationalökonomie ein, wechselte aber – ein entscheidender Schritt – im Wintersemester 1950/51 zum Jurastudium über. 1954 legte Haehling das erste Staatsexamen ab und holte sich ein Thema für die künftige Doktorarbeit, übrigens aus der badischen Rechtsgeschichte. Nach den Ausbildungsjahren folgten nun die juristischen Lehrjahre, abwechslungsreich wie eh und je.

Die Vorbereitungszeit begann für den jungen Referendar beim Amtsgericht Bühl. Die nächste Station war die Staatsanwaltschaft Baden-Baden. Anfang 1956 nahm Reiner Haehling von Lanzenauer einen dreimonatigen wissenschaftlichen Urlaub, um seine Doktorarbeit fertigzustellen. 1957 wurde er von der

Universität Freiburg zum Doktor der Rechte promoviert.

Die Fortsetzung des Vorbereitungsdienstes erfolgte zunächst beim Verwaltungsgericht Freiburg. Daran schlossen sich zwei Monate beim Landgericht Freiburg an, wo Prof. Dr. Engler, der große Freund der „Badischen Heimat“, sein Ausbilder war. Einige Monate Tätigkeit in einem Rechtsanwaltsbüro und beim Notariat Baden-Baden folgten. Damit ging die Vorbereitungszeit zu Ende. Dr. Haehling von Lanzenauer legte das zweite Staatsexamen ab, und dem frischgebackenen Assessor stellte sich die Frage, ob er in den staatlichen Justizdienst eintreten solle. Er legte zunächst ein Jahr in einem Anwaltsbüro in Karlsruhe ein, um sich dann für den Justizdienst zu entscheiden.

Für eineinhalb Jahre wurde das Amtsgericht Bühl sein Dienort, wo Haehling als Richter tätig war. Es folgte die Versetzung zur Zweigstelle der Staatsanwaltschaft in Lörrach. Ein halbes Jahr später kehrte er als Amtsgerichtsrat nach Bühl zurück. Bald wurde nun eine Familie gegründet. Haehling berichtet: „Auf einer Veranstaltung im französischen Offizierskasino in Baden-Oos lerne ich eine Studentin kennen, ein paar Monate später sind wir verheiratet.“ Also knapper kann man einen für das Leben so wichtigen Vorgang nicht beschreiben, aber man muß das im Kontext lesen, und dann spürt man schnell, daß Dr. Haehling von Lanzenauer die Tür weit geöffnet hatte, um das Glück hereinzulassen. Diese junge Französin Renée geb. Lambert war und ist eine ideale Ergänzung seines eigenen Seins, nicht nur im täglichen Leben, auch bei den beiderseitigen weitgespannten kulturellen Interessen. Sie ist eine Malerin, die ihr Können auf einer Reihe von Ausstellungen bewiesen hat, er ein Schriftsteller, der die Strömungen der Vergangenheit und Gegenwart aufnimmt und zur Darstellung bringt. Die charmante Gattin wurde – und ist es bis heute – zum Mittelpunkt der Familie, die im Languedoc nahe Montpellier „häufig heitere Sommerferien, schon bald gemeinsam mit unseren zwei kleinen Töchtern“ (S. 104) bei ihren Eltern verbringt. In Baden-Baden bewohnen sie noch heute in der Altstadt ein Haus mit historischer Tradition, das sie hegen und pflegen. Daß der begeisterte Nimrod ausgerechnet in der



Frau Oberbürgermeisterin Dr. Sigrun Lang bei der Preisüberreichung

Privates Foto

Hirschstraße wohnt, ist eine freundliche Zugabe des Lebens.

Wir nähern uns der Gegenwart. Mitte der sechziger Jahre wurde Haehling zur Staatsanwaltschaft Karlsruhe versetzt. Im Rückblick sagt er, daß er trotz guter Erinnerungen an die Richterzeit, der staatsanwaltlichen Funktion den Vorzug gab, „denn die eröffnet vielfältige strafrechtliche, kriminalistische und soziale Gestaltungsmöglichkeiten. So bin ich mit Leib und Seele Staatsanwalt.“ (S. 109) Anfang 1971 erfolgte die Versetzung zur Generalstaatsanwaltschaft Karlsruhe. Im März 1977 wurde

Haehling zum Leiter der Staatsanwaltschaft Baden-Baden ernannt. Damit ging sein Lebensschiff endgültig in dieser Stadt vor Anker. Dann aber kam auch für ihn die Zeit, wo der Ruhestand unaufhaltsam näher rückt, eine für viele Menschen schmerzliche Zäsur trotz innerer Vorbereitung darauf. Dies galt auch für ihn, den Staatsanwalt mit „Leib und Seele“. Man spürt seine innere Anspannung, wenn er schreibt: „Am 30. Juni 1993 kurz vor 16 Uhr lege ich Dienstausweis und Behördenschlüssel auf den Schreibtisch des Geschäftsleiters, Händeschüteln, die üblichen Wünsche, langsam gehe ich



die Treppe hinunter. Von einer Minute auf die andere werden sie nicht mehr gebraucht, das Fachwissen, die Erfahrung, die Personenkenntnis aus Jahrzehnten. Ein eigenartiges Leeregefühl.“ (S. 141)

Aber das Leben geht weiter. Vor einer Persönlichkeit, wie sie Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer ist, liegt ein weites Betätigungsfeld, das Leere reichlich ausfüllt und auch ihm neue Inhalte und die Befriedigung eines erfolgreichen weiteren Arbeitens schenkt.

## EHRENAMTLICHES SCHAFFEN

Wenn man eine ehrenamtliche Tätigkeit von Dr. Haehling von Lanzenauer nennen muß, die zudem auch mit seinen dienstlichen Obliegenheiten zusammenhängt, so ist dies sein Einsatz für den *Badischen Landesverband für soziale Rechtspflege*. Rein statistisch sieht dieses Wirken so aus: 1960–1966 stellv. Vorsitzender des Bezirksvereins Bühl-Achern, 1967–1970 Mitarbeit im Landesvorstand, 1971–1987 stellv. Vorsitzender des Landesverbandes und schließlich 1987–1999 Vorsitzender des Verbandes. Hinter diesen nüchternen Zahlen verbirgt sich der verantwortungsbewußte Jurist, der nicht nur verurteilt, sondern nach der Verbüßung der Strafe den Delinquenten wieder zu einem in der Gesellschaft integrierten Leben verhelfen will. Haehling widmete dieser sozialen Rechtspflege einen großen Teil seiner Freizeit. Er war an allen Initiativen, Weichenstellungen und Modellprojekten maßgeblich beteiligt. Bei seiner Verabschiedung als Vorsitzender des Landesverbandes kam dies so zum Ausdruck: „Die Schaffung eines dichten Netzes ambulanter und teilstationärer Einrichtung ist ihm genau so zu verdanken wie die Wahrung der Selbständigkeit unseres Verbandes und die Verwirklichung und Umsetzung neuer Ideen. Tatkräftig ging er Anfang der neunziger Jahre das Modellprojekt des Täter-Opfer-Ausgleichs an, initiierte den Wiederaufbau der freien Straffälligenhilfe im baden-württembergischen Partnerland Sachsen und förderte nach dem Abkommen von Schwegen den Aufbau einer europäischen Strafgefangenenhilfe in Straßburg.“ So ist ihm am meisten zu verdanken, daß in eigenen Häusern oder Wohnungen Anlauf- und Beratungsstellen da sind, sodaß das Land mit einem

engmaschigen Netz von Hilfseinrichtungen für Straffällige überzogen ist. Es war deshalb ein Akt der Dankbarkeit, daß Dr. Haehling von Lanzenauer bei seiner Amtsniederlegung 1999 mit der selten verliehenen Ehrenmitgliedschaft des Landesverbandes für soziale Rechtspflege ausgezeichnet wurde.

Ein weiterer Schwerpunkt seines ehrenamtlichen Schaffens ist die Tätigkeit im und für den *Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden*, deren Leiter der Redaktionskommission Haehling seit 1986 ist. Er ist mit vielen Beiträgen in der historischen Zeitschrift *AQUAE* vertreten, die der Arbeitskreis herausgibt. Welchen Anteil Dr. Haehling von Lanzenauer an dem Arbeitskreis nimmt und welche Unterstützung er ihm angedeihen läßt, beweist, daß er das Preisgeld von 5000 DM dem Arbeitskreis als Grundstock für die Erarbeitung einer Stadtgeschichte zur Verfügung gestellt hat. Haehling hat im Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden ein ihm adequates Forum gefunden. In dessen Schriftenreihe sind von Haehling „Reinhold Schneider aus Baden-Baden“ (NF 3, 1991) und „Das Baden-Badener Attentat“ (NF 5, 1995) erschienen.

In diesem Zusammenhang muß auf das umfangreiche schriftstellerische Werk Dr. Haehling von Lanzenauers hingewiesen werden. Seine Bibliographie umfaßt elf Monographien, 108 Zeitschriftenbeiträge, viele Kurzbeiträge und Buchbesprechungen. Die Arbeiten Haehlings sind literarischer, juristischer und autobiographischer Natur wie z. B. „Die vergessene Kanone“, ein Buch gegen den Krieg, und „Düstere Nacht, hellichter Tag“, Zeitschilderungen in sprachlich überzeugender Form.

Natürlich ist Dr. Haehling von Lanzenauer noch Mitglied in zahlreichen kulturellen und historischen Vereinigungen. Dazu gehören die Deutsch-französische Gesellschaft Baden-Baden (1956 Mitinitiator und Mitgründer, 1957–1962 deutscher Generalsekretär, 1977–1981 Vorstandsmitglied, 1981 Ehrenmitglied), die Reinhold-Schneider-Gesellschaft Freiburg (seit 1987 Mitglied, Berater des Vorstandes), Verein Rechtshistorisches Museum Karlsruhe (1988 Gründungsmitglied, 1998 Ehrenmitglied). Weiter zählen dazu die Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein Karlsruhe, die Literarische

Gesellschaft - Scheffelbund - Karlsruhe, die Werner-Bergengruen-Gesellschaft Erlangen, der Förderkreis des Generallandesarchivs Karlsruhe und last but not least der *Landesverein Badische Heimat*. Für diese, sein ganzes Leben durchziehende ehrenamtliche Arbeit, wurde Dr. Haehling von Lanzenuer mit dem Bundesverdienstkreuz I. Klasse ausgezeichnet.

Zur „Badischen Heimat“ stieß Haehling als Nachfolger seines Vaters Paul Haehling von Lanzenuer, der bereits 1918/19 in den Landesverein eingetreten war. Ganz selbstverständlich bringt er sein Wissen und seine Erfahrung in die Mitgliedschaft ein. Wir danken ihm für seine aktive Mitarbeit, für gute Ratschläge, für

routinierte Wahlleitungen. Wir danken ihm für seine Beiträge in unseren Heften und für seine Arbeit, die er für Baden-Baden leistet, weil sie ganz unseren Zielen entspricht. Wir verbinden mit unserem Dank die herzlichsten Wünsche für eine gute Zukunft für Dr. Reiner Haehling von Lanzenuer selbst und für seine ganze Familie.

Anschrift des Autors:  
Ludwig Vögely  
Tiefentalstraße 35  
76228 Karlsruhe



# Bibliographie

## der Veröffentlichungen Reiner Haehling von Lanzenauers

Die Schriftleitung der BADISCHEN HEIMAT freut sich, anlässlich der Preisverleihung die Bibliographie der Veröffentlichungen von Herrn Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer abdrucken zu können, insbesondere auch deshalb, weil er viele Aufsätze in der BADISCHEN HEIMAT veröffentlicht hat.

### A. Monographien

1. Entstehung und Ausbau des badischen Enteignungsrechts im 19. Jahrhundert. Diss. Universität Freiburg 1957.
2. Jugendselbstmord. Verlag Kriminalistik Heidelberg 1970.
3. Der Eisenbahnattentäter Monsieur X. Verlag Kriminalistik Heidelberg 1980.
4. 150 Jahre Badischer Landesverband für soziale Rechtspflege. Badischer Landesverband Karlsruhe 1982.
5. Recht und Gericht in Baden-Baden. Verlag der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation Karlsruhe 1987.
6. Dichterjurist Scheffel. Verlag der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation Karlsruhe 1988.
7. Reinhold Schneider aus Baden-Baden. Schriftenreihe Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, NF 3, 1. Aufl. 1991; 2. Aufl. 1993.
8. Die vergessene Kanone. Eine Erzählung gegen den Krieg. Göller Verlag Baden-Baden 1993.
9. Das Baden-Badener Attentat. Schriftenreihe Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, NF 5, 1995.
10. Düstere Nacht, hellichter Tag. Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert, Verlag Badenia Karlsruhe 1996.
11. Tischuchgeflatter. Dreizehn Erzählungen und ein Gedicht. Göller Verlag Baden-Baden 2000.

### B. Zeitschriftenbeiträge

1. Zum neuen Bedarfssatz für Mindestunterhaltsrenten in Baden-Württemberg. Die Justiz 1965, S. 284.
2. Die Überleitung von Altenteilsrechten. Zeitschrift für Sozialhilfe 1966, S. 39.
3. Nochmals: Mindestunterhaltsrenten in Baden-Württemberg. Die Justiz 1966, S. 80.
4. Zwei Fälle aus dem Bereich der Justiz. Deutsche Richterzeitung 1966, S. 121.
5. Das Fragerecht der Partei im Zivilprozeß. Deutsche Richterzeitung 1966, S. 223.
6. Zur Bemessung des Mindestunterhalts unehelicher Kinder nach Warenkörben. Neue Juristische Wochenschrift 1967, S. 140.
7. Im Paragrafenturm. Deutsche Richterzeitung 1967, S. 83.
8. Lehrling des Richters. Deutsche Richterzeitung 1968, S. 134.
9. Kriminalpolizei und Staatsanwaltschaft. Kriminalistik 1968, S. 252.
10. Neue Wege zur Bekämpfung der Jugendkriminalität in Frankreich. Zeitschrift für Sozialhilfe 1968, S. 144.

11. Kriminalpolizei und Jugendschutz. Kriminalistik 1968, S. 328.
12. Die Konventionalscheidungen. Deutsche Richterzeitung 1968, S. 274.
13. Zum Richteramtsrecht. Deutsche Richterzeitung 1968, S. 383.
14. Gerichtshilfe und Entmündigung. Mündel 1969, S. 2.
15. Die Gerichtshilfe. Kriminalistik 1969, S. 35.
16. Jugendkriminalität heute. Mündel 1969, S. 2.
17. Kriminalpolizeilicher Einsatz bei Selbstmordversuchen. In: 90 Jahre Kriminalpolizei Karlsruhe, 1969, S. 55.
18. Ein kleines Plädoyer für die Robe. Deutsche Richterzeitung 1969, S. 283.
19. Gerichtshilfe im Entmündigungsverfahren. Die Justiz 1969, S. 258.
20. Ermittlungen beim Selbstmordversuch. Kriminalistik 1969, S. 595.
21. Das neue Nichtehelichenrecht. Deutsche Richterzeitung 1970, S. 18.
22. Wohin gehört die Gerichtshilfe? Die Justiz 1971, S. 34 und Bewährungshilfe 1970, S. 267.
23. Zur Mitarbeit von Richtern und Staatsanwälten in gemeinnützigen Vereinigungen. Deutsche Richterzeitung 1972, S. 95.
24. Kriminalistische Kleinstarbeit. Kriminalistik 1979, S. 556.
25. Das Turenne-Denkmal in Sasbach. Badische Heimat 1983, S. 597.
26. Gérard de Nervals Reise nach Baden. Die Ortenau 1985, S. 205.
27. Victor von Scheffel - ein rechtskundiger Dichter. Badische Heimat 1986, S. 230.
28. Scheffel als Jurist. In: Victor von Scheffel, hrsg. von der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe 1986, S. 15.
29. Xavier Marmier. AQUAE, Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, hrsg. vom Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, 1986, S. 15 (Zitierweise: AQUAE).
30. Hundert Jahre Gefangenenfürsorge in Baden-Baden. AQUAE 1986, S. 48.
31. Karl Mittermaier zum Gedenken. Kurzbrief der Mitgliedsvereine des Badischen Landesverbands für soziale Rechtspflege, Karlsruhe, Nr. 4/1987, S. 1 (Zitierweise: Kurzbrief).
32. Mark Twain im Achertal. Die Ortenau 1987, S. 325.
33. Wie ein Baden-Badener Seilermeister ein Landesgesetz veranlaßte. AQUAE 1987, S. 11.
34. Erläuterndes zu Nagelmann. AQUAE 1987, S. 49.
35. Verfassungsgeschichte im Ständehaus. In: Udo Theobald (Hrsg.), Das badische Ständehaus in



- Karlsruhe, Karlsruhe 1988, S. 23 und Badische Heimat 1987, S. 531.
36. Karl Mittermaier, Gründer der badischen Straffälligenhilfe. Badische Heimat 1987, S. 555.
  37. Erinnerungen ans Armeemuseum. Der Bote aus dem Wehrgeschichtlichen Museum 1988, S. 33.
  38. Vater Scheffel. Hierzuland 1988, Heft 6, S. 68.
  39. Resozialisierung abschaffen? Kurzbrief Nr. 9/1988, S. 1.
  40. Erlebter Reinhold Schneider. AQUAE 1988, S. 13.
  41. Ein unbekanntes Sonett von Reinhold Schneider. AQUAE 1988, S. 38.
  42. Scheffels Vater Mitgründer des Bezirksvereins Karlsruhe. Kurzbrief Nr. 11/1989, S. 1.
  43. Franz Mallebrein, Richter und Dichter. AQUAE 1989, S. 27.
  44. Spurensuche: Die Baden-Badener Zeppelinhalle. AQUAE 1989, S. 101.
  45. Albert Daur, der Lehrer Reinhold Schneiders. Reinhold-Schneider-Blätter 1989, Heft 15, S. 59 und Mein Lörrach 1990, S. 128.
  46. Alfred Döblin, der Berliner Alexanderplatz und die Straffälligenhilfe. Kurzbrief Nr. 16/1990, S. 1.
  47. Alfred Döblins Baden-Badener Jahre. Die Ortenau 1990, S. 403.
  48. Hofrat Schreiber will den Hexenturm kaufen. AQUAE 1990, S. 27.
  49. Nachruf auf ein Gefängnis. AQUAE 1990, S. 79 und Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 1992, S. 373.
  50. Alfred Döblin und Reinhold Schneider. Reinhold-Schneider-Blätter 1990, Heft 16, S. 111.
  51. Weisungsrecht und Organisationsstatut. Deutsche Richterzeitung 1991, S. 133.
  52. Das Badener Hochgericht. AQUAE 1991, S. 75.
  53. Der Zwischenfall von Lunéville oder L IV verfehlt Baden-Oos. AQUAE 1991, S. 113.
  54. Aloys Schreiber, ein Chronist aus Bühl. Bühler Heimatgeschichte 1992, S. 67.
  55. Alfred Mombert, der Weltenseher. Neue Juristische Wochenschrift 1992, S. 1284.
  56. Alfred Mombert zum Gedenken. Kurzbrief Nr. 23/1992, S. 1.
  57. Ludwig Eichrodt, Dichterjurist des Biedermeier. Die Ortenau 1992, S. 499.
  58. Biedermeierdichter Eichrodt. Kurzbrief Nr. 25/1992, S. 1.
  59. 160 Jahre Badischer Landesverband für soziale Rechtspflege. Nachrichten des Sächsischen Landesverbands für soziale Rechtspflege e.V., Nr. 2/1992, S. 1.
  60. Biedermeierdichter Eichrodt in Baden-Baden. AQUAE 1992, S. 53.
  61. Eichrodt als Jurist. In: Ausstellungskatalog Ludwig Eichrodt 1827-1892, Badische Landesbibliothek Karlsruhe, 1992, S. 57.
  62. Die europäische Straffälligenhilfe schlummert. Kurzbrief Nr. 26/1992, S. 2 und Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 1993, S. 46.
  63. Das Bühler Gerichtsgebäude. Bühler Heimatgeschichte 1993, S. 52.
  64. Heinrich Wetzlar - vom Schicksal eines Helfers. Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 1993, S. 150.
  65. Heinrich Wetzlar - unvergessen. Kurzbrief Nr. 27/1993, S. 1.
  66. Alexandre Dumas besucht das Turennedenkmal. Die Ortenau 1993, S. 607 und Der Sasbacher 1994, S. 241.
  67. Die Kaspar-Hauser-Legende ums Totengräberdenkmal. AQUAE 1993, S. 56.
  68. Der Dichterpfarrer Wilibald Reichwein. Mein Boxberg 1993, S. 12.
  69. Die Entnahme von Leichenteilen bei der gerichtlichen Sektion. Kriminalistik 1993, S. 379.
  70. Das Baden-Badener Treffen de Gaulle/Massu vom Mai 1968. AQUAE 1993, S. 113.
  71. Soziale Strafrechtspflege in einem Europa der offenen Grenzen. Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 1993, S. 306 und Kurzbrief Nr. 28/1993, S. 2.
  72. Reinhold Schneider - Dichterwort in bewegter Zeit. Badische Heimat 1994, S. 243.
  73. Der vergessene Dichter Heinrich Vierordt. Die Ortenau 1994, S. 507.
  74. Schicksalstag für Baden-Baden: 12. April 1945. AQUAE 1994, S. 9.
  75. Straffälligenhilfe in Baden - Der Badische Landesverband für soziale Rechtspflege. Blick in die Geschichte, Karlsruhe, Nr. 25/1994, S. 3 und Sammelband 2, Karlsruher stadthistorische Beiträge (1993-1998), Karlsruhe 1998, S. 128.
  76. Flakhelfer am Oberrhein. Badische Heimat 1995, S. 295.
  77. Das Notgeld der Stadt Baden-Baden. AQUAE 1995, S. 83.
  78. Bühler Schriftsteller. Stadtchronik Bühl, Band 2, 1999, S. 495, 505, 510.
  79. Der Samariter. Erzählung, Lahrer Hinkender Bote 1996, S. 52.
  80. Bauknecht, Karl Borromä. Ratschreiber, Schindelmacher, Volksdichter. Badische Biographien, Band IV, 2000.
  81. Der dichtende Dorfschulmeister Samuel Friedrich Sauter, Hierzuland 1996, Heft 21, S. 13.
  82. Die Ermordung von Matthias Erzberger. Die Ortenau 1996, S. 435.
  83. Die Literaten von Baden-Baden, Badische Heimat 1996, S. 179.
  84. Schillers Urenkel. Badische Heimat 1996, S. 645.
  85. Reinhold Schneiders Grab. AQUAE 1996, S. 117.
  86. Adieu Jean. Erzählung, Lahrer Hinkender Bote, 1997, S. 76.
  87. Der reimende Richter Reschke, AQUAE 1997, S. 63.
  88. Wirkte Schillers französisches Ehrenbürgerrecht für seine Nachkommen? Neue Juristische Wochenschrift 1997, S. 1139.
  89. Die Europäische Anlaufstelle für Straffällige in Straßburg. Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 1997, S. 155.
  90. Reinhold Schneider in seinem Städtlein. Wesen und Widerstand, Forum zur christlichen Literatur im 20. Jahrhundert, 1997, S. 55.
  91. Karl Reinfried blickt nach Baden-Baden. AQUAE 1997, S. 47.
  92. Resozialisierung gratis? Zeitschrift für Straffälligenhilfe und Strafvollzug 1997, S. 167; Bewährungshilfe, Jg. 44, 1997, S. 339 und Kurzbrief Nr. 43/1997, S. 1.
  93. Kaspar Hauser - enträtselt? Die Polizei 1997, S. 199.
  94. Frühe Jahre eines späten Revolutionärs. AQUAE 1997, S. 9.
  95. Der Elbetrüsch. Erzählung, Lahrer Hinkender Bote 1998, S. 141.
  96. Christoph Wolff, Baden-Badener Zivilkommissar der Revolution. Die Ortenau 1998, S. 225.



97. Minna Flake, die rote Frau. Badische Heimat 1998, S. 645.
98. Der Pfarr-Reinhold. Grüber Heimatblätter 1998, Heft 4, S. 62.
99. Eine Geiselnahme des Jahres 1849. AQUAE 1998, S. 9.
100. Ein Stück Menschenwürde. Kurzbrief Nr. 51/1999, S. 1.
101. Die Silberpistole. Erzählung. Lahrer Hinkender Bote 1999, S. 160.
102. Das Sasbacher Turrenedenkmal. Lahrer Hinkender Bote 1999, S. 73.
103. Heinrich Wetzlar (1868–1943). Blick in die Geschichte, Karlsruhe, Nr. 42 vom 26. 3. 1999, S. 1.
104. „Der flotteste Pfarrherr“. Christoph Schmezer vor zweihundert Jahren geboren. Badische Heimat 1999, S. 324.
105. Stationen einer Schicksalsreise. Der Lebensweg des Alfred Döblin. Badische Heimat 1999, S. 854.
106. Vom Code Napoléon zum Bürgerlichen Gesetzbuch. AQUAE 1999.
107. Karl Karcher, ein Baden-Badener Bildhauer, AQUAE 1999.
108. Fahrstuhl ins Jenseits. Erzählung. Lahrer Hinkender Bote 2000, S. 378.
109. Der Flugplatz von Baden-Baden-Oos, in: Manfred Koch/Jürgen Morlok (Hrsg.), Von Graspisten zum Baden-Airport, 1999, S. 13.
13. Statt einer Glosse: Ein Märchen. Kurzbrief Nr. 16/1990, S. 4.
14. Einleitung. Lebenserinnerungen der Marie Grumbach geb. Mallebrein (1868–1955), masch.-schriftl. Vervielf., Baden-Baden 1990.
15. Zum Geleit. Karl-Michael Walz, Der Badische Landesverband für soziale Rechtspflege 1832–1992, Badischer Landesverband Karlsruhe 1992, S. 3.
16. Einzelbeiträge in: Stadtführer Baden-Baden, Altstadt – Villen – Allee. Schriftenreihe Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, NF 4, 1994.
17. Materialien zum Kriegsende in Baden-Baden, gesammelt und erläutert, AQUAE 1994, S. 27.
18. Grußwort. 40 Jahre Verein für Jugendhilfe Karlsruhe, 1995, S. 25.
19. Europäische Anlaufstelle für Straffällige eröffnet. Kurzbrief Nr. 35/1995, S. 2 und Bewährungshilfe 2/1995, S. 182.
20. Begrüßung und Eröffnung der Tagung Ehrenamtliche Straffälligenhilfe, Ev. Akademie Bad Boll, Materialien 5/95, S. 5.
21. Welche Rolle spielte General Behlendorff? In: Messner/Neuwald (Hrsg.), Erinnern – Nicht vergessen. Das Kriegsende in Mittelbaden, 1995, S. 102.
22. 40 Jahre Deutsch-Französische Gesellschaft Baden-Baden 1956–1996, in: Festschrift zum 40jährigen Bestehen der Deutsch-Französischen Gesellschaft Baden-Baden, 1996, S. 9, 13.
23. Erinnerungen, in: 25 Jahre Bezirksverein für soziale Rechtspflege – Anlaufstelle für Haftentlassene, Freiburg, 1996, S. 24.
24. Vor 75 Jahren: Mord an Matthias Erzberger. Kurzbrief Nr. 41/1996, S. 1.
25. Statt einer Glosse: Die alten Männer und das Meer. Kurzbrief Nr. 43/1997, S. 4.
26. Historische Glückwünsche. Kurzbrief 45/1997, S. 1.
27. Traditionsreiches Wappen oder modernistische Bändel? Badisches Tagblatt Nr. 182 vom 9. 8. 1997 = Hierzuland, 13. Jg., Heft 25, 1998, S. 40.
28. Professor Mittermaier streitet für Demokratie. ZfStrVo 1998, S. 172 und Kurzbrief Nr. 47/1998, S. 1.
29. Der Kriminalfall Hau im Rechtshistorischen Museum. ZfStrVo 1998, S. 299 und Kurzbrief 48/1998, S. 4.
30. Revolution und Strafvollzug in Bruchsal. Kurzbrief Nr. 48/1998, S. 2.
31. Zum Heimgang von Dr. Vollrath Hermisson. Kurzbrief Nr. 49/1998, S. 1.
32. Carl Mittermaier, ein freiheitlicher Kriminalist. Die Polizei 1998, Nr. 10, S. 305.
33. Generalstaatsanwalt a. D. Prof. Dr. K. S. Bader verstorben. Kurzbrief Nr. 50/1998, S. 2.
34. Etikettenschummelei. BadH 1999, S. 425.
35. Abschied vom Landesverband. ZfStrVo 1999, S. 236 und Kurzbrief Nr. 52/1999, S. 2.
36. Ein Gedenken an Gustav Radbruch. Kurzbrief Nr. 53/1999, S. 1.

### C. Kurzbeiträge

1. Diskussion mit Abgeordneten. Deutsche Richterzeitung 1969, S. 222.
2. Einzelbeiträge in: Vorschläge zur Lage der Bewährungshelfer und Gerichtshelfer, Justizministerium Baden-Württemberg, Stuttgart 1974.
3. 25 Jahre Deutsch-französische Gesellschaft Baden-Baden. Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Deutsch-französischen Gesellschaft in Baden-Baden, 1981, S. 8.
4. Geleitwort. Pinkert, Gefangenenfürsorge in Pforzheim, 1987.
5. Grußwort. Hermisson u. a., 15 Jahre Anlaufstelle für strafentlassene hrsg. vom Bezirksverein für soziale Rechtspflege Freiburg 1987.
6. Historische Ansichtskarten von Baden-Baden/Cartes postales historiques de Baden-Baden. Erläuterungen zur Kartensammlung des Arbeitskreises für Stadtgeschichte Baden-Baden 1988.
7. Zur Person: Wilhelm Albrecht. In: Wilhelm Albrecht, Gedichte aus Gru und aus Karlsruhe, Privatdruck Baden-Baden 1988, S. 6.
8. Vorwort. Anlauf- und Beratungsstellen für Straffällige in Baden-Württemberg, hrsg. von der Landesarbeitsgemeinschaft der Mitarbeiter der Anlauf- und Beratungsstellen, Freiburg 1988.
9. Statt einer Glosse: Brezelgeld. Kurzbrief Nr. 11/1989, S. 4.
10. Der Heimatdichter Franz Mallebrein. In: Franz Mallebrein, Gedichte aus Baden-Baden und Umgebung, Schriftenreihe Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, NF 1, 1989, S. 7.
11. Begrüßung und Eröffnung der Tagung Demographie + Kriminalpolitik = Strafrechtspflege 2000. Ev. Akademie Bad Boll, Heft 18/1989.
12. Einführung und Moderation. Baden-Baden – Ist unser Stadtbild zu retten? Sonderveröffentlichung der Podiumsdiskussion vom 15. 11. 1989, Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, 1989.

### D. Lyrik

1. Vogelbitte. Badener Tagblatt vom 5. 2. 1941.
2. Geißblatt. FDA-Brief; Freier Deutscher Autorenverband, LV Baden-Würt., Juni 1993, S. 11, Kalender Poetisches Baden-Baden 1994, Greifenpresse Baden-Baden 1993 und Lahrer Hinkender Bote 1997, S. 145.



## E. Buchbesprechungen

1. Marc Hillel, L'occupation française en Allemagne 1945–49, Paris 1983, in: Badische Heimat 1985, S. 314.
2. Reinhold Schneider, Zwischenspiel in Beerreuth, Ebenhausen 1988, in: Badische Heimat 1989, S. 243.
3. Ferdinand Mehle, Der Kriminalfall Kaspar Hauser, Kehl 1994, in: Badische Heimat 1994, S. 294.
4. Ludwig Vögely, Kraichgauer Gestalten, Ubstadt-Weiher 1994, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg 1994, Nr. 97.
5. Kurt Andermann, Die Urkunden des Freiherrlich von Adelsheimischen Archivs zu Adelsheim, Buchen 1995, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg, Beilage Landeskunde Oktober 1995.
6. Ernst Otto Bräunche, Die Karlsruher Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts, Teil I: 1725–1763, Karlsruhe 1993, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg 1995, Nr. 65/66.
7. Max Busch u. a., Erziehung und Strafe, Festschrift für Karl Härringer, Pfaffenweiler 1995, in: Kurzbrief Nr. 36/1995, S. 3 und Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe 1996, S. 38.
8. Roland Thomann, Schicksal einer Landschaft, Ubstadt-Weiher 1995, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg 1996, Nr. 11.
9. Ernst Otto Bräunche/Thomas Schnabel (Hrsg.), Die Badische Verfassung von 1818. Südwestdeutschland auf dem Weg zur Demokratie. Ubstadt-Weiher 1996, in: Beiträge zur Landeskunde (Beilage zum Staatsanzeiger Baden-Württemberg) Nr. 2, April 1997, S. 19.
10. Manfred Kurz/Helmut Mohr, Wiesloch in alten Bildern, Ubstadt-Weiher 1996, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg 1997, Nr. 1.
11. Daniel Riechers, Von der Nebenbahn zur Stadtbahn. 100 Jahre Bahn von Menzingen nach Bruchsal und Odenheim. Ubstadt-Weiher 1996, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg 1997, Nr. 9 v. 10. 3. 1997, S. 6.
12. Karl Hieronymus Nägele, Gerichtsverfassung und Rechtsgang in der Reichsstadt Heilbronn. Heilbronn 1995, in: Beiträge zur Landeskunde (Beilage zum Staatsanzeiger Baden-Württemberg) Nr. 6, Dezember 1997, S. 20.
13. Bernd Breittkopf, Die alten Landkreise und ihre Amtsvorsteher. Die Entstehung der Ämter und Landkreise des heutigen Landkreises Karlsruhe – Biographien der Oberamtänner und Landräte von 1803 bis 1997. Ubstadt-Weiher 1997, in: Beiträge zur Landeskunde (Beilage zum Staatsanzeiger Baden-Württemberg) Nr. 1, Februar 1998, S. 18.
14. Hartmut Riehl, Burgen und Schlösser im Kraichgau. Ubstadt-Weiher 1997, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg 1998, Nr. 8 v. 2. 3. 1998, S. 6.
15. Julie Boghardt, Minna Flake. Macht und Ohnmacht der roten Frau: Von der Dichtermuse zur Sozialistin. Campus Judaica Bd. 9, Frankfurt/New York, 1997, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg v. 6. 2. 1998, Nr. 6, S. 6.
16. Ute Ingrid Hartmann, Staatsanwaltschaft und Täter-Opfer-Ausgleich, Eine empirische Analyse zu Anspruch und Wirklichkeit. Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1998, in: Kurzbrief Nr. 49/Okttober 1998, S. 2.
17. Hansjörg Probst (Hrsg.), Ladenburg. Aus 1900 Jahren Stadtgeschichte. Ubstadt-Weiher 1998, in: Staatsanzeiger Baden-Württemberg v. 7. 12. 1998, S. 9.

18. Michael Urselmann, Fundraising. Erfolgreiche Strategien führender Nonprofit - Organisationen. Verlag Paul Haupt, Bern u. a. 1998, Kurzbrief Nr. 51/1999, S. 3.
19. Karl-Michael Walz, Soziale Strafrechtspflege in Baden. Max-Planck-Institut für Ausländisches und internationales Strafrecht, Freiburg 1999, Kurzbrief Nr. 53/1999, S. 3.

## Anhang zur Bibliographie: Öffentliche Vorträge

1. Vormundschaftsgericht und Ortsjugendhelfer. 5. 12. 1961 Bürgerhaus Bühl, Veranstalter: Landratsamt Bühl (Acher- und Bühler Bote vom 6. 12. 1961).
2. Einzelprobleme aus dem Vormundschaftsrecht. 3. 12. 1963 Gewerbeschule Bühl, Veranstalter: Landratsamt Bühl (Badische Neueste Nachrichten und Badisches Tagblatt vom 4. 12. 1963).
3. Jugendkriminalität und Massenmedien. 26. 11. 1965 Bürgerhaus Bühl, Veranstalter: Landratsamt Bühl (Acher- und Bühler Bote und Badisches Tagblatt vom 30. 11. 1965).
4. Jugendkriminalität in Deutschland und Frankreich. 25. 2. 1969 Foyer am Robert Schuman-Platz in Baden-Baden. Veranstalter: Deutsch-französische Gesellschaft Baden-Baden (Badisches Tagblatt vom 27. 2. 1969 und Mercure de Bade Nr. 10 vom 8. 3. 1969).
5. Die Gerichtshilfe als Sozialarbeit der Justiz. 29. 1. 1971 Hotel Eden in Karlsruhe, Veranstalter: Badischer Landesverband für soziale Rechtspflege Karlsruhe. (Badische Neueste Nachrichten Nr. 24 vom 30. 1. 1971, S. 39).
6. Scheffel als Jurist. 15. 3. 1986 Oberrheinisches Dichtermuseum Karlsruhe. Veranstalter: Literarische Gesellschaft Karlsruhe (Victor von Scheffel, Hrsg. Lit. Gesellschaft – Scheffelbund – Karlsruhe, 1986, S. 15).
7. Victor von Scheffel, Jurist und Dichter. 8. 9. 1986 Hotel Deutscher Kaiser Baden-Baden. Veranstalter: Badische Heimat, Mitgliedergruppe Baden-Baden.
8. Baden-Badener Kriminalfälle. 9. 11. 1987 Hotel Deutscher Kaiser in Baden-Baden, Veranstalter: Badische Heimat, Mitgliedergruppe Baden-Baden (Badisches Tagblatt vom 21. 11. 1987).
9. Franz Mallebrein – ein vergessener Heimatdichter. 13. 3. 1989 Hotel Deutscher Kaiser in Baden-Baden, Veranstalter: Badische Heimat, Mitgliedergruppe Baden-Baden (Badisches Tagblatt vom 9. 3. 1989 und vom 13. 3. 1989).
10. Der Verfassungsplatz in Baden-Baden. 20. 3. 1989 Kurhaus Baden-Baden. Veranstalter: Volkshochschule Baden-Baden (Badisches Tagblatt Nr. 59 vom 11. 3. 1989 und Nr. 66 vom 20. 3. 1989; Badische Neueste Nachrichten Nr. 66 vom 20. 3. 1989).
11. Verfemt und vergessen. Der Dichter Alfred Mombert. 12. 10. 1992 Gutleuthaus Baden-Baden. Veranstalter: Badische Heimat, Ortsgruppe Baden-Baden (Badische Heimat 1993, S. 151; Badische Neueste Nachrichten, Ausgabe III, vom 12. 10. 1992).
12. Lesung aus den eigenen Schriften (A. Döblin, V. v. Scheffel, R. Schneider, M. Twain). 16. 2. 1993 Bonhoeffersaal, Bertholdstr. 8, Baden-Baden. Veranstalter: Evangelische Erwachsenenbildung Baden-Baden (Badische Neueste Nachrichten, Ausgabe III, Nr. 30 v. 16. 2. 1993).



13. Wiedervereinigung und Straffälligenhilfe. 17. 3. 1993, Salle Pasteur, Universität Strasbourg, Vortragsreihe über soziale und wirtschaftliche Aspekte der deutschen Wiedervereinigung. Veranstalter: Historische Fakultät der Universität Strasbourg (Kurzbrief Nr. 28/1993, S. 3).
14. Reinhold Schneider in seinem Städtlein. Referat bei Eröffnung der Reinhold-Schneider-Ausstellung. 12. 5. 1993 im Jesuitensaal des Rathauses Baden-Baden. Veranstalter: Kulturamt der Stadtverwaltung Baden-Baden (Badische Neueste Nachrichten, Ausgabe III, Nr. 111 vom 15. 5. 1993; Badisches Tagblatt Nr. 110 v. 14. 5. 1993; Wesen und Widerstand, 1. Jg., 1997, S. 55).
15. Gedenkrede für Dr. Heinrich Wetzlar. 9. 6. 1993 Landesjugendheim Stutensee, Veranstalter: Landeswohlfahrtsverband Baden in Karlsruhe (Kurzbrief der Mitgliedsvereine des Badischen Landesverbands für soziale Rechtspflege Nr. 29/93; Verein für Jugendhilfe Karlsruhe e. V., Berichte 1992–1993, Sept. 1993, S. 10, 96).
16. Reinhold Schneider – Dichtervort in bewegter Zeit. 24. 3. 1994. Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Veranstalter: Badische Landesbibliothek und Badische Bibliotheksgesellschaft (Badische Heimat 1994, S. 243).
17. Schicksalstag für Baden-Baden. 11. 4. 1995, Kurhaus Baden-Baden. Veranstalter: Volkshochschule Baden-Baden (Badisches Tagblatt vom 14. 4. 1995).
18. Das letzte Aufgebot – die Luftwaffenhelfer. 15. 11. 1995 Rossihaus Rastatt, Veranstalter: Badische Heimat Mitgliedergruppe Rastatt (Badische Neueste Nachrichten vom 17. 11. 1995; Badische Heimat 1996, S. 166).
19. Das Attentat auf Wilhelm I. in Baden-Baden im Juli 1861. 5. 6. 1996 Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Veranstalter: Verein Rechtshistorisches Museum und Badische Landesbibliothek Karlsruhe (Stuttgarter Zeitung Nr. 160 vom 13. 7. 1996).
20. Die Literaten von Baden-Baden. 9. 7. 1996 Kurhaus Baden-Baden, Veranstalter: Landesverein Badische Heimat Karlsruhe (Badische Heimat 1996, S. 493; 1997, S. 141; Badische Neueste Nachrichten Nr. 132 vom 11. 6. 1996; Badisches Tagblatt Nr. 179 vom 5. 8. 1996).
21. Badische Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert. Mit Lesung aus „Düstere Nacht, hellichter Tag.“ 19. 11. 1996 Landesgewerbeamt Karlsruhe, Veranstalter: Badenia-Verlag Karlsruhe (Badische Neueste Nachrichten Nr. 270 vom 21. 11. 1996).
22. Das Baden-Badener Attentat auf König Wilhelm I. 15. 1. 1997 Rossihaus Rastatt. Veranstalter: Badische Heimat Mitgliedergruppe Rastatt (Badische Heimat 1998, S. 153).
23. Lesung aus den eigenen Schriften. 19. 3. 1997 Museum für Literatur am Oberrhein in Karlsruhe, Röntgenstraße 6. Veranstalter: Literarische Gesellschaft/Scheffelbund in Karlsruhe (Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe Nr. 165/1998, S. 5).
24. Entwicklung und Strukturen der freien Straffälligenhilfe. 1. 10. 1997 Landvolkshochschule St. Ulrich/Bollschweil, Studiensseminar „Soziale Rechtspflege.“ Veranstalter: Arbeitsgemeinschaft Deutscher Gerichtshelfer (Kurzbrief Nr. 46/1997, S. 3).
25. Alfred Mombert, ein verfehmter badischer Dichter. 13. 1. 1998 Kurhaus Baden-Baden. Veranstalter: Philosophisch-Literarische Gesellschaft Baden-Baden (Badisches Tagblatt Nr. 7 v. 10. 1. 1998 und Nr. 11 v. 15. 1. 1998)
26. Das Attentat in der Lichtentaler Allee. 17. 3. 1998 Vincentiushaus Baden-Baden. Veranstalter: Kirchliche Bildungswerke Baden-Baden (Programm der Kirchlichen Bildungswerke 1997/98, S. 24).
27. Joseph Ignaz Peter, Regierungsdirektor und Revolutionär. 23. 9. 1998 Stadtmuseum Baldreit in Baden-Baden. Veranstalter: Volkshochschule Baden-Baden und Badische Heimat Baden-Baden (Baden-Württemberg feiert die Revolution. Veranstaltungen April 1998–Dezember 1999, hrsg. v. Haus der Geschichte Stuttgart, 1998, S. 33; Volkshochschule Baden-Baden, Programm September 1998 bis Januar 1999, S. 3, Badische Neueste Nachrichten, Ausg. III, Nr. 219 und Badisches Tagblatt Nr. 219 vom 19. September 1998).
28. Erinnerungen an die Franzosenzeit. Referat bei Eröffnung der Ausstellung „1945–1999 Dokumente französischer Präsenz in Baden-Baden“ am 16. 5. 1999 im Stadtmuseum Baldreit in Baden-Baden. Veranstalter: Stadtmuseum Baldreit in Baden-Baden (Badisches Tagblatt Nr. 112 v. 18. 5. 1999).
29. Erinnerungen an das Jahr 1945. Lesung gemeinsam mit Michael Schuncke. 23. 9. 1999 im Stadtmuseum Baldreit in Baden-Baden. Veranstalter: Stadtmuseum Baldreit Baden-Baden (Badisches Tagblatt und Badische Neueste Nachrichten, Ausg. III, Nr. 218 v. 21. 9. 1999).
30. Die Bedeutung der Kultur als Werbefaktor für Baden-Baden. Ansprache zur Verleihung des Preises der Stadt Baden-Baden am 29. 9. 1999 im Alten Rathaussaal Baden-Baden. Veranstalter: Kulturamt der Stadt Baden-Baden (Badische Neueste Nachrichten, Ausg. III, Nr. 227 und Badisches Tagblatt Nr. 227 v. 1. 10. 1999).
31. Victor Scheffel, ein Rechtspraktikant und Dichter. 10. 11. 1999 im Rossihaus Rastatt. Veranstalter: Bezirksgruppe Rastatt der Badischen Heimat.

# Eine Ära ging zu Ende

Bürgermeister Karl Heinz Vogt, Hausen i. W.  
in den Ruhestand verabschiedet

Es ist eine alltägliche Begebenheit, daß ein Bürgermeister nach abgelaufener Amtszeit den Chefsessel im Rathaus räumt. Aber im Hebel-dorf Hausen im Wiesental hat der Abschied des Bürgermeisters eine andere, einschneidendere Dimension. Mit Karl Heinz Vogt scheidet nach vierundzwanzig Jahren ein Bürgermeister aus dem Amt, der seine Heimatgemeinde Hausen in den letzten zwei Jahrzehnten entscheidend mitgeprägt hat, der aber andererseits dem Geburtsort Johann Peter Hebels in Baden-Württemberg, Frankreich/Elsaß, der Schweiz und in Vorarlberg den Rang verschaffte, der ihm zukommt. Gewürdigt werden muß also eine Persönlichkeit, welche den Pflichten des Bürgermeisters mit großem persönlichen Einsatz nachkam, der gleichzeitig aber kulturell weit ausgriff und damit hohes persönliches Ansehen erwarb, das wieder seiner Heimatgemeinde zugute kam.

## HERKUNFT UND WERDEGANG

Karl Heinz Vogt wurde am 26. April 1940 in Hausen i. W. geboren. Er ist damit ein Sohn des Wiesentales und ist es sein ganzes Leben lang geblieben. Nach dem Besuch der Grund- und Hauptschule Hausen absolvierte K. H. Vogt die Handelsschule und Höhere Handelsschule in Schopfheim. Seine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann erfolgte in den Jahren 1957-1960. Daran schlossen sich berufliche Tätigkeiten, u. a. in der Schweiz, an. Der Horizont von Karl Heinz Vogt weitete sich in den folgenden sieben Jahren kontinuierlich. Es wuchsen ihm Lebenserfahrung und Einsichten zu, die ihn zu größeren Aufgaben prädestinierten.

So kam es zu dem für sein ganzes Leben entscheidenden Entschluß, ganz in den Dienst seiner Heimatgemeinde zu treten. Hier gründete er seine Familie, indem er sich 1964 mit Frau Gisela geb. Bächle verheiratete, die ihm einen Sohn und eine Tochter schenkte. Vom 1967 bis 1975 war K. H. Vogt Leiter des Einwohnermeldeamtes. Während dieser Zeit legte er 1973 die Verwaltungsprüfung I an der Badischen Gemeindeverwaltungsschule in Freiburg ab. Damit besaß er auch die theoretischen Grundlagen für die Verwaltung einer Gemeinde, die er ja von grundauf kannte. Und so wurde Karl Heinz Vogt am 1. Juli 1975 zum Bürgermeister seiner Heimatgemeinde Hausen i. W. gewählt, der schönste Vertrauensbeweis, den eine Persönlichkeit von seinen Mitbürgern erhalten kann.

## DER BÜRGERMEISTER

Was hat nun K. H. Vogt in den 24 Jahren, die er Bürgermeister war, Bleibendes geschaffen? Daß dies nicht im Alleingang möglich war, muß nicht betont werden. Leistungen in einer Gemeinde sind nur mit einer soliden Verwaltung, einem verantwortungsbewußten Gemeinderat und aufgeschlossenen Bürgern möglich. Die Liste der Großinvestitionen der Gemeinde Hausen ist eindrucksvoll und beweist eine zielgerichtete Weiterentwicklung des Dorfes und die Verbesserung der Infrastruktur. Damit kamen diese Bemühungen den Einwohnern zugute, nicht zuletzt durch Sicherung von Arbeitsplätzen und Fürsorge für die Jugend. Aufgeführt werden müssen folgende Maßnahmen: 1974/75: Bau des Hochbehälters





Bürgermeister Karl Heinz Vogt

Foto König, Schopfheim

„Köhlsberg“, 1976/77: Erster Anbau der Festhalle, 1977: Druckleitung vom Tiefbrunnen zum Hochbehälter, 1978: Erschließung des Baugebiets „Gern-Dellen“ II, 1983: Neubau der Hauptschule, 1985/86: Erschließung des Bebauungsplans „Unterdorf“, 1986/89: Erschließung des Baugebiets „Rütte“, 1991: Zweiter Anbau an die Festhalle (Sanitärbereich), 1994: Generalsanierung der alten Grund- und Hauptschule, 1997: Anbau an den Gemeindecindergarten zur Aufnahme einer 4. Gruppe. Mit der Verlegung der Kanalisation im Riedackerweg wurde die Gesamtkanalisation in Hausen fertiggestellt. Erwähnt sei abschließend noch die Erschließung des Gewerbegebietes „Krummatt“.

Die Spuren, die Karl Heinz Vogt in der Geschichte seines Heimatdorfes hinterlassen hat, werden so in aller Zukunft deutlich sichtbar bleiben.

## ÄMTER UND EHRENÄMTER

Es ist klar, daß ein so engagierter Bürgermeister wie K. H. Vogt es war, mit Ämtern in der Gemeinde und im Kreis bedacht wird, die wichtig sind, aber andererseits aber auch zusätzliche Arbeitskraft beanspruchen. In der Summe ergibt dies eine lange Liste, denn die Anzahl der Vereine und Organisationen im Dorf ist ebenso vielfältig. Um ein paar Beispiele zu nennen: Vogt war von 1969 bis 1972 Vorsitzender des Arbeiterunterstützungsvereins Hausen, von 1971 bis 1998 (!) Vorsitzender des Deutschen Roten Kreuzes, Ortsverein Hausen, 1976 wurde er Gründungs- und Vorstandsmitglied des Schwarzwaldvereins, Ortsgruppe Hausen, und später Fachwart für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im Gau Markgräflerland. Dieser Verein ist wohl K. H. Vogt am meisten ans Herz gewachsen, er ist ein begeisterter und ausdauernder Wanderer. Vogt ist weiter Präsident der weitbekannten Hebelmusik Hausen und natürlich auch Leiter des Hebelhauses, des Dorf- und Heimatmuseums. Diese Auflistung mag genügen, sie beweist genug Vogts Engagement in seiner Heimatgemeinde.

Er ist aber eine über das Dorf hinaus politisch tätige Persönlichkeit, ein Mann mit festen Überzeugungen und Grundsätzen. Vogt ist Gründungsmitglied und Kreisvorsitzender der

Sozialdemokratischen Gemeinschaft für Kommunalpolitik, Kreisverband Lörrach. Und schließlich ist er Gründungs- und Vorstandsmitglied „Pro Schiene“, Fahrgastverband für die Bahnstrecke Basel-Zell i. W. Daß K. H. Vogt dem Kreistag Lörrach seit 1986 angehört, ist beinahe selbstverständlich.

## DER HEBEL-BÜRGERMEISTER

Daß der Hausener Bürgermeister zugleich „Hebel-Bürgermeister“ ist, hebt ihn aus der Reihe seiner Kollegen heraus und macht deutlich, daß hier Anforderungen an den Amtsinhaber gestellt werden, die weit über das übliche Maß hinausgehen. Da werden Herz und Verstand in besonderer Weise gefordert.

Der Hausener Bürgermeister ist Vorsitzender der Hebelstiftung, also der Hebelkommission. Das bedeutet, daß in diesem Gremium die Entscheidung für die Wahl des Hebel-Gedenkplaketenträgers fällt. Die Plakette wurde von der Hebelstiftung 1960 gegründet als Ausgleich dafür, daß der Hebelpreis über die Regionalität hinauswuchs und ein staatlicher Literaturpreis wurde. Die Hebel-Gedenkplakette wird an Persönlichkeiten verliehen, die sich besonders um das Werk Hebels und die alemannische Sprache verdient gemacht haben.

Weiter ist der Bürgermeister von Hausen Mitglied der Hebelpreisjury mit beratender Stimme. Dieses hochrangig besetzte Gremium entscheidet über den Hebelpreisträger. Das bedeutet für den Bürgermeister das Aneignen von Literaturkenntnissen, hohe Zeitinvestition zum Lesen der Werke der vorgeschlagenen Dichter. Es ist eine schöne Geste des Landes Baden-Württemberg, den jeweiligen Bürgermeister des Hebeldorfes in diese Jury zu berufen.

Die Pflichten der Hebelkommission und der Hebelpreisjury nimmt der Bürgermeister von Hausen kraft Amtes wahr. Was aber ihre Umsetzung im Dorfe betrifft, zeigt sich sein Einfallsreichtum, sein Organisationstalent, seine und seiner Helfer Fähigkeit zur Zusammenarbeit mit der gesamten Bevölkerung. Und da war K. H. Vogt in seinem Element!

Das muß man erlebt haben, wie Hausen den Geburtstag J. P. Hebels feiert. Das ganze Dorf ist geschmückt, die Vreneli und Hanseli, aber auch die Frauen, in Tracht. Am Hebelabend



beteiligen sich die Hebel-Musik, die Chöre, die Laienspielschar, Musiksolisten, Vortragende usw. Der Plakettenträger wird vorgestellt. Kurz, es ist ein Fest der gesamten Gemeinde.

Die Staatspreisverleihung ist ein Höhepunkt im dörflichen Leben. K. H. Vogt, der immer guten Kontakt zu den Preisträgern hielt und sie auch besuchte, lädt am Vorabend zu einer Lesung im Hebelhaus ein. Am nächsten Tag folgt das Hebelfest. Die Mitglieder der Basler Hebelstiftung kommen traditionsgemäß mit dem Zug und werden am Bahnhof vom Bürgermeister, der Musik, den Alten Mannen, den Vrenelis und Hanslis abgeholt und zur Festhalle geleitet. Und dann rollt das ganze Festprogramm ab mit der Preisverleihung und Laudatio und dem sich anschließenden Hebel-Mähli und der Bewirtung der Alten Mannen

(und jetzt auch Frauen) in alter Tradition durch die Basler Hebelstiftung. Wo wäre, so fragt man sich, dies alles mit seiner einmaligen Atmosphäre sonst noch möglich? Daß ein Staatspreis in einem kleinen Dorf, das allerdings der Geburtsort des Dichters ist, nach dem der Preis benannt wurde, verliehen wird und niemand daran denkt, dies zu ändern, ist das höchste Lob für die ganze Gemeinde. Und daran hatte die ganzen Jahre her Bürgermeister Vogt als Integrationsfigur großen Anteil.

Bei all diesen Festlichkeiten war er der ruhende Pol des Geschehens. Herr Vogt erwies sich dabei als eine in sich ruhende Persönlichkeit, die Sicherheit ausstrahlte. Er war immer Herr der Situation, natürlich, glaubhaft, freundlich. Viel zu der ganzen wohltuenden Atmosphäre trugen seine Ansprachen bei. Seine



Rathaus Hausen i. W.

Kohlezeichnung von Martin Kaiser

natürliche Eloquenz, seine alemannische Sprache waren es, welche die Anwesenden in ihrem Bann zogen. Souverän begrüßte er die hochrangigen Gäste, Minister, Abgeordnete und die berühmten Preisträger. Der Bürgermeister von Hausen vermittelte allen gekommenen Menschen das Gefühl, in die Hebefamilie aufgenommen und herzlich willkommen zu sein. Karl Heinz Vogt war der Repräsentant Hebels, der Gemeinde Hausen und des Wiesentales schlechthin.

Natürlich hat Herr Vogt zahlreiche Ehrungen erhalten, zwei davon mögen ihn am meisten erfreut haben. Er wurde mit dem Silbernen Ehrenzeichen des Schwarzwaldvereins für langjährige aktive und ehrenamtliche Verbandsarbeit ausgezeichnet. Zum andern wurde er im März 1999 Ehrenmitglied des Bundes „Heimat und Volksleben.“

Wenn er nun aus dem Amt scheidet, so stehen ihm viele Hobbies zur Verfügung, für die er nun mehr Zeit haben wird. An erster Stelle steht das Wandern für den begeisterten Schwarzwaldvereinler. Er legt noch heute den steilen Pfad hinauf zum Bergdorf Gresgen in Rekordzeit zurück. K. H. Vogt reist gerne, bevorzugte Ziele sind die Nordsee mit ihren Inseln und das Berner Oberland. Er hört gerne

Musik, vor allem klassische, und liest viel. Hier ist die Bandbreite groß: Reiseliteratur, Geschichte, und sie reicht von Dürrenmatt bis hin zu Krimis.

Der Schreiber dieser Zeilen ist froh, daß es ihm gelungen ist, K. H. Vogt in den Beirat des Landesvereins Badische Heimat zu berufen. Mit ihm wurde eine Persönlichkeit gewonnen, deren Sachverstand, Verbindungen und Kenntnis der Verhältnisse im Markgräflerland und am Hochrhein in einer guten Zusammenarbeit nutzbar gemacht werden können. Daß er dazu bereit ist, dafür sei K. H. Vogt herzlich gedankt.

Wir wünschen ihm und seiner Familie für die Zukunft alles Gute. Sein neuer Lebensabschnitt wird ganz gewiß kein Ruhestand sein, und so werden wir das Glück haben, ihm immer wieder in der Welt des Wiesentales und des Belchens oder bei J. P. Hebel zu begegnen.

Ad multos annos, Vogt vo Huuse!

Anschrift des Autors:  
Ludwig Vögely  
Tiefentalstraße 35  
76228 Karlsruhe



# Abschied vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe

Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler

Dr. phil. Rosemarie Stratmann-Döhler, Elève diplômée de l'Ecole du Louvre, verläßt in diesen Tagen nach einer außerordentlich erfolgreichen Tätigkeit das Badische Landesmuseum Karlsruhe (BLM). Die Feder würde sich sträuben, wollte man hier etwa vom Eintritt in den Ruhestand sprechen. Auf Frau Dr. Stratmann-Döhler warten noch vielfältige wissenschaftliche Aufgaben, die sie wohl noch für lange Zeit in Anspruch nehmen werden.

Frau Dr. Stratmann-Döhler blickt auf eine reiche, vielfältige und ungewöhnliche Ausbildung zurück, welche die Zielgerichtetheit ihres Strebens und die ebenso ungewöhnliche Beharrlichkeit in der Verfolgung eines sich gesetzten Zieles zeigt.

Geboren 1934 in Ulm/Donau, wuchs Frau Dr. Stratmann-Döhler in der Kurpfalz und Wiesbaden auf. Dann folgte ihre Ausbildung zur Dolmetscherin und Übersetzerin für Englisch am Englischen Institut in Heidelberg. Daran schloß sich eine dreijährige Berufstätigkeit in Heidelberg und Solingen.

Ein für sie entscheidender Entschluß war es, nach Paris zu gehen. Damit wurde eine siebenjährige Periode ihres Lebens eingeleitet, die sehr glücklich für sie war. Was Frau Dr. Stratmann-Döhler in jenen Jahren getan hat, haben außer ihr wohl nur ganz wenige aufzuweisen. Sie studierte fünf Jahre an der Ecole du Louvre, eine der Grandes Ecoles zur Ausbildung von Museumskonservatoren. Der Diplomabschluß 1965 hatte den Schwerpunkt Innendekoration und Möbel des 17.-19. Jahrhunderts. Möbel wurden zur Passion von Frau Dr. Stratmann-Döhler, die sich später zum Segen für das BLM auswirkte. Weiter übte die Wissenschaftlerin die Tätigkeit als Chargée de

Mission im Schloß Versailles aus und legte die Prüfung zur Conférencière für die Schlösser Versailles und Trianon ab.

Solchermaßen umfassend gebildet und mit weitreichenden Erfahrungen und Erfolgen ausgestattet, schloß Frau Dr. Stratmann-Döhler diese überaus wichtige Lebensphase ab und kehrte nach Deutschland zurück. In logischer Konsequenz studierte sie nun von 1965-1971 Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg. Sie promovierte mit einer Arbeit über den Ebenisten Jean François Oeben.

Mit einem solchen wissenschaftlichen Rüstzeug im Rücken, stand Frau Dr. Stratmann-Döhler die Welt offen. Es war ein Glück für Karlsruhe und das Land, daß sie 1971 in das BLM eintrat, den letzten großen Abschnitt ihrer Tätigkeit damit eröffnend. Sie begann bescheiden: Zwei Jahre Volontariat, zwei Jahre Werkverträge. 1975 wurde sie dann fest angestellt und übernahm das Referat Möbel, also das Referat ihrer speziellen Neigungen, und zusammen mit einem Kollegen die Betreuung des mobilen Kunstgutes in den Schlössern Badens. Ab 1998 war sie im Rahmen der eigenen Schlösserverwaltung der OFD Karlsruhe zuständig für Gemälde, Grafik und Keramik von der Renaissance bis einschließlich des Historismus. Im gleichen Jahre wurde Frau Dr. Stratmann-Döhler Leiterin der Abteilung Kunst- und Kulturgeschichte und 2. stellvertretende Direktorin des Badischen Landesmuseums. Damit hatte sie eine Position erreicht, die ihr aufgrund ihrer Ausbildung und Studiums zustand. Ihr überlegenes Wissen und ihr unermüdliches Engagement für das BLM, ihre Belastbarkeit und zähe Arbeitskraft fanden den verdienten Lohn.



Frau Dr. Stratmann-Döhler in ihrem Büro

Privates Foto

Seit Beginn ihrer Tätigkeit im BLM stand die Erforschung der Landesgeschichte in Verbindung mit den fürstlichen Schlössern oben an. Diese Forschungen mit dem Schwerpunkt der Geschichte des Karlsruher Schlosses wurden zur zweiten Säule der wissenschaftlichen Tätigkeit von Frau Dr. Stratmann-Döhler und fanden ihren Niederschlag in zahlreichen Publikationen.

Wir verdanken Frau Dr. Stratmann-Döhler eine große Anzahl hervorragender, z. T. unvergeßlicher Ausstellungen. Erinnerung sei u. a. an

die Ausstellungen „Barock in Baden-Württemberg“, „Die Renaissance im deutschen Südwesten“, „Planstädte der Neuzeit“, „750 Jahre Kloster Lichtenthal“, „Für Baden gerettet“, „Karl Friedrich und seine Zeit“, Baden-Baden 1981, weiter „Karoline Luise, Markgräfin von Baden“, 1723-1783, „Stephanie Napoleon“, 1789-1860, „Lothringer Fayencen“ (Teilübernahme). Sie hat diese Ausstellungen meist selbst organisiert, gestaltet und damit eine Riesenarbeit geleistet. Ein „Meisterstück“, das viele Besucher anzog und in der ganzen



Bundesrepublik große Beachtung kompetenter Wissenschaftler hervorrief, war die hervorragende Ausstellung „Möbel für den Fürstenhof. Mechanische Wunder – Edles Holz. Möbel von Abraham und David Roentgen.“ Mit dieser Ausstellung hat sich Frau Dr. Stratmann-Döhler einen Traum erfüllt. Sie hat mit großer Energie und Sachkenntnis diese edlen Möbel zusammengeholt und vorbildlich präsentiert. Es war ihr persönliches Abschiedsgeschenk an das BLM. Niemand anders als sie hätte diese Ausstellung zustande bringen können. Am Ende dieser schönen Reihe steht die nach neuen Kriterien konzipierte und mit Hilfe einer Volontärin realisierte Ausstellung „Hof und Schloß Karlsruhe“, die im Rahmen der Einrichtung einiger Abteilungen des Hauses im Zähringer Saal zur Schloßgeschichte gestaltet wurde. Diese endgültig letzte Ausstellung von Frau Dr. Stratmann-Döhler setzt einen schönen und gültigen Schlußpunkt ihrer Tätigkeit am BLM und läßt erneut die Lücke spüren, die sie hinterläßt und die nicht zu schließen ist.

Es wird bei der finanziellen Situation schwer fallen, in vielleicht zehn Jahren alle Abteilungen des Museums neu einzurichten und wieder zugänglich zu machen, von der notwendigen Einstellung erfahrener Wissenschaftler, die ein Museum von der Bedeutung des BLM benötigt, ganz zu schweigen.

Die von ihren wissenschaftlichen Arbeiten sich ergebenden Ergebnisse, machten Frau Dr. Stratmann-Döhler zu einer vielseitigen Autorin. Einen großen Raum ihrer Publikationen nehmen natürlich die Ausstellungskalaloge ein, die vom Sammlern sehr begehrt sind. Hervorzuheben sind weiter die Schrift „Schloß Karlsruhe“,

1989 (3), „Möbel“, Bildheft des BLM, 1989, „Möbel, Intarsie, Rahmen“ in Reclams Handbuch der künstlerischen Techniken, Bd. 3, 1986, „Durlacher Fayencen“, 1995, „Das Karlsruher Schloß“, zusammen mit Harald Siebenmorgen, 1998. Sehr zahlreich sind ihre Aufsätze zur Möbelkunst, vor allem zu badischen Möbeln, und zur Schloßgeschichte. Und noch steckt Frau Dr. Stratmann-Döhler in Arbeiten, die der Vollendung harren. Ihr großes fachliches Wissen wird von Verlagen gerne in Anspruch genommen.

Der Landesverein Badische Heimat, vor allem die Regionalgruppe Karlsruhe, stehen in einem besonders freundschaftlichen Verhältnis zu Frau Dr. Stratmann-Döhler. So hat sie uns durch viele Ausstellungen geführt und uns Eindrücke vermittelt, die Landes- und Kunstgeschichte lebendig werden ließen. Dafür sei ihr herzlich gedankt, und wir sind sicher, daß sie uns auch in Zukunft hilfreich zur Seite stehen wird. Ihre umfassenden Kenntnisse zur Landesgeschichte ergänzen sich vortrefflich mit den Zielen der Badischen Heimat. Sie können vor allem vom Landesverein genutzt werden, denn Frau Dr. Stratmann-Döhler ist Mitglied des Beirates. Wenn sie nun auch das BLM verläßt, uns bleibt sie erhalten, und unsere besten und herzlichsten Wünsche begleiten sie in den neuen Lebensabschnitt.

Anschrift des Autors:

Ludwig Vögely  
Tiefentalstraße 35  
76228 Karlsruhe

# Zum Gedenken an Christian Friedrich Schönbein, einen der bedeutendsten Chemiker des 19. Jahrhunderts

## LEHR- UND WANDERJAHRE

Vom „*Ozonloch*“ ist heute sehr oft die Rede, nicht jedoch vom Entdecker des Ozons, dem Basler Professor *Christian Friedrich Schönbein*.

Er dürfte im Markgräflerland und im Wiesental ziemlich unbekannt sein, doch war er einer der bedeutendsten Chemiker des 19. Jahrhunderts. Vermerkt sei auch, daß er der erste Präsident der Basler Hebelstiftung war.

Christian Friedrich Schönbein wurde am 18. Oktober 1799 im württembergischen Metzingen als Kind einer in sehr bescheidenen Verhältnissen lebenden Familie geboren.

Der Vater Schönbeins war Färber, Posthalter in Urach, dann Fabrikbuchhalter in Metzingen und schließlich Posthalter in Neckartailfingen.

Christian Friedrich Schönbein war in der Schule so gut, daß sein Lehrer *Osiander* meinte, er solle eine andere Schule besuchen, denn bei ihm könne er nichts mehr lernen. Im Alter von 14 Jahren trat Schönbein als Lehrling in eine Böblinger Firma ein, die Salzsäure und verschiedene Pillen herstellte.

Im Verlauf seiner siebenjährigen harten Lehrzeit – sein Arbeitstag dauerte von 6 Uhr bis 19 Uhr – fand er Anschluß an einen Kreis frommer Pietisten, denen er sich viele Jahre zugehörig fühlte. Nach beendeter Lehre trat er im Alter von 21 Jahren in eine Augsburger Firma ein. Am Ende des Jahres, in dem er seine Lehre beendet hatte, war er bereits Direktor einer chemischen Fabrik in Hemhofen bei Erlangen. Aber der Drang zu studieren war bei ihm größer als das Streben nach einem guten Verdienst, denn bereits ein Jahr später (1821)

begann Christian Friedrich Schönbein im benachbarten Erlangen ein Studium, das er mit dem bescheidenen Einkommen als Hauslehrer finanzierte. An der Universität Erlangen gehörte er bald zum Freundeskreis des großen schwäbischen Philosophen *Friedrich Wilhelm Joseph Schelling*. Mit ihm blieb er lebenslang in Freundschaft verbunden.

Im Jahre 1822 schrieb er sich an der Universität Tübingen ein, traf dort aber recht kümmerliche Verhältnisse an, denn Chemie wurde nur für Anfänger gelesen, und der war er nun wirklich nicht mehr. Physik, Mineralogie und Geologie, für die er sich interessierte, fehlten ganz im Angebot. Diese mißlichen Verhältnisse in Tübingen waren wohl die Ursache dafür, daß es ihn bald wieder nach Erlangen zog, wo damals auch der später berühmte *Justus von Liebig* (1803 bis 1873) studierte, mit dem er danach enge Freundschaft schloß.

Nach weiteren zwei Jahren brach Schönbein trotz des gegenteiligen Rates seines Freundes Schelling seine Studien ab und ging als Lehrer für Physik, Mineralogie und Chemie an das Fröbelsche Landeserziehungsheim Keilhau bei Rudolstadt. Dort wurde er zwar miserabel bezahlt, blieb aber trotzdem drei Jahre, weil ihm die Arbeit Freude gemacht hat. Danach wagte Christian Friedrich Schönbein den Sprung an eine englische Erziehungsanstalt in Epsom, und ein Jahr später studierte er in Paris und besuchte die Vorlesungen so weltberühmter Gelehrter wie *Joseph Louis Gay-Lussac* (1778 bis 1850) und *André Marie Ampère* (1775 bis 1836), für die er sich begeisterte. Die Voraussetzungen für die Studien in England und Frankreich hatte Schönbein bereits während





*Christian Friedrich Schönbein, Ölbild von Heinrich Beltz, 1857, Schweizerisches Museum für Volkskunde Basel, Bildvorlage: Arbeitskreis Stadtgeschichte der Volkshochschule Metzingen-Ermstal*

seiner Lehrzeit in Keilhau geschaffen. In Nacht- und Sonntagsarbeit erlernte er damals die englische und französische Sprache. Die nötigen finanziellen Mittel für Leben und Studium

beschaffte er sich wiederum als Hauslehrer. Das Jahr 1827, Schönbein war nun 28 Jahre alt, brachte das Ende der bewegten Lehr- und Wanderjahre.

## PROFESSOR IN DER STADT AM RHEINKNIE

Kaum war Schönbein nach England zurückgekehrt, erhielt er durch die Vermittlung des Erlanger Studienfreundes Friedrich Engelhard im Herbst des Jahres 1828 von dem erkrankten Basler Chemieprofessor *Peter Merian* das Angebot, ihn während seiner Krankheit zu vertreten. Obwohl Schönbein „in angenehmen Verhältnissen in England lebte“, entschloß er sich, die für ein Semester vorgesehene Vertretung zu übernehmen. Am 3. November 1828 traf Schönbein in Basel ein, das für ihn nun die endgültige Stätte seines Wirkens wurde.

Von 1844 bis 1868 wohnte Christian Friedrich Schönbein mit seiner Familie im Basler Gebäude Oberer Rheinweg 93. Der gebürtige Metzinger erhielt die Stelle mit einem Anfangsgehalt von jährlich 1600 Schweizer Franken, obwohl er niemals eine akademische Prüfung abgelegt oder einen akademischen Titel erworben hatte. Er war verpflichtet, an der Universität wöchentlich vier bis sechs Stunden experimentelle Chemie zu lesen und am Basler Pädagogium, einem Gymnasium, an den beiden Oberklassen je vier Wochenstunden Chemie und Physik zu unterrichten.

Als Peter Merian sich ein Jahr später gesundheitshalber beurlauben lassen mußte, wurde Schönbein als sein Stellvertreter berufen. Schönbein behielt diese Stellung, als Merian sich immer mehr der Politik zuwandte, bis Schönbein im Jahre 1835 zum Nachfolger von Peter Merian bestimmt wurde.

Auch Christian Friedrich Schönbein hatte in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts kräftig in der Politik mitgewirkt; in seiner konservativen Gesinnung nahm er für die Stadt Partei. Im Jahre 1848 ernannte der Basler Kantonsrat Christian Friedrich Schönbein zu seinem Mitglied und drei Jahre später wurde Schönbein zum Mitglied des Basler Stadtrates berufen. In dieser Zeit engagierte sich Schönbein auch publizistisch als Mitherausgeber und Redakteur der *Basler Zeitung*.

Die Basler Jahre begannen sehr unruhig, denn zwischen der Stadt Basel und den sich vernachlässigt fühlenden Landgemeinden des Kantons kam es zu schweren Auseinandersetzungen,

den Basler Unruhen, die bald kriegerische Formen angenommen haben. Es gab mehr als 60 Tote zu beklagen. Beim Friedensschluß im Jahre 1833 wurde der Kanton Basel in eine Stadt- und eine Landgemeinde geteilt. Auch das Vermögen der Universität fiel etwa zur Hälfte an den neuen Kanton Basel-Land.

Bereits 1830 hatte Schönbein die Würde eines Ehrendoktors verliehen bekommen, fünf Jahre später erhielt er die Anstellung als ordentlicher Professor für Physik und Chemie mit einem Jahresgehalt von 2300 Schweizer Franken. In diese Zeit fiel auch die Heirat mit der Stuttgarterin *Emilie Benz*.

Der Ernennung zum Ordinarius folgten Jahre ruhigen Arbeitens, unterbrochen durch die Teilnahme an Versammlungen von Naturforschern in der Schweiz, in Deutschland und in England.

## DER WISSENSCHAFTLER

Schönbein war als Wissenschaftler ein ungemein produktiver Geist, obgleich er erst spät, ab 1835 mit eigenen wissenschaftlichen Leistungen hervortrat. Seine Ergebnisse schlugen sich in 343 verschiedenen Arbeiten in 837 Ausgaben nieder. Zu seinen bedeutendsten Erfindungen und Entdeckungen gehörte die Einführung des Begriffes *von der Passivität des Eisens (1835)*, *die Entdeckung des Ozons (1839)* und *die Erfindung der Schießbaumwolle und des Kollodiums (1846)*. Weitere wichtige Arbeiten beschäftigten sich mit der Stromerzeugung auf chemischem Wege sowie mit Nitraten und Nitriten.

Die Entdeckung, die mit Schönbeins Namen in der Geschichte der Chemie für immer verbunden ist, ist die Entdeckung des Ozons im Jahre 1839.

Schon als Zwölfjähriger hatte er beim Einschlag eines Blitzes in die Metzinger Martinskirche im unbeschädigten Chor einen „*schwefellichten Geruch*“ wahrgenommen, der ihm später bei seinen Experimenten in Basel, als er Wasser mit elektrischem Strom zersetzte und auf diesem Wege *Sauerstoff* und *Wasserstoff* gewann, wiederum begegnete. Er ging dem „*elektrischen Geruch*“ nach und bemerkte, daß dieser nur in dem am positiven Pol entstehenden Sauerstoff enthalten war. Schönbein



nannte diesen riechenden Stoff, den er für einen neuen Stoff hielt, nach Vorschlag seines Freundes, des Philologen *Wilhelm Vischer*, *Ozon* (griechisch = das Riechende). In der Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Basel vom 13. März 1839 berichtete Schönbein erstmals über seine Entdeckung. Fünf Jahre später füllten seine Beobachtungen schon ein kleines Buch mit dem Titel „*Über die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege*“. Allerdings deutete er das Ozon noch lange Zeit als einen Bestandteil des Stickstoffs und später als Wasserstoffsperoxyd, während seine Kollegen schon bald erkannt haben, daß das Ozon nur ein modifizierter, nämlich dreiatomiger Sauerstoff war. Der seltsame Geruch, den das Ozon verursacht, war bereits seit 1875 bekannt; die Entdeckung der Substanz, die den Geruch verursacht, gelang aber erst Schönbein.

## WAS IST OZON?

Ozon ist Sauerstoff, von dem drei Atome in einem Molekül verbunden sind, während gewöhnlicher Sauerstoff aus zweiatomigen Molekülen besteht. Ozon geht äußerst leicht in zweiatomigen Sauerstoff über unter Freisetzung von Sauerstoffatomen, die besonders aggressiv sind und zum Beispiel Silber durch Oxidation schwärzen.

Ozon selbst ist zwar geruchlos, aber am Geruch von Oxidationsprodukten zu erkennen, die sich an der Luft bilden und noch in Verdünnung von 1:500 000 wahrgenommen werden können. Ozon entsteht in der Luft auch bei Reaktionen der in Autoabgasen enthaltenen Stickoxide.

In bodennahen Schichten wirkt es als Schadstoff, der unsere Atmungsorgane reizt und auch das Chlorophyll in Pflanzenblättern schwer schädigt. Damit ist Ozon eine der Ursachen für das Waldsterben. In großen Höhen der Atmosphäre ist dagegen eine Ozonschicht festgestellt worden, die einen Teil der das Leben auf der Erde schädigenden kurzwelligen Sonnenstrahlen absorbiert und somit als Schutzmantel wirkt. Daß das unangenehm riechende, blaue Gas, das zwar hochgiftig ist, doch bei richtiger Dosierung auch wieder nützlich ist – fast die Hälfte unseres Trinkwassers wird heute mit Ozon aufbereitet – die Zeitgenossen vor

150 Jahren sonderlich beschäftigt hat, darf sicherlich bezweifelt werden.

Als Folge der Untersuchungen über das Ozon erfand Schönbein die *Schießbaumwolle*, ein äußerst wirksamer Sprengstoff, der das seit Jahrhunderten gebräuchliche Schwarzpulver abgelöst hat. Am 11. März 1846 berichtete Schönbein erstmals von dieser Erfindung.

Er behandelte Baumwolle mit einem Gemisch aus Salpeter- und Schwefelsäure, wusch die Säuren sorgfältig aus und trocknete das Produkt an der Sonne. Beim Entzünden verpuffte die Baumwolle mit explosionsartiger, pulverähnlicher Wirkung. Schönbein bereitete es viel Vergnügen, den neuen Stoff in Abendgesellschaften vor Studenten und Fürsten vorzustellen. So ging die Nachricht dieser Erfindung wie ein Lauffeuer durch Europa und machte Schönbeins Namen mit einem Schlag bekannt, ja es wurde sogar vom „*Schießbaumwollenschönbein*“ gesprochen.

Die große Tragweite dieser Erfindung für wirtschaftliche und militärische Zwecke machte den Basler Professor zu einem vielumworbenen Mann, und so konnte er aus dieser Erfindung Kapital schlagen.

Vieles aus den Veröffentlichungen Christian Friedrich Schönbeins, die schätzungsweise 30 Bände füllen würden, hat nach Erfüllung einer zeitgebundenen Funktion heute kaum noch Bedeutung. In seiner Forschungsarbeit war der gebürtige Metzinger ein Einzelgänger. Er bevorzugte vor allem das qualitative Experiment, von den theoretischen Entwicklungen seiner Zeit hat er sich fern gehalten. Mit den Arbeiten über die Passivität der Metalle begann er bewußt physikalisch-chemische Forschung, eine Richtung in der ihm die Wissenschaft erst 50 Jahre später gefolgt ist. Christian Friedrich Schönbein war von heiterem und glücklichem Temperament, erwarb sich wissenschaftlich ein hohes Ansehen und hat alle gelehrten Kontroversen vermieden, von denen die Chemie seiner Zeit voll war, indem er das Urteil der Mitwelt ignoriert hat.

## ERSTER PRÄSIDENT DER BASLER HEBELSTIFTUNG

Neben seinem beruflichen Wirken hatte es sich Christian Friedrich Schönbein zur Aufgabe

gemacht, in der Basler Hebelstiftung, zu deren ersten Präsidenten er gewählt wurde, mitzuarbeiten. Über den Weg, wie der Schwabe Schönbein zu *Johann Peter Hebel* (1760 bis 1826) gefunden hat, sind keine Aufzeichnungen bekannt. Der alemannische Dichter, Theologe und Kalendermann Johann Peter Hebel hatte bekanntlich die Absicht, durch eine Stiftung den älteren Bürgern seines Heimatdorfes Hausen im Wiesental jeden Sonntag den Genuß eines Schoppens guten Markgräfler Weins zu ermöglichen. Die Basler Hebelstiftung verwirklichte diesen Wunsch und beschloß die Bewirtung der „*Alte Manne*“ als „*Hebelmähli*“ am jährlichen Hebelfest an Hebels Geburtstag (10. Mai) in Hausen im Wiesental. Die zwölf „*Alte Manne*“ der Gemeinde Hausen im Wiesental sind somit beim „Hebelmähli“ die Ehrengäste der Basler Hebelstiftung, und das seit dem Jahre 1861.

Zeitlebens blieb Christian Friedrich Schönbein ein erbitterter Gegner *Bismarcks* und somit Preußens, hingegen war er beim *Großherzog Friedrich von Baden* ein gerngesehener Gast in Karlsruhe, auf der Mainau und der Reichenau. Doch als dann die Neuordnung Deutschlands erfolgte, kehrte der „*Erzschwabe*“, wie er sich öfters bezeichnete, nie mehr nach Karlsruhe zurück. Seine Entdeckung des Ozons und die Erfindung der Schießbaumwolle, die sich erstmals bei den Sprengungen für den *Isteiner Tunnel* bewährte, so wie die Konstruktion des Kollodiums gehörten zu seinen bedeutendsten Leistungen.

Der Universität widmete er seine ganze Kraft und sein großes Organisationstalent. So wurde er zu einer beliebten und allgemein

bekanntem Persönlichkeit des damaligen Basel, und sein Andenken lebt weiter in einem Straßennamen, wie der von Peter Merian in einem des „*vornehmen*“ Viertels.

Gestorben ist der 69jährige *Ehrenbürger der Gemeinde Hausen im Wiesental* am 29. August 1868 nicht in Metzingen oder Tübingen – sondern in Baden-Baden und wurde in Basel auf dem Wolfgottesacker beigesetzt.

---

#### Verwendete Literatur

Dahn, Hans, Christian Friedrich Schönbein, in: Professoren der Universität Basel, herausgegeben von Andreas Staehlin, Verlag Friedrich Reinhardt AG, Basel 1960.

Kahlbaum, Georg, W. A., Aus Christian Friedrich Schönbeins Leben, in: Basler Jahrbuch 1900, Seite 205 bis 227.

Kleiber, Otto, Lebendiger Hebel, 100 Jahre Basler Hebelstiftung (1860 bis 1960), Birkhäuser Verlag, Basel 1960. Leuzinger, Fridolin, Vor 150 Jahren wurde in Basel das Ozon errochen, in: Basler Zeitung, Ausgabe vom 19. September 1989, Nr. 219.

Schönbein, Christian, Friedrich, 150 Jahre Entdeckung des Ozons, Sonderreihe A der Metzinger Heimatblätter, Metzingen 1989.

Vogt, Elmar, Johann Peter Hebel – Stationen seines Lebens und die zu seinen Ehren gestifteten Auszeichnungen, in: Das Markgräflerland – Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, Heft 2/1993, Seite 29 bis 43, Verlagsort Schopfheim.

Anschrift des Autors:

Elmar Vogt

Riedackerweg 7

79688 Hausen im Wiesental



## Bundesverdienstkreuz für Heimatsforscher Konrad Sutter, Waldshut

Autodidakt mit wissenschaftlicher Gründlichkeit



Akribie - dieses Attribut muß für Konrad Sutter erfunden worden sein. Seine umfangreiche historische Privatsammlung ist mustergültig geordnet. Von den ca. 10 000 Motiven des Bildarchives z. B. ist jedes sofort greifbar. Die sorgfältige Arbeitsweise und entsprechenden -ergebnisse des Forschers finden auch Anerkennung aus dem universitären Bereich. Gute Kontakte und fachlicher Austausch mit den Universitäten in Zürich, München und Freiburg bestätigen dies. Besondere Beachtung fanden in Fachkreisen Sutters Beiträge zum deutschen Glockenatlas (München/Berlin 1985). 120 Glockentürme bestiegen K. Sutter und seine Frau Lilly bei den Recherchen, was nicht immer ungefährlich war. Die Ehefrau unterstützte die historische Forschung von Anfang an und war auch mit Begeisterung dabei, wenn Grundlagenforschung in den Archiven anstand. Straßburg, Basel, Freiburg, Bern, Zürich, St. Gallen, Innsbruck und St. Paul sind einige der Stationen Sutterscher Archivarbeit, für die viel Zeit eingesetzt wurde. Fundierte Beiträge in Ortschroniken, heimatkundlichen Schriftenreihen,

Landkreisbüchern, Kunstführern, sowie unzählige Abhandlungen in der Tagespresse aber auch Vortragsveranstaltungen sind das Ergebnis der soliden Quellenarbeit. Diese schließt Veröffentlichungen in der benachbarten Schweiz ein. Schwerpunkte im umfangreichen Werk des passionierten Heimatkundlers betreffen die Geschichte der Stadt Waldshut - Tiengen und des Klosters St. Blasien.

Klostergeschichte, sakrale und profane Kunst, Wappen, Siegel, Urkunden, Skulpturen, Grenzsteine, Bildstöcke, Wegkreuze und herausragende Persönlichkeiten wurden erforscht und Geschichte in kongenialer Form mit Leben erfüllt. Die Forschungsergebnisse sind in verschiedenen Medien zugänglich, u. a. auch durch drei umfangreiche Videodokumentationen. Besondere Erwähnung verdienen die Erforschung der alten Hausnamen in der Waldshuter Kaiserstraße und der Aufbau des Stadtarchives von Waldshut-Tiengen.

In der Schriftenreihe der Badischen Heimat erschien 1982 „Der Judenfriedhof bei Waldshut“.

Konrad Sutter wurde am 11. April 1921 in Freiburg/ Breisgau geboren. Nach Schulbesuch und Schlosserlehre erlebte er die Kriegszeit mit Fronteinsatz, Verwundung und Kriegsgefangenschaft. Dem Polizeidienst

(1947-1973) schloß sich gesundheitsbedingt der vorzeitige Ruhestand an, den K. Sutter für die umfangreiche Forschungsarbeit nutzte.

Die Anerkennung blieb nicht aus. Neben persönlichen Zeugnissen der Wertschätzung (z. B. in einem Brief von Frau Ruth Dreifuss, Bundespräsidentin der Schweiz) konnte der Heimatforscher folgende offizielle Ehrungen entgegen nehmen:

- 1984* Landespreis für die Beiträge zur Heimatgeschichte
- 1991* Verdienstmedaille der Stadt Waldshut-Tiengen in Silber
- 1996* Fürst Abt Gerbert Medaille der Stadt St. Blasien in Gold
- 1997* Fürst Abt Gerbert Preis der Stadt St. Blasien
- 1999* Verleihung des Bundesverdienstkreuzes.

Anschrift des Autors:  
Frank Joachim Ebner  
Regionalgruppe Waldshut-Tiengen



# Abschied



Rolf Dambach betreute die Hefte der *Badischen Heimat* neun Jahre beim Verlag G. Braun.

Rolf Dambach, der beim Verlag Braun die Hefte der *Badischen Heimat* seit

1991 betreute, gab zum 31. Oktober 1999 seine Tätigkeit beim Verlag auf, um nach Spanien zu seiner Frau, die dort bereits eine Tätigkeit aufgenommen hat, zu ziehen.

Rolf Dambach wurde am 24. 5. 1959 in dem bei Karlsruhe gelegenen Malsch geboren. Nach Beendigung der Hauptschule begann er eine Lehre als Schriftsetzer, absolvierte dann in der Abendschule einen Meisterkurs im Fachbereich Satz und Druck. Danach war er vier Jahre bei der Süka in Rheinstetten und nahm seine Arbeit 1991 beim Verlag G. Braun in Karlsruhe in der Auftragsbearbeitung und Kundenbetreuung auf.

Rolf Dambach betreute von 1991-1999 die Hefte der *Badischen Heimat*. Das sind in neun Jahren sechsunddreißig Hefte, das Einzelheft mit einem durchschnittlichen Umfang von 140 bis 160 Seiten. Die Fertigstellung der vierteljährlich erscheinenden

Hefte bringt naturgemäß einen gewissen Streß mit sich, weil der endgültige Inhalt der Hefte oft erst vor der Drucklegung feststeht, Aufsätze werden nach Termschluß noch nach-

Rolf Dambach

gereicht, Autoren wünschen Änderungen, Autoren sind mit der Bildaufteilung im Text nicht einverstanden.

Herr Dambach hat zusammen mit den Schriftleiter die mit diesem Geschäft verbundenen Schwierigkeiten von Heft zu Heft, von Quartal zu Quartal mit Souveränität gemeistert. Geholfen hat ihm dabei seine Sachlichkeit, sein ausgeglichenes Wesen und seine Freundlichkeit.

Die *Badische Heimat* verdankt Herrn Dambach einen unermüdlichen Einsatz bei der Herstellung der Hefte und das Einbringen von Ideen und Vorschlägen zur drucktechnischen Verbesserung der Hefte. Der Schriftleiter bedankt sich ganz besonders für die fast ein Jahrzehnt dauernde vorzügliche Zusammenarbeit, und der Landesverein *Badische Heimat* wünscht Herrn Dambach einen guten beruflichen Start in Spanien.

Heinrich Hauß, Schriftleitung

## Adelheid/Adélaïde – Kaiserin und Heilige

Zum tausendsten Todestag am 17. 12. 1999

Sie spielte alle politischen Rollen durch, die ihre Zeit bereithielt

Der äußerliche Anlaß zu dem Buch „Adelheid/Adélaïde – Kaiserin und Heilige 931-999“ ist der tausendste Todestag der Kaiserin, und das Buch versteht sich deshalb auch als „Gedenkbuch-livre commémoratif“. Es ist in Parallelversion in deutsch und französisch geschrieben. Wir kommen damit zu den inneren Gründen für das außergewöhnliche Buch, das von der Initiative zweier Orte, Karlsruhe und dem Rastatt gegenüberliegenden niederelsässischen Selz ausgeht.

Im Generallandesarchiv in Karlsruhe werden zweiundzwanzig Urkunden der Kaiserin aufbewahrt, in Durlach wurde 1516 eine „Vita Sancte Adelaydis“ gedruckt; in Selz hatte Adelheid ein Kloster mit clunyazensischen Benediktinern gegründet und zog sich ab 995 von der Politik zurück, starb dort am 17. 12. 999 und wurde dort auch begraben. Die archivalische und biographische Topographie würde aber allein noch nicht genügen, um der Kaiserin und Heiligen 1999 ein Gedenkbuch zu widmen. Der innere und tiefere Grund besteht darin, daß sich in der etwa um 931 in Hochburgund (vielleicht in St. Maurice d'Agaune) geborenen Adelheid, die seit 951 mit Otto I. verheiratet war, „romanischer und germanischer Geist – la latinite et la germanite“ verbanden. Wir kehren mit der Memoria Adelheids so „tausend Jahre später... zu dem die Grenzen überwindenden Geist zurück, der für Adelheid selbstverständlich war“ (Hugues Kraemer). „Die Ehe mit Adelheid, der Witwe des letzten anerkannten Königs von Italien, Lothar

von Italien (947-950), gab Otto nicht nur eine formale Legitimität auf die Neugestaltung der politischen Verhältnisse in Italien“ (Frommer), sondern brachte ihn auch mit einer „neuen Welt“ in Berührung, denn seine bisherigen Erfahrungen waren auf Sachsen und das übrige Deutschland beschränkt. Der knapp zwanzig-jährigen Adelheid kam so eine gewisse



Vita Sancte Adelhaydis, Druck von Nicolaus Keib, Durlach 1517.  
Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München



Brückenfunktion zwischen zwei Kulturen zu. Es ist wohl diese Brückenfunktion, die die Kaiserin Adelheid heute wieder für zwei Orte, einem deutschen und einem französischen, Karlsruhe und Selz attraktiv macht.

Es ist aber nicht nur die große „europäische“ Persönlichkeit, die neues Interesse findet, sondern auch ihr menschliches Schicksal. Man hat behauptet, daß es in ihrem Leben in der Politik kaum eine Rolle gegeben habe, die sie nicht gespielt hätte. Was hatte sie nicht alles mitgespielt oder mußte es notgedrungenerweise mitspielen! Geboren als Tochter Rudolfs von Hochburgund, heiratete sie mit sechzehn Jahren 947 Lothar von Italien. Sie war zunächst Fremde und politische Anfängerin. Nach dem Tode Lothars im Jahre 950 wurde sie Opfer politischer Erpressung, indem König Berengar II. sie in Como 951 gefangensetzen ließ. Berengar fürchtete, daß Adelheid gemäß ihrer Teilhaberschaft am regnum Italiae ein Verfügungsrecht über den Thron beanspruchen würde. Nach vier Monaten der Erniedrigung gelang ihr die Flucht. Durch die Ehe mit dem vierzigjährigen Otto I. im Jahre 951 wurde die jetzt zwanzigjährige Adelheid zu einer wichtigen Dame des Reiches. Italien scheint ihr von Otto als ihr spezieller Zuständigkeitsbereich zugesprochen worden sein. 973 starb Otto I., und Adelheid wird mit 41 oder 42 Jahren zum zweiten Male Witwe.

Aber die Jahre 950–973, die Erniedrigung und dann höchsten politischen Einfluß im Abendland gebracht hatten, waren noch nicht alles, was das politische Leben dieser Frau zumuten sollte. 972 hatte Adelheids Sohn, Otto II. die griechische Kaisertochter Theophanu geheiratet, Spannungen zur Schwiegermutter konnten nicht ausbleiben, und so hatte Adelheid als Schwiegermutter Theophanus auch noch die Rolle der Rivalin zu spielen. Nach dem frühen Tode Ottos II. 983 mußten sich aber die beiden Frauen zu der gemeinsamen Aufgabe vereinen, dem Sohn beziehungsweise Enkel, der erst dreieinhalb Jahre alt war, das Königtum zu sichern. Seit 995 hat sich Adelheid dann in ihre Klosterstiftung nach Selz zurückgezogen, nachdem ihr Enkel Otto III. (seit 995) sie gewissermaßen ausgeboten hatte. Sie konnte auch erst nach Theophanus Tod (983) ihrem Hang für Klostergründungen nachgehen.

Adelheid hat als Gattin Ottos I., als Mutter Ottos II. und als Großmutter Ottos III. die politischen Bestrebungen der Ottonen, die vom Kaiser als Führer der abendländischen Christenheit bis hin zum Gedanken der Erneuerung des Imperiums der Römer unter Otto III. reichten, miterlebt.

Es ist erstaunlich, wieviele menschliche und politische Rollen Adelheid in ihrer achtundsechzigjährigen Lebenszeit auszufüllen hatte, und diese menschlichen und politischen Tiefenschichten mögen erklären, warum sich Hansjörg Frommer von der VHS Karlsruhe so begeistert für Adelheid/Adélaïde engagiert hat und der INFO Verlag das Engagement mit einem in der Ausstattung so schönen Gedenkbuch belohnt hat.

Das Grab Adelheids in Selz fiel dem Rheinhochwasser 1307 zum Opfer. Geblieben ist in der Kirche von Selz nur ein Schlußstein von 1481.

Adelheid hat ihren Nachruhm durch die Kanonisierung im Jahre 1097 gefunden. Theophanu, ihre Schwiegertochter, lebt in der „großen europaumspannenden Konzeption eines christlich-römischen Universalreiches ihres Sohnes Otto III. fort“ (Schnith), zu der sie die Grundlage gelegt hat.

adelheid

KAISERIN UND HEILIGE · 931 BIS 999  
IMPERATRICE ET SAINTE · 931 A 999

adélaïde



INFO VERLAG KARLSRUHE

Adelheid – Kaiserin und Heilige – 931 bis 999

Adélaïde-imperatrice et sainte – 931–999  
Herausgegeben von der Volkshochschule  
Karlsruhe in Zusammenarbeit mit dem  
INFO Verlag Karlsruhe

In deutscher und französischer Sprache  
208 Seiten Großformat, 23 sw und 26 Farb-  
ablichtungen, DM 65,00.

# Buchbesprechungen

1989–1999.

## Zehn Jahre Verlag Regionalkultur.

Wie schnell ein Jahrzehnt vergehen kann, sieht man an dem Jubiläum das der Verlag Regionalkultur in Ubstadt-Weiher in diesem Jahr begeht, aber man sieht ebenso, was in diesem Zeitraum geleistet werden kann, wenn Sachverstand, Engagement, Unternehmungsgeist und unermüdlicher Fleiß Hand in Hand arbeiten. Das in einem Jahrzehnt Geschaffene kann sich sehen lassen und muß die jungen Leute, die den Mut hatten, diesen Verlag zu gründen, mit Stolz erfüllen.

Die Gesellschafter Frau Sitzler und Herr Schmidt, zusammen mit Herrn Dr. Stier wurden in ihrem Gründungsoptimismus bestätigt. Der kleine Betrieb kam zu Atem, er schwamm sich frei, wo andere derlei Unternehmungen untergingen. Von allein kam das nicht. Firmen Gründungen ohne Risikobereitschaft, vollen persönlichen Einsatz und vor allem ohne Sachkompetenz sind zum Scheitern verurteilt. Die Ubstadter aber fanden eine Marktlücke, die Regionalkultur.

Sie gaben den Darstellungen der Region, vor allem dem Kraichgau mit seiner typischen Landschaft, Dörfern und Städten, dem Bruhrain, der Regional- und Landesgeschichte, der Volkskunde und Volkskunst, dem Umwelt- und Naturschutz eine Heimat. Ein breites Spektrum von Büchern, mit großer Sorgfalt gestaltet, spiegeln Geschichte und Kultur dieser Region wider, die dadurch zu einer der am besten erforschten und mit all ihren Facetten beschriebenen unseres Landes geworden ist. Heute weist der Verlag eine Liste mit hundert Titeln auf, eine enorme Leistung, die ihm eine treue Leserschaft gesichert hat. Wir wünschen dem Verlag Regionalkultur weiterhin viel Glück und verlegerischen Erfolg ins kommende Jahrtausend hinein.

Eine kleine Auswahl der in der letzten Zeit erschienenen Bücher soll nun besprochen werden.

I. David Chytraeus: Kraichgau-De Creichgoia. Faksimile der Ausgabe Wittenberg 1561 Zum Chytraeus-Jahr 2000 im Auftrag des Heimatvereins Kraichgau und der Stadt Kraichtal hrsg. und neu übersetzt von Reinhard Düchting und Boris Körkel. (Heimatverein Kraichgau: Sonderveröffentlichung Nr. 21) 160 S., 58 Abb., DM 28,-.

Der Theologe und Historiker David Chytraeus lebte von 1530 bis 1600. Er wurde in Ingelfingen am Kocher als eines der zehn Kinder des Pfarrers Mathias Kochhaf geboren. Dieser, Anhänger der Reformation, wurde von den Grafen von Hohenlohe vertrieben und fand Unterschlupf und Anstellung bei Peter von Mentzingen in diesem Dorf Mentzingen, wo er bis zu seinem Tode amtierte. Hier begann die unglaubliche Laufbahn des ganz außergewöhnlich begabten David. Mit zehn Jahren bezog er die Universität Tübingen, gefördert von Frau Margarete von Mentzingen. Nach zwei Jahren schon Baccalaureus, beendete er 1554 das Studium mit dem Erwerb des Magistertitels. Er war gerade vierzehn Jahre alt. In diesem Alter kam David zu Melanchthon nach Wittenberg, der ihn nachhaltig prägte und förderte. Dieser schickte ihn 1581 nach Rostock, damit er dort helfe, die sich in einem desolaten Zustand befindliche Universität zu konsolidieren, und so besonders auf die Abschirmung der rechten Lehre der Reformation im Interessensfeld von Stadt und herzoglicher Familie zu achten. Von Melanchthon zum Ausharren veranlaßt, schlug Chytraeus mehrere Rufe an andere Universitäten aus, darunter auch Heidelberg. Schließlich wurde er 1563 und anschließend noch viermal zum Rektor der Universität Rostock gewählt. Diese sehr summarische Auflistung mag genügen. Auf die ungeheuere Arbeitsleistung in schwierigster Zeit des David Chytraeus kann hier nicht weiter eingegangen werden. Er starb am 25. Juni 1600.

Nun soll der Chronist des Kraichgaus gewürdigt werden. Chytraeus hielt im Jahre 1558 seinen Studenten eine Rede, mit der er sie mit seiner Heimat, dem Kraichgau, bekannt machte. Anlaß dieser Rede war eine Reise im Herbst 1557 zu seinem alten Vater nach Mentzingen. Diese Rede war nicht nur eine „überwältigende Erinnerung“ (S. 105) an seine Heimat, sondern auch ein Dank an die zwei Männer, die seinen Lebensweg ermöglicht hatten: Peter von Mentzingen, der die Mittel zu seinem Studium zur Verfügung gestellt, und Melanchthon, der ihn mit dem geistigen Rüstzeug versehen hatte. Es ist die erste selbständige Beschreibung des Kraichgaus, die Chytraeus 1561 in Wittenberg drucken ließ. Sie fand einen so guten Absatz, daß bereits 1562 und 1563 nachgedruckt werden mußte. 1583 wurde sie von Chytraeus noch einmal neu überarbeitet.

Chytraeus hat seine Rede wie folgt aufgebaut:

Er beginnt mit der Beschreibung der Landschaft des Kraichgaus, also Grenzen (der Kraichgau als Viereck), geographische Lage und Maße, Sinheim als Mittelpunkt, als „Nabel“ des Kraichgaus, Name, aus der frühen Geschichte, Fruchtbarkeit des Bodens, Flüsse, der Kraichgau als ewiger Garten, Menschenschlag, Städte und Dörfer, die Ritterschaft, die Mentzingen, Gem-



mingen und andere Familien, Herrschaftsform, Frömmigkeit, Kirchen, Geistlichkeit, Reformation, Schulen, Universität Heidelberg und ihre Lehrer, Ph. Melancthon, Kraichgauer als Kanzler in Heidelberg und Tübingen, Fürbitte, daß der Kraichgau immer eine Stätte der Kirche bleiben möge.

Chytraeus verfährt flächenmäßig für den Kraichgau recht großzügig. Er sieht ihn „eingeschlossen vom Norden bis an die Mündung der Zaber, einer gedachten Linie von dort nach Westen über Pforzheim und weiter bis an den Rhein, der die westliche Grenze darstellt.“ (S. 113) Die Rede ist, um sie auf einen einfachen Nenner zu bringen, das Hohelied seiner Heimatlandschaft schlechthin! Willkommenen Beigaben sind das Hochzeits-Carmen für Philipp Melancthon und seine Braut Margarete Smedes vom 12. November 1553 und aus Sebastian Münsters Cosmographia der Abschnitt Bruxella in Brureinia (Bruchsal in Bruorein) lateinisch und deutsch (1550).

Der Menzinger Pfarrer Otto Becker übersetzte die Rede 1907 erstmals ins Deutsche und versah sie mit einem ausführlichen Kommentar. Diese Ausgabe ist seit langem vergriffen, der Kommentar z. T. überholt. Deshalb wurde auf den Neudruck verzichtet und eine Neuübersetzung erstellt. Dieser Aufgabe unterzogen sich Prof. Dr. Reinhard Düchting von der Universität Heidelberg und Boris Körkel in hervorragender Weise. Hinzuweisen ist besonders auf das philologisch-historische Nachwort, das dem Leser eine große Hilfe bietet. Der Übersetzung vorangestellt wurde die Faksimile-Wiedergabe des Erstdrucks von 1661, dafür sei besonders gedankt.

Diese Herausgabe der Rede des David Chytraeus „De Creichgoia“ ehrt sämtliche daran Beteiligte. Hohes Lob und Dank ist darob den Übersetzern, dem Heimatverein Kraichgau, der Stadt Kraichtal zu zollen. Sie haben unverhofft eine Lücke geschlossen und dem Heimatfreund und dem Heimatforscher wieder ein wesentliches Stück Landesgeschichte an die Hand gegeben. Der Verlag Regionalkultur hat sich mit diesem Buch selbst das schönste Jubiläumsgeschenk gemacht. Es ist verlegerisch hervorragend betreut und zeigt die Leistungsfähigkeit des jungen Verlages. Diese Ausgabe bereitet ein hohes intellektuelles und ästhetisches Vergnügen.

**2. Markus A. Maesel, Hrsg.: Chronik des Barfüßer-Karmelitenklosters zu Heidelberg. Ein Beytrag zur Pfälzischen Kirchengeschichte - die deutsche Fassung des P. Gregor Hertwig. 384 S., 23 Abb., DM 48,-.**

Der stattliche Band ist ein wichtiges und beeindruckendes Dokument Heidelberger Stadt- und Kirchengeschichte. Der Herausgeber und Kommentator M. A. Maesel hat mit der Herausgabe der Chronik in der deutschen Fassung des P. Gregor Hertwig eine vorbildliche Arbeit geleistet.

Seit dem Jahre 1702 waren die Unbeschuhten Karmeliten, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts als Reformbewegung aus dem Karmelitenorden hervorgingen, in Heidelberg ansässig. Sie gründeten ihr Kloster, und ihr Wirken in der Stadt stand in einem engen Zusammenhang mit der Rekatholisierung der Kurpfalz durch die Linie Pfalz-Neuburg ab dem Jahr 1685. Damit war eine verlässliche Grundlage für die Arbeit der Karmeliten gegeben, die bis zur Säkularisation Bestand hatte, welche 1803 die Aufhebung des Klosters brachte.

In jenem Jahr verfaßte der aus Heidelberg stammende Karmelitenpater Gregor Hertwig (1740-1815) eine deutsche Übersetzung der Geschichte des Ordens in Heidelberg. Die lateinische Originalschrift ist leider verschollen. Das Ziel, das der Pater mit seiner Arbeit verfolgte, war es, die Geschichte des durch die Aufklärung und Säkularisation vernichteten Mönchtums zu bewahren und an kommende Geschlechter weiterzugeben. Im Zuge dieses Vorhabens schildert Pater Gregor die Aufbauleistungen des Klosters, den raschen Aufstieg zu einem der wichtigsten Orden der Stadt. Damit wurde das Werk des Paters nicht nur kirchengeschichtlich bedeutend, es wurde gleichzeitig zu einem Dokument der politischen Umwälzungen, welche die Aufklärung und die Französische Revolution mit sich brachten. Ein ausgezeichnetes, verdienstvolles Werk!

**3. Wolfgang H. Collum: Hugenotten in Baden-Durlach. Die französischen Protestanten in der Markgrafschaft Baden-Durlach, insbesondere in Friedrichstal und Welschneureut. 112 S., 10 Abb., DM 26,-.**

Dieser Band erschien zu den 300-Jahrfeiern der ehemaligen Hugenottengemeinden Friedrichstal und Welschneureut, die einzigen Gemeinden, die in der Markgrafschaft Durlach von den Hugenotten gegründet wurden. Der Autor hat sich der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, nach der Herkunft und dem schließlichen Verbleib und den Nachkommen jener Hugenotteneinwanderer zu forschen. Er hat dabei Fehler und Irrtümer korrigieren können, die sich bekanntlich selbständig in Veröffentlichungen fortsetzen.

Das Buch hat folgende Gliederung: Refugium in der Schweiz, Refugium in der Pfalz, Ansiedlung in Baden-Durlach, Friedrichstal, Liste der Hugenotten in Friedrichstal 1699-1730, Welschneureut, Liste der Hugenotten in Welschneureut 1699-1730, Menschen und Schicksale (aus dem Welschneureuter Kirchenbuch), die Stammeltern der heutigen Familien, Hugenotten in den anderen Kolonien, die Nachkommen der Hugenotten, Schweizer Zuwanderer 1699-1730.

Dem Autor ist dafür zu danken, daß er die Geschichte der heutigen Gemeinden Stutensee-Friedrichstal und Karlsruhe-Neureut-Süd mit diesem Beitrag wesentlich bereichert und Licht in ein hoch interessantes Kapitel Hugenottenhistorie gebracht hat.

**4. Karl Heinrich Rau: Die vierzig Tage in Heidelberg. Erinnerungen an den badischen Aufstand im Sommer 1849. Bearbeitet von Gerd Wippermann, Gabriele Haupt, Werner Moritz und Bernhard Stier. Band 3 der Schriften des Universitätsarchivs Heidelberg. 128 S., 21 Abb., DM 24,-.**

Der damals sehr bekannte und durch seine Lehrbücher berühmte Professor der Nationalökonomie an der Universität Heidelberg Karl Heinrich Rau (1792-1870) berichtet in einem persönlichen Tagebuch von dem Verlauf der vierzig entscheidenden Tage des badischen Aufstandes im Sommer 1849 in der politischen und militärischen „Drehscheibe“ Heidelberg. Rau war politisch engagiert und trat 1833 als gewählter Abgeordneter der Universität in die Erste Kammer der bad. Ständeversammlung ein. 1839 gehörte er als vom Großherzog ernanntes Mitglied dem Landtag an und übernahm im Frühjahr 1848 als Mitglied des Frankfur-



ter Vorparlaments für kurze Zeit noch einmal ein politisches Mandat. Rau war einer der bedeutendsten Nationalökonomener seiner Zeit und Anhänger eines maßvollen Wirtschaftsliberalismus, also der konservativen liberalen Mitte. Das gibt seinen Darstellungen die Würze. Sein Bericht umfaßt die Zeit vom 12. Mai bis zum 23. Juni 1849, endet also mit der Besetzung der Stadt durch die Preußen. Diese Zeit war an sich auf das genaueste erforscht, aber Rau ergänzt, kommentiert und bewertet die Ereignisse aus seiner Sichtweise und politischen Einstellung, die das Bestehende erhalten, aber nützliche Reformen nicht ausschloß.

Sehr nützlich erweist sich die zum eigentlichen Text hinführende Einleitung von Dr. Stier. Sie bereitet die umfassend kommentierte Textwiedergabe der Erinnerungen Raus vorbildlich vor. Die Schilderung des Verlaufs der Revolution und des blutigen Endes des Traumes von der Freiheit, Heidelberg als Ort der militärischen Auseinandersetzungen, also Ursache, Ende und die Frage nach der Zukunft leiten zur Textwiedergabe über.

Mit diesem Buch liegt eine wertvolle Ergänzung der Heidelberger Revolutionsliteratur vor. „Die Qualität und der exemplarische Quellenwert der ‚vierzig Tage‘ bestehen gerade darin, daß sie in bemerkenswerter Dichte die revolutionäre Atmosphäre in Heidelberg jener Wochen einfangen und dabei die subjektive Sicht- und Erlebnisweise durch Beteiligte und Betroffene wiedergeben.“ (Presseinfo)

5. Klaus Gaßner, Diana Finkle: Der Aufstand der badischen Demokraten. Geschichten aus der Revolution 1848/49. 144 S., 34 Abb., DM 19,80.

Diese Schrift ist zusammengesetzt aus den kurzen Beiträgen, die in den Badischen Neuesten Nachrichten für die Zeit vom September 1847 monatlich bis Juli 1849 veröffentlicht wurden. Das ergibt in der Summe eine Art Tagebuch mit gerafft dargestellten Revolutionsereignissen. Der Vorteil liegt darin, daß in den rund 85 Berichten nahezu alles Interessante, was die Revolution an Personen und Ereignissen zu bieten hatte, erfaßt werden konnte. Der Leser darf natürlich keine historischen Abhandlungen in ihrer ursprünglichen Bedeutung erwarten, aber er wird unterhalten und bekommt dabei doch auch bemerkenswerte Zeitillustrationen serviert. Ein in seiner Art originelles Buch.

6. Stadt Bruchsal, Hrsg.: Bruchsal, Zentrum zwischen Rhein und Kraichgau. Fotografiert von Hans-Peter Safranek, Karl-Heinz Malzer u. a., Texte von Stefan Schuhmacher. Großformat, über 250 farb. Abb., DM 39,80.

Die Stadt Bruchsal hat mit der Herausgabe dieses stattlichen Bildbandes einen weiteren Schritt hervorragender Präsentation ihres Gemeinwesens getan. Dieser Band ist eine schöne Ergänzung aller erschienenen Publikationen zur Stadtgeschichte.

Wenn man weiß, welche Schicksale – gerade 1945 – Bruchsal erlitten hat, dann ist man doch erstaunt, was in den letzten fünfzig Jahren geschaffen wurde bis hin zur internationalen Universitätsstadt. Die Fotografen Safranek und andere haben dabei ausgezeichnete Arbeit geleistet, und man geht interessiert den Gang durch die Stadt und die eingemeindeten Orte mit, und man ist begeistert, was Bruch-

sal außer dem Schloß und St. Peter, welche die Stadt zur Barockstadt machen, an Schönheiten zu bieten hat. Das Fotografenauge hat sie entdeckt. Die Texte von Stefan Schuhmacher sind ausreichend informierend, ohne Umschweife den Kern treffend und dreisprachig.

Dieser schöne Bildband macht deutlich, daß Bruchsal eine Stadt mit hoher Lebensqualität ist, die den 40 000 Einwohnern alles bietet, was ein gutes Stadtleben ermöglicht. Es macht weiterhin deutlich, daß die Landschaft, von der Bruchsal umgeben ist, und das was sie bietet (z. B. Wein und Spargel) einen hohen Anteil daran hat.

7. Dorothee Le Maire: Oberweier. Aus der Ortsgeschichte von ihren Anfängen bis heute. 312 S., über 130 Abb., DM 36,-.

Frau Le Maire, Leiterin des Stadtarchivs Ettlingen, hat diese Ortschronik in dem Wissen verfaßt, daß es notwendig ist, die Historie der ehemals selbständigen Gemeinden, die neue Stadtteile von Ettlingen geworden sind, festzuschreiben und damit für die Nachkommen zu erhalten. Auch künftige Generationen in diesen Dörfern sollen wissen, wie die Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte gelaufen ist, sie sollen den geschichtlichen Hintergrund ihrer Wohngemeinde spüren und versuchen, Tradition und Fortschritt miteinander zu verbinden. Frau Le Maire empfindet es als Vorteil, dieses Buch als „Ortsfremde“ geschrieben zu haben. Intellektuelle Distanzierung mag Vorteile, sachliche Beurteilung und „Neutralität“ bringen, wenn man auch sagen muß, daß eine Ortschronik nicht ohne emotionale Beteiligung mit Leben erfüllt werden kann. Frau Le Maire hat die Gefahren umgangen und ein Werk verfaßt, das neuzeitlichen Ansprüchen entspricht.

Eine Chronik, welche die Geschichte der Gemeinde von ihren Anfängen bis heute erarbeiten will, ist von vornherein auf ein Muster festgelegt, das allen diesen Chroniken eigen ist, anders ist der Stoff nicht zu bewältigen.

Daraus ergibt sich die Gliederung des Buches: Naturräumliche Gliederung-Römer-Oberweier als Stabs-gemeinde bis 1821 – Oberweier als selbständige Gemeinde bis 1974 – Oberweier als Stadtteil von Ettlingen ab 1974 – die Bevölkerung – Landwirtschaft – Gewerbe und Handel – Industriegebiet Haberacker – Kirchengemeinde – Schule – Infrastruktur – dörfliches Leben.

Es entsteht nach der Schilderung der reinen Historie im Einbezug des dörflichen kulturellen Lebens ein facettenreiches Bild einer doch sehr schön gelegenen Gemeinde mit einer aktiven, den Zeiterfordernissen aufgeschlossenen Bevölkerung.

8. Klaus Bindewald: Die Albtalbahn, Geschichte und Zukunft. Von der Schmalspurbahn zur modernen Stadtbahn. Herausgeber Albtal-Verkehrs-Gesellschaft mbH (AVG), 192 S., ca. 150 großteils farbige Abb., DM 29,80.

Kein Zweifel, das Bähnle, Lobberle, der Enteköpfer von Karlsruhe nach Herrenalb ist nicht nur durch unsere Mundartdichter (z. B. Romeo) unsterblich geworden, sondern hat seinen festen Platz in Herzen der inzwischen betagten Karlsruher und der Stadthistorie schlecht hin. Es sind vor allem die qualmenden Lokomotiven noch nach 1945, welche schnaufend und



Rußpartikel in die Augen treibend ihre Arbeit verrichten, Fahrten, welche zentnerweise mit Emotionen und Erinnerungen beladen sind.

Es ist ein großes Verdienst des Eisenbahnspezialisten Klaus Bindewald, daß er sich der Geschichte der Albtalbahn angenommen hat und die gewaltige Entwicklung der Bahn von ihren Anfängen bis zu den heutigen Großraumwagen zeigt. Die moderne AVG mit ihrem weltweit stark beachteten Schienen-Personenverkehr ist aus der nach fünfundzwanzigjährigen Bemühungen und vielen Widerständen im Jahre 1897/98 in Betrieb genommenen Albtalbahn zwischen Karlsruhe, Ettlingen und Herrenalb hervorgegangen. Damit wurde der Zugang des Albtales zu der aufstrebenden Stadt Karlsruhe erschlossen. Bereits 1898 wurde die Albtalbahn als eine der ersten in Deutschland elektrisch befahren, sie spielte des öfteren den Vorreiter der Technik. Technisches Neuland betrat man mit den „Zweissystemloks“ und den Mehrfrequenz-Triebwagen.

Bindewald schildert in seinem interessanten, reich bebilderten Buch die Bau- und Betriebsgeschichte, Strecke, rollendes Material, die wechselvollen Geschichten der Betreibergesellschaften bis hin zur Entwicklung zur modernen Stadtbahn. Tabellen und Skizzen runden den interessanten Band ab. Ludwlg Vögely

9. Wolfgang H. Collum, Hugenotten in Baden-Durlach, Verlag regionalkultur, Ubstadt-Weiher, 1999; 112 S.

Wolfgang H. Collum knüpft mit seiner Veröffentlichung an einen Aufsatz an, der 1974 in Heft III der Badischen Heimat erschienen ist und die „Hugenotten in Baden-Durlach“ zum Thema hatte. In der hier vorliegenden genealogischen Arbeit spezifiziert der Autor seine Untersuchung in dieser Hinsicht auf die Gemeinden Friedrichstal und Welschneureut, womit die beiden Orte angesprochen sind, die in der Markgrafschaft Baden-Durlach das Hauptkontingent an eingewanderten Hugenotten darstellen. In seiner mit genauen Angaben dokumentierten Abhandlung geht der Autor in erster Linie auf die Herkunft dieser reformierten französischen Einwanderer um 1700 in die beiden Gemeinden ein; diese Dokumentation erfolgt anhand der in Frage kommenden Kirchenbücher - hier werden die Listen der Einwohner von Friedrichstal und Welschneureut aus den ersten 30 Jahren der Einwanderung verwendet und Unterlagen aus dem Generallandesarchiv in Karlsruhe. Der Brief von Peter Volkenier von 1699, dem holländischen Gesandten in der Schweiz, an den Markgrafen Friedrich oder Friedrich VII von Baden-Durlach und dem Empfehlungsschreiben des englischen Königs Wilhelm VIII an den gleichen Landesfürsten, die beide in der vollständigen Übersetzung aus dem Lateinischen im Anhang erscheinen, damit über den Aufsatz von 1974 hinausgehend, unterstreichen die These von Collum. Somit wird für beide Orte, was auch von anderer Seite (Theo Kiefner) nachgewiesen wurde, die genaue Herkunft aufgezeigt, was im Falle Friedrichstal im wesentlichen eine Bestätigung des schon Bekanntn wiedergibt und für Welschneureut einen neuen Gesichtspunkt hinsichtlich der Abstammung aufzeigt.

Alle diese Glaubensflüchtlinge kann man unter den Begriff Hugenotten subsumieren. Über Billigheim und Mörlheim in der Pfalz kamen die französischen, reformierten Kolonisten nach Friedrichstal, die man heute gemeinhin als Wallonen bezeichnet, was genau stimmt,

denn Nordfrankreich und Belgien (Brabant) von heute bilden den Ursprung. Die „Colonie de Neureuth“ 1699 gegründet, just mit dem Waldenserjubiläum einhergehend, ist aus Glaubensflüchtlingen aus den Landschaften Dauphiné und Languedoc in Südfrankreich (Queyas) zusammengesetzt, was Friedrich Metz und Wilhelm Meinzer (in „Dreihundert Jahre Waldenser in Deutschland, 1699“) auch zum Ausdruck bringen. Daß diese Hugenotten aus Welschneureut bekenntnismäßig (Anfang des 18. Jahrhunderts) sich den Waldensern in Württemberg anschlossen, kann dazu berechtigen, die Hugenotten in Welschneureut zusammen mit den Waldensern zu sehen. me

10. Gertrud Ennulat-Rupp, die Ölmühle, ein Familienschicksal, G. Braun-Verlag, Karlsruhe, 163 S., 1999.

Was Gertrud Ennulat-Rupp hier vorlegt, was sie bis in alle Details ihrer Erlebnisse schildert und das in einer sehr dichten Sprache, ist der Bericht über eine und aus einer Kindheit in der Ölmühle einer kleinen Stadt im Kraichgau - verschiedene Angaben und Andeutungen lassen darauf schließen, daß es sich dabei um die Kleinstadt Bretten handelt. Der Bericht erfolgt in einer Ichform, die uns mit hinein nimmt in das Geschehen jener Jahre, wie es authentisch erfolgt ist, es ist verblüffend, wie die Autorin damit in der Rückschau, ohne zu problematisieren, den Nerv jener Jahre anhand ihrer persönlichen Erlebnisse trifft und so ein Bild darüber abgibt, wie es damals gewesen ist. In diesem Bericht, der als solcher unprätentiös und ganz ehrlich dargeboten wird, können sich die Menschen wiederfinden, die diese Zeit in dieser Gegend des Kraichgaus erlebt haben. Gertrud Ennulat-Rupp hat mit diesem Bericht die Atmosphäre getroffen, wie sie weithin bei den Menschen in der Gegend vorhanden war und Charaktere in knapper Kennzeichnung angezeigt, die damals so gelebt haben. Schon allein aus diesem Grunde ist dieser Bericht wertvoll, daß er zum Tableau einer Zeit wird, von der wir heute meistens nur vom Hörensagen etwas vernehmen. Auch wenn vieles uns sehr persönlich in diesen Bericht vorkommt, an so ist er allein schon deshalb angebracht, daß wir Konkretes über eine Zeit und über Menschen hören, über die man gemeinhin heute hinweggeht. Dafür muß man der Autorin dankbar sein.

Dieser Bericht umfaßt die Jahre des Zweiten Weltkriegs, vor allem die Nachkriegsjahre, aus der Sicht eines jungen, aber kritischen, heranwachsenden Mädchens. Die Ölmühle und was mit ihr noch verbunden ist - etwa die Mosterei und die Holzsägerei - ist so etwas wie eine Staffage für diesen Bericht, entscheidend ist das menschliche Verhalten. Mit der Ölmühle ist eine Institution angesprochen, die für das Leben der Menschen in jenen Jahren eine große Bedeutung hatte. Da heute vielerorts die alten Tätigkeiten die Menschen wieder interessieren, ist es gut, daß sie auf diese Weise auch aus diesem Bereich etwas erfahren.

Dieser authentische Bericht einer Zeitzeugin kann man mit gutem Grund allen empfehlen, die über diese Zeit etwas erfahren wollen, sie lernen auf herzhafte Weise vieles kennen, was der Vergangenheit anheim zu fallen droht. Auch die Jüngeren können aus diesem Bericht etwas lernen, der ihnen eine Epoche aufschließt, über die sie von den Älteren oft hören. Denen, die das erlebt haben, und denen, die nur davon gehört haben, kann dieser schön aufgemachte Bericht wärmstens empfohlen werden.



11. Ursula Kohl (Red.): Museumsführer Rhein-Neckar-Kreis. 12,5 x 23,5 cm, 167 S., rd. 350 Fotos, farb. Außentitel, broschiert, 2. Aufl. Schwetzingen 1992/93. ISBN 3-87742-064-8. DM 15,-

In seiner bewährten Reihe legt der K. F. Schimper-Verlag ein Bändchen vor, das „alles Wissenswerte über 62 Museen um Rhein-Neckar-Kreis“ enthält. Öffnungszeiten, Anschrift mit Telefon-Nr., Wegbeschreibung und Parkplatz mitzuteilen sind nützlich und selbstverständlich. Aber dies gespickt mit Bildern auf der linken Seite und weiteren Bildern oder ganzseitigem Foto auf der rechten Seite erhöhen den Informationswert und regen die Neugierde an, z. B. im Falle Wiesloch 4 kleine Fotos und gegenüber ein ganzseitiges Bild der Grube „Segen Gottes“ über den fast vergessenen Bergbau. Da verschwinden die klein gehaltenen Inserate am unteren Seitenrand und 19 Bildinserate zeigen Sehenswürdigkeiten im weiteren Nachbereich. Die bekannten großen Museen sind ebenso behandelt wie die zahlreichen kleineren und unbekannteren. Die Kartenskizze S. 166/167 offenbart, daß allein 12 im Kraichgau liegen. Tatsächlich sind es aber mehr, weil das Kartenbild nur den Hauptort enthält und nicht auch die Teilorte.

Von den 62 Museen liegen 9 in Mannheim, 16 in Heidelberg, 3 sind kurpfälzische Schlösser, 26 Heimatmuseen, 6 reine Geschichtsmuseen, 4 technische Museen wie der noch weiter gehenden Aufschlüsselung auf S. 6/7 zu entnehmen ist. Für Bammental stehen 5 Fotos, das Heimatmuseum Epenbach wird mit 4 Fotos gewürdigt, Mauer mit 3 Bildern, beim Sinsheimer Stadtmuseum sind es 6, beim Lerchennest (Friedrich der Große) in Steinsfurt 5 und vom Auto- und Technikmuseum gar 9. Erfreulich, daß die Pomazer Heimatstube in Waldangeloch mit 4 Fotos nicht vergessen ist. Wer mit dem in jede Tasche passenden Büchlein auf Museumsreise geht wird nicht enttäuscht und kann schon vorher die kulturelle und heimatgeschichtliche Vielfalt und Reichhaltigkeit unserer Museumslandschaft bewundern.

Mit Bensheim, Heppenheim, Ludwigshafen, Speyer oder Viernheim sind wir zwar schon in Nachbarkreisen, jedoch an der nahen Bergstraße oder noch immer in der Kurpfalz. Deshalb legte der Verlag in gleicher Aufmachung den Museumsführer über 52 Museen in der Rheinpfalz und Südhessen vor (ISBN 3-87742-072-9).

12. Marie-Anne Hartmann: Matthias Grünewald – Der Issenheimer Altar/Malerei und Spiritualität, 1994, 117 S., reich bebildert. ISBN für die deutsche broschiierte Ausgabe: 2-906-238-457; Preis: 28,- DM.

Alljährlich pilgern über 350 000 Besucher ins Colmarer Unterlindemuseum, vor allem wegen des Issenheimer Altars. Der genannte Altar, geschaffen von Matthias Grünewald zwischen 1512 und 1516, gilt als eines der Hauptwerke der europäischen Kunst aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters: Gemalt von einem Deutschen, bestellt und bezahlt von Guido Guersi, dem aus Sizilien stammenden damaligen Abt des Issenheimer Klosters, wo auch Mönche aus der Schweiz, aus Südf Frankreich und dem ganzen Elsaß die Kommunität bildeten. Für ihre gelungene Analyse des Issenheimer Altars hat die Autorin Marie-Anne Hartmann, Winzerin und Fremdenführerin aus Wettolsheim bei Colmar, eine Dialogform gewählt. Erdachte Gesprächspartner sind

der Abt Guido Guersi und der Künstler Matthias Grünewald selbst. Dabei erfährt der Leser in dem lebendig geschriebenen Buch nicht nur viel Interessantes über die Symbolik der Bilder des Issenheimer Wandelaltars, sondern auch über Zeit und Menschen im Elsaß vor 500 Jahren. L. Böhnert

13. Jean-Marie Schelcher: „... damit Du weißt, daß ich noch lebe!“ – Briefe eines tapferen Elsässer Soldaten aus dem 1. Weltkrieg, erschienen im Janus-Verlag, Basel, 1992. Preis: 28,- DM.

Der Autor Jean-Marie Schelcher, beruflich tätig in der elsässischen Schulverwaltung, erzählt eine wahre Geschichte, und zwar die seines Großonkels Theodor, der im 1. Weltkrieg bei Verdun gefallen ist. Zum einen stützt sich der Text der Erzählung auf mündliche Aussagen, die in Schelchers Familie weitergegeben wurden, zum anderen auf dem vom Autor unangetasteten Original-Text von 40 Postkarten, die Theodor seiner Braut Marie aus dem Feld geschickt hatte. Daß die den Text der Postkarten verbindenden Teile im Elsässer Dialekt geschrieben sind, bringt uns, die wir im Drei-Länder-Eck die am Oberrhein gesprochenen Dialekte verstehen, Jean-Marie Schelchers Werk so nahe, als ob einer unserer eigenen Familie diese erzählen würde: Unser Sohn – unser Bruder – unser Vater. Eine eindringliche Mahnung zum Frieden! L. Böhnert

14. Bertold Bitterich: Reisewege zur Kunst. Späte Erinnerungen. Quart, 160 S., 72 Fotos, 20 Zeichn., 7 Kartenskizzen, Index, Pappbd. Baden-Baden 1996.

In hohem Alter schrieb Bertold Bitterich (1907–1996) seine Erinnerungen. Er bemüht sich die harten Jugendjahre in Eppingen (Marktplatz) und die Ärgernisse um Anstellung und Kriegsjahre nicht hochkommen zu lassen, und legt als Kunsterzieher mit Leib und Seele den Schwerpunkt auf die Kunstergebnisse seiner Reisen. Dabei überwiegt das Ausland, da er 1931–1936 als Kunsterzieher am deutschen Gymnasium in Istanbul wirkte und zurück ins Reich mußte, weil er von der Partei nichts wissen wollte. Und der Kriegsdienst bei der Luftwaffe, der ihn durch Frankreich bis nach Dänemark führte, gerät ihm auch als Wege zur Kunst. Als Soldat das erste mal in Chartres, fallen ihm die Vorlesungen Karl Wulzingers in Karlsruhe ein.

Die weiteren Kapitel befassen sich mit der Türkei, der Suche nach den Vorfahren (deren Urahn er als Pütrich aus 1266 in den Alpen fand, Revolutionär 1848 F. L. Bitterich), Ägypten, dessen Götter und Mythologie, Sizilien und Burgund. Er läßt uns Eregli, Mont-de-Marzan, Beaune, Auxerre, Baalbek, Luxor und Karnak, Palermo u. a. m. erleben.

Er verschweigt, daß er vor dem Kriege an der Kunstakademie in Karlsruhe studiert hatte und neben der Lehrertätigkeit noch zwei Fächer an der Universität bestehen mußte, um als Studienrat übernommen zu werden. Nach der Rückkehr aus englischer Gefangenschaft lehrte er ab 1946 Kunst am Markgraf-Ludwig-Gymnasium in Baden-Baden und am Schluß drei Jahre am Gymnasium Hohenbaden. Ein lesenswertes Buch mit interessanten Fotos und gekonnten Zeichnungen gegenständlicher Art von seiner Hand.

Edmund Kiehne



## 15. Alemannische Verse aus der Tiefe des Lebens. Lina Kromers Gedichte auf Audio-CD

1969 sprach die Mundartlyrikerin Lina Kromer aus Obereggenen im Markgräflerland 28 ihrer Gedichte in alemannischer Mundart auf Band und produzierte damit eine Langspielplatte, die bei Mundart- und Lyrikfreunden gleichermaßen beliebt wurde. 30 Jahre später entschloss sich Hans Georg Brunner-Schwer, ein Freund der Familie, zu einer Neuauflage der Produktion, diesmal auf CD, um der ungebrochenen Nachfrage zu entsprechen.

Lina Kromer lebte und arbeitete als Bäurin in Obereggenen und veröffentlichte 1933 ihren ersten Gedichtband „Im Blaue zue“, in dem sie das Leben in der geliebten Heimat im Auf und Ab des Jahreslaufs aufleben ließ. Weitere Gedichtbände folgten. Alemannische Dichtung war dabei für Lina Kromer genauso wenig eine Übertragung hochdeutscher Gedanken in die Mundart wie für die Mehrzahl der anderen Mundartdichter, sondern eine ureigene Ausdrucksweise, die Gedanken und Empfindungen, Wünsche und Reflexionen unmittelbarer zur Ausdruck bringt als das geschliffene hochdeutsche Wort es könnte.

Eingeleitet wird die Anthologie mit dem großen Gedicht „G'sicht am Strom“, dem Gleichnis von Fluss und Menschenleben – „er wird so wit wie breit/er het kei Afang meh, kei Ort/isch das scho Ewigkeit?“. Es folgen 27 weitere kleinere Gedichte als ein Querschnitt ihres Schaffens, allesamt keine beliebigen oder austauschbaren momentanen Erlebnisse einer nur den Moment sehenden, sondern Gedanken einer weiter schauenden Lyrikerin, Reflexionen über Grundfragen der menschlichen Existenz, über Grunddinge des Daseins, gesehen, geschaut mit dem Auge der nicht

akademisch gebildeten, in der Landschaft und der bäuerlichen Natur verwurzelten Dichterin – „Angst“, „En Brueder namelos“, „Ewige Froge“, immer verbunden mit tief religiösen Gedanken vom „Welterlöser“, von „Prophete“ oder einem „Gebet“, immer verbunden mit dem Erlebnis der gelebten Natur wie in der „Vorfrüeligsnacht“ oder im „Liewer Chrisbaum“. Auch die einfache Frage „Warum?“ lässt das Empfinden der Autorin für die wichtigen Dinge des Lebens spüren.

Es geht an dieser Stelle indessen weniger um eine Würdigung von Lina Kromers Werk, sondern um die Würdigung einer CD-Produktion. Und hier stellt sich das Unterfangen, einen Querschnitt durch das Werk der Autorin in ihrer eigenen Sprache zu geben, als ein wichtiger Beitrag zur Volks- und Dialektkunde dar. Lina Kromers Sprache ist die Sprache der 80jährigen Lyrikerin, die auf ihr Lebenswerk zurückblickt und aus der Summe ihres Schaffens heraus einen Eindruck von ihrer Sprache in Schrift und Wort geben will. Wer hier Emphase und Pathos erwartet, verkennt die grundsätzlichen Gegebenheiten. Insofern stellt diese Neuauflage der 1969 produzierten Langspielplatte nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Weitergabe von Lina Kromers Lebenswerk, sondern auch zur Dokumentation der Markgräfler Mundart dar.

Angesichts dieser Bedeutung ist das Beiheft zur CD eher mager ausgefallen. Eine Einleitung, ein Bild, ein kurzer Text, eine Zeichnung des Obereggener Kirchleins und zitierte Pressestimmen genügen wohl dem Herausgeber, kaum aber dem Nutzer. Zumindest ein Verzeichnis, wenn nicht gar der Text zumindest einiger der gesprochenen Gedichte hätte Not getan. Gerade bei „G'sicht am Strom“, in der Aufnahme immerhin elfeinhalb Minuten lang, hat der Zuhörer doch Schwierigkeiten, dem Zusammenhang zu folgen.

-chb

## Diese CD Nr. HGBS 19009 können Sie bestellen bei:



HGBS Studio +  
Musikproduktion  
GmbH

Richthofenstraße 1  
78048 VS-Villingen

Tel.: 0 77 21-5 20 07

Fax.: 0 77 21-5 20 08

# Autoren dieses Heftes

*Robert Albiez*

*Dipl. Kfm. Jürgen E. Blum*

*Hermann Brommer*

*Prof. Dr. Helmut Engler*

*Dr. Carlheinz Gräter*

*Heinrich Hauß*

*Franz Hilger*

*Prof. Dr. Michael Klant*

*Werner Klipfel*

*Dr. Roland Kress*

*Dr. Thomas K. Kuhn*

*Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer*

*Prof. Dr. Wolfgang Jäger*

*Dr. Hanspeter Rings*

*Dieter Speck*

*Dr. Horst Steffens*

*Adolf Schmid*

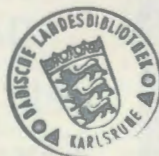
*Hansjörg Schmid*

*Traudl Schucker*

*Konrad Sutter*

*Elmar Vogt*

*Ludwig Vögely*





**1. LANDESVORSTAND**

**Telefon/Fax:**

Landesvorsitzender:	Adolf Schmid	79117 Freiburg Steinhalde 74	07 61/6 90 45
Stellv. Landesvorsitzender:	Dr. Volker Kronemayer	68782 Brühl Erzberger Str. 45	0 62 02/7 37 34 u. Fax pr. 0 62 22/5 730 12 dienstl. 0 62 22/57 30-0 Verm.
Landesrechner:	Rolf Kohler	79117 Freiburg Unteres Grün 7c	07 61/6 46 36 pr. 07 61/2 05-27 03 dienstl.
Schriftführer:	Dr. Christoph Bühler	69124 Heidelberg Lochheimer Str. 18	0 62 21/78 37 51 0 62 02/2 61 79 Fax
Schriftleitung:	Heinrich Hauß	76149 Karlsruhe Weißdornweg 39	07 21/75 43 45
Geschäftsstelle:	Adolf Schmid	79117 Freiburg Hansjakobstr. 12	07 61/7 07 55 07 07 61/7 07 55 06 Fax
	Gabriele Kelle		07 61/7 37 24
	Hannelore Kohler		07 61/7 37 24

**2. BEIRÄTE**

Prof. Dr. Bernd Otnad	Auwaldstr. 113	79110 Freiburg	07 61/1 65 59
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20	79117 Freiburg	07 61/6 26 83
Dr. Susanne Asche	Weinbrennerstr. 58	76185 Karlsruhe	07 21/84 38 10 pr. 07 21/1 33-42 22 dienstl.
Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79	76297 Stutensee- Blankenloch	0 72 44/9 25 61 pr. 07 21/9 26-26 72 dienstl.
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5	76227 Karlsruhe	07 21/81 79 78 pr. 07 21/6 08-43 76 dienstl.
Dr. Rosemarie Stratmann- Döhler	Bismarckstr. 9	76133 Karlsruhe	07 21/2 84 42 pr. 07 21/1 35-65 41 dienstl.
Dr. Winfried Schweinfurth	Luisenstr. 20	68723 Schwetzingen	0 62 02/1 57 99
Ekkehard Schulz	Holderweg 36	76199 Karlsruhe	07 21/3 30 37
Karl Heinz Vogt	Riedackerweg 7	79688 Hausen i. W.	0 76 22/20 29
Peter Henn, Presse	Rheinbrückenstr. 27	76187 Karlsruhe	07 21/56 71 40
Prof. Dr. Dr. h.c. Volker Schupp	Haydnweg 4	79312 Emmendingen	0 76 41/68 70 pr. 07 61/2 03 32 28 dienstl.
Dr. Arnulf Moser	Allmandsdorferstr. 68	78464 Konstanz	0 75 31/6 75 34

**3. REGIONALGRUPPEN**

76530 Baden-Baden	Dieter Baeuerle	Lange Str. 70 Stadtmuseum	0 72 21/3 19 53 u. Fax pr. 0 72 21/93 22 73 dienstl.
79173 Bad Säckingen	Gottlieb Burkart	Pestalozzistr. 5	0 77 61/31 32 0 77 61/5 66-1 05 dienstl.
75015 Bretten	Michael Ertz	Reuchlinstr. 14b	0 72 52/4 28 96
76646 Bruchsal	Jörg Teuschl	Kraichgaustr. 9	0 72 51/6 29 34 pr. 0 72 51/1 82 11 Fax
79100 Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger	Günterstalstr. 70	07 61/7 03 22 11 dienstl.
69124 Heidelberg	Dr. Christoph Bühler	Lochheimer Str. 18	0 62 21/78 37 51
76228 Karlsruhe	Jörg Vögely	Busenbacher Str.13	07 21/4 58 53 07 21/45 36 04 Fax
77933 Lahr	Alois Obert	Am Walde 14	0 78 21/7 72 31
68161 Mannheim	Volker Keller	S 1, 16	06 21/2 17 62
75181 Pforzheim	Dieter Essig	Im Hasenacker 31	0 72 34/84 02 pr. 0 72 31/39 21 27 dienstl.
76437 Rastatt	Gerhard Hoffmann	Oppelner Str. 8	0 72 22/2 29 01
68723 Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer	Erzberger Str. 45 68782 Brühl	0 62 02/7 37 34
79761 Waldshut-Tiengen	Frank J. Ebner	Untere Landstr. 7	0 77 41/67 09 63 pr. 0 77 51/91 92 14 dienstl. Fax 0 77 51/91 92 99
79541 Lörrach/Markgr.	Inge Gula	Brunnenstr. 19	0 76 21/5 34 06
69226 Wiesloch	Dieter Haag	Kurpfalzstr. 62a 69226 Nußloch	0 62 24/1 56 24

Landesverein Badische Heimat e.V. Hansjakobstr.12 79117 Freiburg  
PVSt., Deutsche Post AG, "Entgelt bezahlt", E 1459

2550165

0130

Badische Landesbibliothek  
Zeitschriftenstelle  
Postfach 1429



76133 Karlsruhe

Die Sch...  
unter de...  
Mineralwässern.



SCHWARZWALDPERLE



**Peterstaler  
Rippoldsauer**

Naturfrisch aus dem Schwarzwald

Peterstaler & Rippoldsauer Mineralquellen, 77740 Bad Peterstal